Goethes Mutter.



Leipzig
Verlag von Artur Seemann.











GOETHES MUTTER.

Nach dem Original im Besitze der Frau M. Heuser-Nicolovius in Cöln

Goethes Mutter

Ein Lebensbild nach den Quellen

von

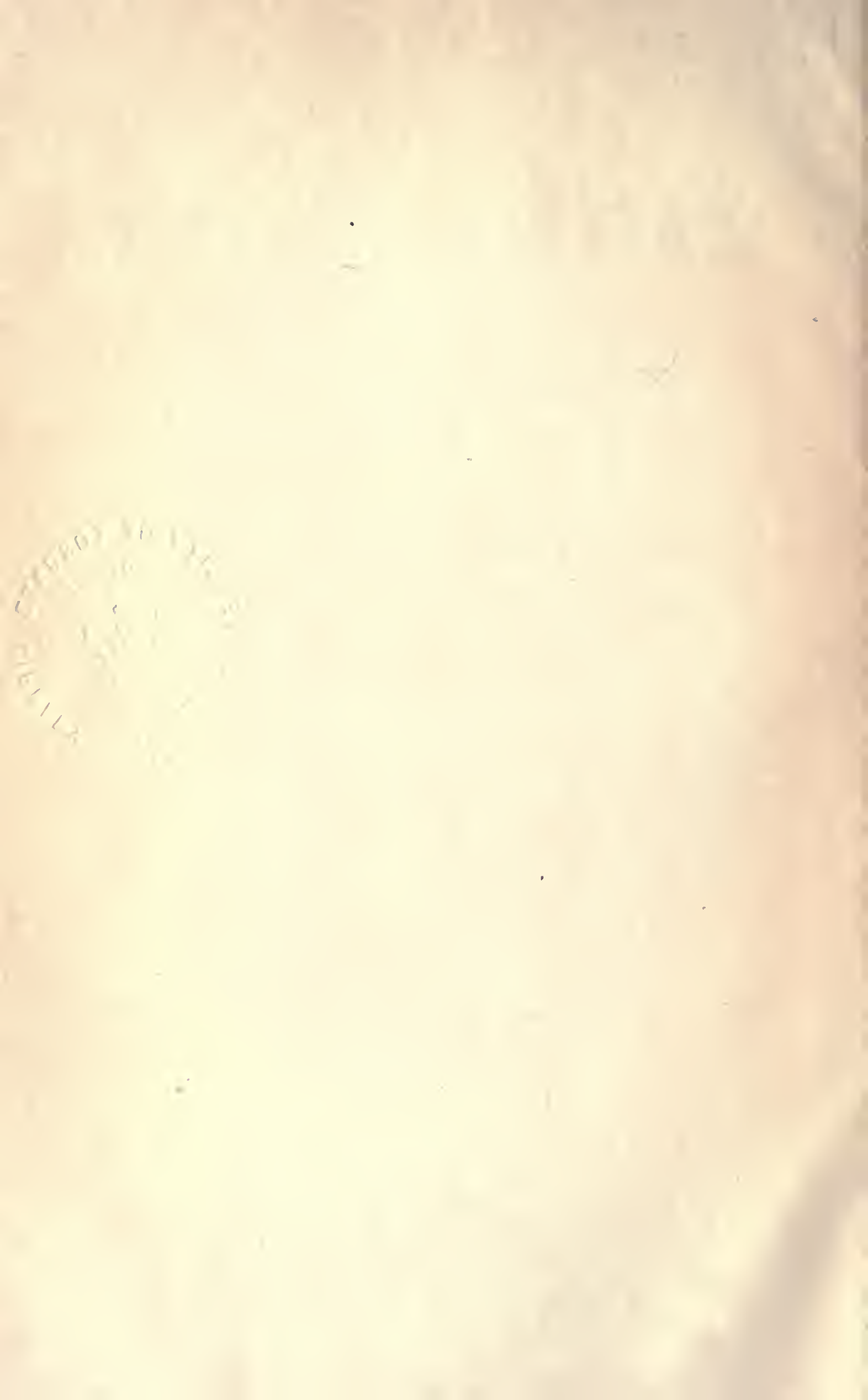
Dr. Karl Heinemann

Fünfte, verbesserte Auflage

Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliogravüren

> Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.
>
> Goethe, Aristeia der Mutter.

Leipzig 1895
Verlag von E. A. Seemann.



Dem Gedächtnis

Friedrich Zarnckes.



Vorwort zur ersten Auflage.

Ottokar Lorenz bemerkt in seinem vielbesprochenen Buche: „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“, es scheine ihm manchmal, als würden die Geschichtsbücher in Deutschland von lauter Hagestolzen verfaßt, die von der Bedeutung der Frau keine gute Meinung hätten: er vermißt den Respekt vor den Müttern in der Geschichte. Und mit Recht. Wird doch der bekannte Ausspruch Schopenhauers, daß das Kind seine geistige Begabung von der Mutter ererbe, durch hunderte von Beispielen bestätigt, und dennoch schauen wir uns vergeblich nach Biographien der bedeutenden Frauen um, nach Darstellungen, die den geistigen Zusammenhang unserer großen Männer und ihrer Mütter und den stillen, aber darum nicht weniger bedeutenden Einfluß der Mutter nachzuweisen versuchen. Selbst die Königin Luise hat unter den Männern deutscher Wissenschaft noch keinen Biographen gefunden.

So werde denn mit der glücklichsten und herrlichsten aller Mütter der Anfang gemacht. Die Frau mit dem freien und edlen Herzen, mit dem ewig sonnigen Gemüt und dem unzerstörbaren Glauben, die in ihrem Leben die schöne Forderung des großen Sohnes so herrlich erfüllt hat:

„Nur wo du bist, sei alles immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich!“

sie trete jetzt selbst vor uns in ihren Thaten und Worten.

Ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes möchte „Goethes Mutter“ werden, ein Buch, in dem unsere Frauen und Jungfrauen Erquickung in trüben und heiteren Stunden schöpfen, in dem sie vor allem die schönste Kunst der Frau lernen können, die Frau Rat wie keine andere verstand, ihre Umgebung zu beglücken.

Um diesem Leserkreis das Buch genießbar zu machen, mußte gar manches dem Goethekenner Bekannte von neuem, manches an mehreren Stellen gesagt werden. Nicht weniger aber war es mein Bestreben, der ernsten Forschung zu genügen, was hoffentlich der Abschnitt: „Quellen und Nachweise" darlegen wird.

Daß der Bilderschmuck des Buches so reich hat werden können, verdanke ich vor allem dem Manne, dem sein getreuer und dankbarer Schüler dies Buch gewidmet hat, ferner der hochverehrten Ururenkelin der Frau Rat, der Frau Marie Heuser-Nicolovius in Köln, dem Herrn Geheimen Regierungsrat Herman Grimm in Berlin, dem Herrn Dr. med. W. Vulpius in Weimar und dem Herrn Rud. Brockhaus in Leipzig, denen allen mein aufrichtiger Dank für immer bewahrt bleiben wird.

Dem für mich sehr empfindlichen Mangel eingehender Kenntnis des alten und neuen Frankfurt haben Frankfurter Gönner und Freunde in freundlicher Weise abgeholfen; insbesondere die gelehrte Kennerin der Geschichte des Frankfurter Theaters, Frau Elisabeth Mentzel, der Vorsitzende des Hochstifts, Herr Prof. Dr. Valentin und Herr Archivar Dr. Jung.

Am meisten aber schulde ich Dank für mannigfache, immer bereitwilligst gewährte Belehrung dem ehrwürdigen Nestor der Litterarhistoriker, Herrn Prof. Heinrich Düntzer. Ueber alles, was ich fremder Hilfe verdanke, giebt der Anhang genauen Aufschluß.

Der große Sohn hat es richtig gefühlt, daß nichts die Mutter so charakterisiere wie ihre Briefe. Daher soll, wo immer Briefe erhalten sind, Frau Aja selbst das Wort haben.

„Wer die Orthographie dieser Briefe ändern, daß heißt richten und regeln wollte", sagt Suphan in der Einleitung zu der Ausgabe der Briefe an den Sohn, „wird bald einsehen, daß heute nicht möglich ist, was weiland der Schreiblehrer und selbst der Herr Rat Goethe lobesam nicht fertig gebracht haben: der Frau Rat das „Bustawieren" und die „Etkette" des richtigen Schreibens zu lehren". Drucker und Verfasser dieses Buches haben die Wahrheit dieser Worte zur Genüge erfahren, aber dennoch den Versuch, die Rechtschreibung der Frau Rat der modernen anzugleichen, gemacht. Einige buchstabengetreu abgedruckte Briefe werden in ihre eigentliche Schreibweise genügenden Einblick gewähren.

Leider fließen diese und andere Quellen für die erste Lebenshälfte der Frau Rat sehr spärlich. Ich habe diesen Mangel zu ersetzen gesucht durch

die Schilderung ihrer Umgebung, selbst auf die Gefahr des Vorwurfs hin, hier über den Rahmen des Themas hinausgegangen zu sein. Daß insbesondere die Beziehungen zum Sohn nicht bloß hier, sondern überhaupt im Mittelpunkt des ganzen Werkes stehen sollen, das besagt wohl genügend der von mir gewählte Titel.

Das Buch ist in derselben Absicht wie meine übrigen kleinen Schriften und Aufsätze geschrieben, die Verehrung für den Menschen Goethe, den ja viele noch trennen zu müssen glauben von dem großen Dichter, zu erhöhen oder zu erwecken und so an bescheidenem Teile mitzuwirken zu seines Namens Ruhm und Herrlichkeit.

Leipzig, den 28ten August 1891.

Dr. Karl Heinemann.

Vorwort zur fünften Auflage.

In dieser Auflage sind die Anmerkungen, die wohl durch ihren Abdruck in vier starken Auflagen ihren Zweck erreicht haben, weggelassen worden. Für die Erklärung des Bildes zu Goethes Gedicht: Das Neueste von Plundersweilern, verweise ich auf das Gedicht selbst, seine Ausgabe in der Kürschnerschen Nationallitteratur und den Aufsatz von Weizsäcker in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte 1893, S. 67 fg. Wer sich für die Geschichte des Goethischen Familienbildes interessirt, findet eine ausführliche Darlegung in der Zeitschrift für bildende Kunst, Neue Folge III, 62, und in dem Hochstiftberichte 1895 Heft I, S. 53.

Wie die dritte und vierte, so ist auch die neueste Auflage um einige Bilder vermehrt worden.

Leipzig, im Oktober 1895.

Dr. Karl Heinemann.



Inhaltsverzeichnis.



Verzeichnis der Abbildungen.



Katharina Elisabeth Textor.





Man liebt es zur Zeit, die Charaktereigenschaften großer Männer bei ihren Vorfahren so weit als möglich zurück zu verfolgen und nachzuweisen. Kant, Klopstock, Lessing, Norddeutsche vom Scheitel bis zur Sohle, weisen auch in den ältesten Ahnen auf kein anderes Land hin. Schiller und Wieland sind echte Kinder des Südens. Unser größter Dichter ist auch darin universell, daß er in der Abstammung seiner Vorfahren den Norden und Süden vereinigt. Nicht nur, daß der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe, obgleich in Frankfurt geboren, in dem gewaltigen Ernst seiner nüchternen Lebensauffassung, in der Betonung des Sittlichen, in einer gewissen pedantischen Schwerfälligkeit deutlich den Norddeutschen verrät, sein Vater stammte auch wirklich aus Thüringen, war in Artern a. d. Unstrut geboren und erst nach Frankfurt verzogen. Aber unserem großen Dichter scheint das vom Großvater vererbte Blut nur die Färbung verliehen zu haben, die ein einseitiges Hervortreten der süddeutschen Natur verhinderte. In seinem Empfinden und Denken war er ein Süddeutscher und ist es geblieben, obwohl er den größten Teil seines Lebens unter dem „kimmerischen Himmel Thüringens“ und „in der Niedertracht nordischer Umgebung“ zugebracht hat. So ist es auch das Erbteil des Geschlechts der Mutter, das den Grund zu der Größe des Dichters gelegt hat.

Das Geschlecht Textor.

Georg Weber in Weikersheim a. d. Tauber im württembergischen Jagstkreis ist — in der zweiten Hälfte des 16 ten Jahrhunderts — der älteste nachweisbare Ahne Goethes mütterlicherseits. Da er seinem deutschen Namen das lateinische Gewand gab, war er wohl, wie fast alle seine Nachkommen, ein Gelehrter. Sein Sohn Wolfgang Textor, Kanzleidirektor des Grafen Hohenlohe-Langenburg († 1650), tritt uns schon durch seinen Vor-

namen etwas näher; sein Sohn, der sogar beide Namen Johann Wolfgang führte, und erst Professor der Jurisprudenz an der Universität in Altorf, später in Heidelberg war, interessiert uns deshalb, weil er, als Syndikus in die freie Stadt Frankfurt berufen, 1691 das Geschlecht in diese Stadt verpflanzte. Der Sohn Christoph Heinrich, später Advokat und Kurpfälzischer Hofrat, geboren 1665, beschloß, sich hier heimisch zu machen. Er heiratete eine Frankfurterin, die Tochter des Handelsmannes Appel, und brachte hierdurch das in Dichtung und Wahrheit wiederholt genannte Haus — es brannte bei der Beschießung durch die Franzosen im Juli 1796 ab — in den Besitz der Textorschen Familie. Von fünf Kindern erhielt der älteste am 11. Dezember 1693 geborene Sohn die Vornamen des Großvaters Johann Wolfgang; er wurde der Vater der Frau Aja und unseres großen Dichters Großvater. Von seinen Geschwistern heiratete Anna Maria, 1701 geboren, den General von Hoffmann, der in Frankfurt seinen Wohnsitz hatte; der Bruder Johann Nikolaus eine geborene von Klettenberg. Es lag in dem Herkommen der Familie, daß Johann Wolfgang die Rechte studierte. Er promovierte 1715 in Altorf und ging dann, wie später sein großer Enkel, nach Wetzlar, um sich bei dem Reichskammergericht praktisch auszubilden; daneben hielt er Vorlesungen über Kameralprozeß. Hier trat er bald in nähere Beziehungen zu dem ebenfalls aus Frankfurt stammenden Kammergerichtsprokurator Cornelius Lindheimer, dessen dritte, um achtzehn Jahre jüngere Tochter er im Jahre 1727 heiratete. Eine in demselben Jahre ergangene Berufung in den Rat der freien Stadt Frankfurt führte ihn baldigst in die Heimat zurück. Das junge Paar wohnte zuerst in dem elterlichen Hause in der Friedberger Gasse. Nachdem ihnen zwei Söhne kurz nach der Geburt gestorben waren, wurde ihnen am 19. Februar 1731 eine Tochter geboren, die die Namen Katharina Elisabeth erhielt.

Der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor.

Während die älteren Vorfahren der Frau Aja und Goethes für uns mehr oder weniger wesenlose Schatten sind, deren Existenz und Namen erst der rastlose Fleiß der Goethefreunde aufgedeckt hat, ist der Großvater Johann Wolfgang eine wohlbekannte Person durch des großen Enkels prächtige Schilderung in Dichtung und Wahrheit. Zu der Zeit, von der Goethe spricht, bekleidete er längst die höchste Würde der freien Reichsstadt, „eine ehrfurchtgebietende Gestalt", deren Würde durchaus nichts verliert in der Schilde-



Johann Wolfgang Textor, Goethes Urgroßvater.

Holzschnitt nach einem Stiche.



rung seiner Lieblingsbeschäftigung, der Pflege der feineren Obstsorten und der Blumenzucht in seinem Garten auf der Friedberger Gasse, bei der er als sparsamer Mann sich der ihm beim Pfeifergericht geschenkten ledernen Handschuhe bediente. „So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alkinous und Laertes hätte vorstellen können." Sehr wohl stimmte zu dieser Würde die stets gleichmäßige wohlthuende Ruhe und Stille, die ihn oft als wortkarg erscheinen ließ, die große, auch von seinen Gegnern anerkannte Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in seinem Amte, die Neigung zu einem Tag für Tag in gleichem Geleise sich abspielenden Leben, die sogar nicht die kleinste Veränderung in seinen Zimmern duldete und mit der sich auch sehr wohl in der Erholungslektüre eine Vorliebe für Reisen, Seefahrten und Entdeckungen vereinigt denken läßt.

Er gelangte schnell zu hohen Ehren. Im Jahre 1731 zum Schöffen, 1738 und 1743 zum älteren Bürgermeister gewählt, wurde er, der weder adelig noch Patrizier war, vier Jahre darauf Schultheiß. Der Stadtschultheiß war das Haupt der vierzehn Schöffen, d. h. der Ratsherren, die die erste Ratsbank und zugleich den höchsten Gerichtshof bildeten, von dem man nur an das Reichsgericht appellieren durfte. Der auf Lebenszeit gewählte Schultheiß ist somit der höchste Justizbeamte und hat eigentlich mit der Verwaltung gar nichts zu thun. Sein moralisches Gewicht indes als vornehmstes, überall zuerst gefragtes Mitglied des Rats, seine Wahl auf Lebenszeit gegenüber dem alle Jahre wechselnden Bürgermeister, die geschichtliche Erinnerung an seine frühere bis 1372 nachweisbare Stellung als Vertreter des Königs und höchster Justiz- und Verwaltungsbeamter, all das erklärt den thatsächlichen Einfluß des Stadtschultheißen und so auch Textors auf die Verwaltung und die Geschicke der Stadt. Die bedeutenden von Goethe geschilderten Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißen erwiesen wurden, hatten hierin ihren Ursprung. Auf diese hohe Stelle in den stürmischsten Kriegszeiten gestellt, stand Textor fest und energisch auf der Seite des Kaisers; denn er sah in dem Kriege Preußens nur eine Empörung. Den Verbündeten der Oesterreicher, den Franzosen, erleichterte er die Ueberrumpelung der Stadt, was bei der späteren großen Bedrückung Frankfurts ihm sogar den völlig unbewiesenen Vorwurf der Bestechung zuzog. Aus einer Familie stammend, die von jeher weniger Wert auf den Erwerb äußerer Reichtümer als auf den Besitz gediegener geistiger Schätze gelegt hatte, konnte er nicht den Aufwand machen,

den man bei einem Manne in so hoher Stellung voraussetzte. Er war nicht patrizischer Herkunft, gehörte nicht zu den Adeligen, weder zu den



Goethes Großmutter, Frau Ajas Mutter.
(Aus Keßlers Gedenkblättern 1846.)

Frauensteinern, noch zu den Limpurgern, den beiden Genossenschaften der Patrizier, verkehrte auch nicht mit den ihrer Herkunft oder ihres Reichtums wegen angesehensten Kreisen der Stadt; er lebte vielmehr schlicht bürgerlich,



Der Stadtschultheiß J. W. Textor (Goethes Großvater).
(Aus Keßlers Gedenkblättern.)



ebenso wie die Familie Goethe, nur daß er aus einer der Beamtenaristokratie angehörenden Familie stammte, während Goethes Vater gesellschaftlich völlig homo novus war. Er lebte, wie es seiner Neigung entsprach, ohne sich um die Gegner zu kümmern, die ihm daraus einen Vorwurf machten.

Eben diese Neigung und Gesinnung war es auch, die ihm die Ehre, geadelt zu werden, ausschlagen ließ. Karl VII., der unglückliche Kaiser, dem Textor während seines Aufenthaltes in Frankfurt in seinen finanziellen Nöten durch Vermittelung wiederholt gefällig gewesen war, wollte ihn zur Belohnung in den Adelstand erheben. Textor soll jedoch mit den bezeichnenden Worten geantwortet haben: seine Töchter sollten lieber bürgerlich bleiben, denn da sie arm wären, würden sie als Adelige weder einen Edelmann noch einen Bürgerlichen bekommen. So bedankte sich denn der Kaiser bei ihm und der getreuen Stadt Frankfurt überhaupt auf eine andere Weise, indem er die sieben ersten Schöffen und den ältesten Syndikus zu wirklichen kaiserlichen Räten mit dem Titel Excellenz ernannte. Durch das am 8. Aug. 1743 ausgestellte kaiserliche Diplom erhielt Textor, der damals sechstältester Schöffe war, den hohen Titel sofort. Auch bei der Krönung des Kaisers Franz I. war Textor natürlich an wichtiger Stelle, er trug mit neun anderen Abgeordneten den Thronhimmel über dem Kaiser: eine goldene, mit dem Bilde der Kaiserin Maria Theresia geschmückte Kette ward ihm zur Erinnerung. Wunderbar erscheint, daß dieser thatkräftige, nüchtern prosaische Mann, wie mehrfach bezeugt wird, die Gabe der Traumdeutung und Weissagung besaß. Im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit hat Goethe umständlich darüber berichtet, daß sein Großvater seine Wahl zum Schöffen und zum Schultheißen vorausgesagt, ja daß er sogar die Gabe besessen hätte, auf andere Personen die Spur seines Ahnungsvermögens zu übertragen. Die Gattin und die Töchter glaubten unerschütterlich an diese Gaben, auch Frau Aja, die darüber an ihre junge Freundin Bettina Brentano berichtet hat. War doch auch dem großen Enkel, der in auffälliger Weise mit Vorliebe bei Ahnungen und Vorbedeutungen in seinen Werken verweilt, ein derartiger mystischer Zug nicht fern. Die letzten Lebensjahre brachte der geistig schwach gewordene Mann auf dem Krankenstuhle zu, so daß der Tod am 6. Februar 1771 für ihn und die Seinigen eine Erlösung war.

Weniger ausführlich sind die Nachrichten über Goethes Großmutter Anna Margarethe geb. Lindheimer (1711—1783). In ihrem Bilde kann man mit Düntzer große Aehnlichkeit mit dem Enkel erkennen, „in den großen

bedeutenden Augen, dem strengen Herrscherblick und der sehr hohen mächtigen Stirn". Wenig ist es, aber nur Gutes, was die Freunde und selbst die Gegner ihres Mannes von ihr berichten, so ihr treues Verharren auf Seite des Gatten in dem Familienzwist, der uns noch beschäftigen wird, und einen Zug schöner Bescheidenheit beim Besuch des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen, der die ruhig hinter einer Dame aus dem hochadeligen Hause Limpurg zurücktretende Frau auf den ersten Platz führte und vor allen anderen auszeichnete.

Daß sie noch im hohen Alter eine liebevolle Großmutter war, bezeugt der Enkel, der oft in „pädagogischer Bedrängnis" zu den Großeltern floh. Die Sonntags dort verbrachten Stunden hielt er für die vergnügtesten seiner Kindheit. Von hoher Achtung und Ehrerbietung spricht ein noch erhaltener Brief Goethes an sie beim Tode ihres Gatten im Februar 1771.

...... „Mich, nicht Sie zu trösten, schreibe ich Ihnen, Ihnen, die jetzt das Haupt unser Familie sind, bitte Sie um Ihre Liebe und versichere Sie meiner zärtlichsten Ergebenheit ...... Er ist nun frei und unsere Thränen wünschen ihm Glück, und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten, lauter Herzen voll Liebe! ..... Und so bleibe Ihre Liebe für uns wie sie war und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmen Herzen Ihr zärtlicher Enkel

J. W. Goethe."

Noch einmal erwähnt der Enkel ihrer in einem Briefe an Kestner vom 28. Januar 1773. Tief in der Nacht, aufgeschreckt durch Feuerlärm, eilte er der Großmutter zu helfen, in deren Nähe das Feuer zu sein schien, er traf sie, wie er berichtet, beim Ausräumen des Silberzeugs, brachte alle Kostbarkeiten in Sicherheit und wartete mit ihr „des Schicksals Weg ab".

Frau Textor hat noch die Glanzzeit des Enkels mit erlebt. Beim Besuch des Herzogs Karl August mit seinem Freunde Goethe bei Frau Aja wird die „Freude der alten Mutter" hervorgehoben. Sie starb 1783.

Elisabeths erste Jugend.

Ueber Elisabeths Mädchenjahre sind wir wenig unterrichtet. Außer den Eltern standen ihrer Jugend freundlich nahe die Schwestern des Vaters und sein Bruder Johann Nikolaus Textor, Stadtkommandant von Frankfurt (1703—1765), derselbe, der bei der Ueberrumpelung der Stadt (1759) zugleich mit seiner Wache von den Franzosen überwältigt wurde und dessen Gattin, eine geborene von Klettenberg, die auch Tante des durch Goethe

unsterblich gewordenen Fräuleins Susanne Katharina von Klettenberg war. Vier nach Elisabeth geborene Geschwister waren teils die freundlichen Gespielen ihrer Kinderzeit oder der Gegenstand der ersten Regungen mütterlicher Sorgfalt. 1734 wurde Johanna Maria geboren, die unter dem Titel „die lebhafte Tante“ allen Lesern von Dichtung und Wahrheit in freundlicher Erinnerung ist. Drei Jahre später folgte Anna Maria, später verheiratet an den Prediger Starck. Als Elisabeth acht Jahre alt war, stellte der Stammhalter der Familie sich ein, Johann Jost, der in die Laufbahn des Vaters treten sollte und nach dessen Tode in den Rat der Stadt gewählt wurde. Die jüngste der Schwestern, Anna Christine, ein sehr schönes Mädchen und zwölf Jahre jünger als Elisabeth, war mehr die Freundin des Neffen Wolfgang, als die seiner Mutter. Sie verheiratete sich im Mai 1767 mit dem Lieutenant Schuler in Frankfurt.

Heiterkeit und Witz, Lebendigkeit des Geistes war unserer Elisabeth angeboren, wenn sie auch an schneller Fassungsgabe von ihrer ältesten Schwester übertroffen wurde. Ihre Neigung zu belehrenden und unterhaltenden Büchern, über die sie noch im spätesten Alter so ergötzlich berichtet, wird schon aus ihrer Jugendzeit gemeldet. Damit verband sich Abneigung gegen häusliche Arbeiten und Vorliebe für schöne Kleider, welche Eigenschaften zusammen ihr den Namen Schwester Prinzessin verschafften. Vor dem Vater hatte sie große Ehrfurcht, vor allem wegen seiner geheimnisvollen Weissagungsgabe, von der sie schon die wunderbarsten Proben erlebt hatte. Eine von diesen hat uns Goethe nach dem Berichte der jungen Familienfreundin Bettina überliefert, in seiner jüngst in Weimar aufgefundenen fragmentarischen Lebensbeschreibung der Mutter, die unter dem Namen „Aristeia der Mutter“ in das achtzehnte Buch von Dichtung und Wahrheit eingefügt werden sollte.

„Der Großvater mütterlicherseits war ein Träumender und Traumdeuter; es wurde ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Er sagte einmal einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus. Daß er Stadtsyndikus werde, hat ihm ein ganzes Jahr vorher geträumt. Es wurde aber nicht beachtet; er selbst hatte es wieder vergessen, bis der Tag der Wahl herankam; nur die älteste Tochter hatte stillschweigend einen festen Glauben daran. An demselben Tage, da der Vater aufs Rathaus gegangen war, steckte sie sich in den möglichsten Putz und frisierte sich aufs beste. In dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand in einen Lehnsessel. Die Schwestern und die Mutter glaubten,

die Schwester Prinzeß sei närrisch, sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Ratsherrn kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus erwählt würde, zu gratulieren; da nun die Schwestern sie noch mit einer ziemlichen Anzahl Spottnamen (die damals wohl Mode sein mochten) wegen ihrer Leichtgläubigkeit beehrten, kam der Vater zum höchsten Erstaunen mit stattlichem Gefolge zurück als Syndikus."

„Jene Traumgabe", so heißt es dort weiter, „hatte sich auf die eine Schwester fortgeerbt." Sie fand z. B. durch einen Traum nach dem Tode des Vaters dessen Testament.

Aber unsere Elisabeth war ihrer eigenen Bezeichnung nach eine viel zu muntere, gesunde Natur und von viel zu gesundem Verstande, als daß sie sich mit derartigen mystischen Dingen viel beschäftigt hätte. Solche Ereignisse, wie die oben geschilderten, veranlaßten sie zu dem Ausspruche: „Wenn man's auch nicht glaubt, braucht man's deswegen doch nicht zu verachten."

Es war eine politisch bewegte Zeit, in die die Jugend Elisabeths fiel. In ihrem elften Jahre fand die Krönung Karls VII. statt; in ihrem fünfzehnten wurde Franz I. gekrönt. Beiden Krönungen sah sie von dem kleinen Zimmer neben der Uhr im Römer zu; bei der ersteren ward auch das Herz des kleinen Mädchens in Anspruch genommen. Der so unglückliche und schöne Kaiser Karl VII. hatte die Zuneigung aller Frankfurter und die Liebe aller Frankfurterinnen für sich gewonnen. Was wunder, daß auch das elfjährige, früh entwickelte Mädchen für den Kaiser schwärmte; daß diese Schwärmerei bei dem bald darauf folgenden Tode des Kaisers zu einem weihevollen Gefühle innigster Verehrung und Liebe wurde, wußte noch die Greisin mit Rührung zu berichten.

Aus der Hauschronik Bettinens hat Goethe auch über diese erste Neigung seiner Mutter einen Bericht in die Aristeia aufgenommen:

„Damals war Karl VII., mit dem Zunamen der Unglückliche, in Frankfurt; an einem Charfreitag begegnete sie ihm, wie er mit der Kaiserin Hand in Hand, in langem schwarzen Mantel die Kirchen besuchte. Beide hatten Lichter in der Hand, die sie gesenkt trugen, die Schleppen der Kleider wurden von schwarzgekleideten Pagen nachgetragen. Himmel, was hatte der Mann für Augen; sehr melancholisch, etwas gesenkte Augenwimpern; ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände;

wenn er wieder emporsah, war mir's allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, war meine alte Lebensweise weg. Ich dachte nicht sowohl an die Begebenheit, aber es war mir, als sei etwas Großes vorgegangen. Wenn man von ihm sprach, ward ich blaß und zitterte wie ein Espenlaub, ich legte mich am Abend auf die Knie und hielt meinen Kopf in den Händen, ohne etwas anderes dabei zu empfinden, als nur: wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wär. Da er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anstatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er in einem roten Mantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen; er ging langsam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrechten Platze wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten dazu, da jauchzte ich laut mit; der Kaiser sah mich an und nickte mir. Am andern Tage reiste er ab, ich lag früh Morgens vier Uhr in meinem Bett, da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war Er, und so höre ich jetzt nie das Posthorn, ohne mich jener Tage zu erinnern." „Sie sagte mir", so fährt Bettina fort, „daß sie's zum ersten Male in ihrem Leben erzähle; das war ihre erste rechte Leidenschaft und auch ihre letzte. Sie hatte später noch Neigungen, aber nie eine, die sich ihr so mächtig angekündigt und gleich wie diese bei dem ersten Schritte ihr so ganz verschiedene Himmelsgegenden gezeigt hätte."

Elisabeth wurde streng religiös erzogen und mit der Bibel aufs innigste vertraut; dafür spricht ihr frommes Festhalten an dem Glauben und ihre bewunderungswürdige Kenntnis der heiligen Schrift noch in den spätesten Jahren. Die kürzlich veröffentlichten Stammbuchverse ihres Beichtvaters Fresenius, vom 4. April 1748, „aus inniger Hochachtung" geschrieben:

„Du hast in Deinem Thun mich zweimal recht vergnüget:
Vor's erste da Du Dich im Lernen treu bewiesen,
Als ich Dir Gottes Wort zum Leitstern angepriesen.
Darnach: als Du die Welt durch Gottes Kraft besieget.
Nun warte ich mit Recht noch auf die dritte Freude:
Daß Du Gott treu verbleibst, bis Leib und Seel sich scheide."

sind ein Beweis ihres Eifers und ihrer aufrichtigsten Religiosität. Im übrigen mag der Unterricht recht mangelhaft gewesen sein und die Erziehung sehr einfach. Gewiß ist Erich Schmidts, des bekannten Litterarhistorikers, hübsche Ver-

mutung, daß wir in dem Worte der Olimpia in „Erwin und Elmire“ die eigene Meinung der Frau Rat über ihre Erziehung zu sehen haben, sehr ansprechend.

„Wie ich jung war, wußte man von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsre leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben sehen. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln. . . . . .

Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! Die besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte. . .

Eure Kenntnisse, eure Talente, das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlefanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unser Menuet auf dem Klavier, und sangen und tanzten dazu.“

Daß Frau Rat nicht einmal etwas Französisch gelernt hatte, verrät uns der Sohn bei dem Berichte vom Königslieutenant, wie er uns auch erzählt hat, daß der Vater durch Unterricht im Italienischen und Anhalten zum Klavierspielen, Singen und fleißigen Schreiben nachzuholen sich bemühte, was an ihr in der Jugend versäumt worden war.

Seit kurzem besitzen wir auch eine sichere Auskunft über die mangelhafte Ausbildung der Frau Rat durch ihren Brief an den Enkel August aus dem Juli 1798:

„Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß Du mehr von diesen Sachen, die von so großem Nutzen sind, weißt, als die Großmutter. — Wenn ich so gerne schriebe wie Du, so könnte ich Dir erzählen, wie elend die Kinder zu meiner Zeit erzogen wurden — danke Du Gott und Deinen lieben Eltern, die Dich alles Nützliche und Schöne so gründlich sehen und beurteilen lernen, — daß mehrere, die dieses Glück nicht haben, im dreißigsten Jahre noch alles vor Unwissenheit anstaunen wie die Kuh ein neues Thor."

Die Textorsche Familie führte, wie die meisten bürgerlichen, damals ein einfaches, auch geistig einförmiges, wenig angeregtes Leben. Aus diesem „bornirten Wesen des häuslichen Lebens", in dem sie, wie sie später selbst sagte, sonst erstickt wäre, hob sie eine lebhafte, höheren Interessen zugeneigte Tante etwas heraus, der sie noch als Greisin ein dankbares Gedenken bewahrte. Daß sie aber auch schon damals eine große Zahl treuer, sie hochschätzender Freunde und Freundinnen besaß, zeigt sich in den Aufzeichnungen in ihrem Stammbuche, von denen einige kürzlich bekannt geworden sind. Außer dem Beichtvater Fresenius und dessen Gattin, dem Prediger Griesbach und zahlreichen Textors finden wir hier auch schon die Schwestern Klettenberg, die in ihren Aussprüchen ihre Zugehörigkeit zu jener stillen Gemeinde kennzeichnen, zu deren Lehren sich Frau Rat auch eine Zeit lang bekannte.

War Katharina Elisabeth nicht gerade mit allzuviel Kenntnissen belastet, so war sie dafür gesund an Leib und Seele, gehorsam und fromm gegen die Eltern, einfach und zufrieden, heiter, von tiefem Gefühl und natürlicher Ursprünglichkeit, und auch mit körperlichen Reizen ausgestattet, wenn wir von der Frau auf die Jungfrau schließen dürfen. Kam nun noch dazu, daß seit kurzem ihr Vater der erste Beamte der Stadt war, so erscheint es natürlich, daß die Augen der Männerwelt auf die siebzehnjährige Schöne gelenkt wurden. Bald bot sich dem fürsorglichen Vater eine treffliche Partie für seine älteste, eben erst den Kinderjahren entwachsene Tochter. Der Kaiserliche Rat Johann Kaspar Goethe bewarb sich bei dem Schultheißen um die Hand Elisabeths; er erhielt das Jawort, und Elisabeth, wenn auch die Neigung zu dem um einundzwanzig Jahre älteren, etwas pedantischen Manne nicht allzugroß gewesen sein mag, war wie immer eine gehorsame Tochter, hatte wohl auch keinen Grund, den höchst ehrenwerten und achtbaren, auch äußerlich schönen Mann auszuschlagen.

Die Goethische Familie.

Der Gelehrten- und der Handwerkerstand, beide können mit gleichem Rechte unseren größten Dichter für sich in Anspruch nehmen. Goethes Urgroßvater väterlicherseits war der Hufschmied Hans Christian Goethe, in Artern an der Unstrut zuerst 1656 genannt. Sein Geburtsort war Sanger-



Das Goethische Stammhaus in Artern, 1684 erbaut.
Schmiedewerkstelle des Hans Christian Goethe.

Aus der Chronik des Wiener Goethevereins vom 20. Juni 1888.

hausen, von wo sein Vater Hans Goethe verzogen war. Der Sohn Friedrich Georg, geboren 1657 zu Artern, erlernte das ehrsame Schneiderhandwerk; er ist für uns von großer Bedeutung nicht bloß durch die Verpflanzung des Geschlechts nach Frankfurt, sondern auch durch seine Verheiratung in zweiter Ehe (1705) mit der Besitzerin des Weidenhofes (jetzt Zeil Nr. 68), Cornelia Schellhorn, geb. Walther, einer Verbindung, der eben unser Johann Kaspar, des Dichters Vater, entsproß. Daß die Verwandten

Goethes mütterlichseits es nicht zu Reichtümern brachten, ist natürlich, sie waren Gelehrte, aber bei Friedrich Georg Goethe, dem Schneider, hatte das Handwerk einen goldenen Boden, wozu noch kam, daß der erwerbsbeflissene Mann (er hatte bereits 1704 ein Vermögen von 15000 Gulden, der höchsten Schatzsumme) durch seine zweite Gattin Besitzer eines ertragreichen Gasthauses wurde. Im Jahre 1710 wurde ihnen als drittes Kind ein Sohn, Johann Kaspar, geboren, der am 27. Juli die Weihe der Taufe erhielt. Die gute Begabung des Knaben veranlaßte die Eltern, die es sich etwas kosten lassen konnten, ihn auf die Hochschule zu schicken. Vorerst ging er 1725 auf das Gymnasium zu Koburg, das, wie der Sohn sagt, „unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm" und das außer dem Pädagogium noch durch ein Publikum, eine Art Universität, höheren Anforderungen zu genügen suchte. Während seiner Abwesenheit (wohl um 1730) starben Bruder und Vater, worauf die Mutter für sich und das nun einzige Kind ein Haus auf dem Hirschgraben kaufte, das das Geburtshaus des größten deutschen Dichters werden sollte. Das Bild der Großmutter, die bis zum Jahre 1754 lebte, war Goethen noch in später Zeit gegenwärtig: „Ich erinnere mich ihrer gleichsam als eines Geistes, einer schönen hageren, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, ist sie mir im Gedächtnis geblieben." Die Kleinen, Cornelia und Wolfgang, spielten mit Vorliebe in ihrem Zimmer oder an ihrem Bett. Das Puppenspiel, allen unsern Lesern aus Wilhelm Meisters Lehrjahren wohl bekannt, war ihr Geschenk an die Kinder: „An einem Weihnachtsabend setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf."

Johann Kaspar Goethe.

Johann Kaspar studierte in Leipzig und Gießen Jura, ging dann als Praktikant an das Reichskammergericht nach Wetzlar und promovierte 1738 in Gießen mit einer Dissertation, die noch in diesem Jahrhundert mehrfach rühmlich hervorgehoben worden ist.

Sein Sohn hat uns von seiner Leidenschaft fürs Reisen berichtet. In seiner Jugend bethätigte er sie durch längeren Aufenthalt in Italien und die Rückreise über Frankreich und Holland. Es verrät hier den Philister und Pedanten, daß er sich in einem noch erhaltenen Briefe lustig macht über die Sucht der Reisenden, Italien zu sehen: „Ich wundere mich, daß es doch

allen Reisenden gleich wie mir ergangen und noch ergeht, daß man denen Italienern ihre alten Mauern, worauf sie sich so viel einbilden, nicht lässet und davor Frankreich, England, Holland und Niedersachsen alleine besucht. . . Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesamt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei bare Heller bekäme"; in einem anderen Briefe weiß er nur zu klagen über das schlechte Essen, Trinken und die lästigen Fliegen. Ein von ihm in italienischer Sprache in Briefform abgefaßtes Tagebuch, „trocken, polyhistorisch", liegt im Goethearchiv zu Weimar.

Später freilich, in der idealisierenden Erinnerung, erschien ihm diese Reise als der Gipfel seines Glückes. Er wurde nicht müde, der Gattin und den Kindern davon zu erzählen und die Reise immer und immer mit ihnen zu wiederholen, wenn auch nur auf der Landkarte.

„Mit Rührung", schreibt der Sohn in seiner italienischen Reise aus Neapel, „erinnerte ich mich meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck hier erhalten hatte; und wie man sagt, daß einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich sein konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte." Ebenso schreibt er aus Venedig, daß er des guten Vaters in Ehren gedenke, der nichts anderes wußte, als von diesen Dingen zu erzählen.

Von Natur überaus thätig und arbeitsam, wollte der nach Frankfurt zurückgekehrte Doktor beider Rechte Johann Kaspar Goethe ein Amt, vorläufig ein geringeres, in seiner Vaterstadt erhalten. Auf Besoldung konnte er ja verzichten, doch glaubte er dafür der Kugelwahl überhoben zu sein. Als ihm dies wider Erwarten abgeschlagen wurde, beschloß er, um denen, die ihn abgewiesen hatten, gleichgestellt zu sein, oder auch, um sich nun selbst von jeder Stellung im Staate auszuschließen, sich den Titel eines Wirklichen Kaiserlichen Rates zu verschaffen. Das Bittgesuch um Verleihung dieses Titels an den Kaiser Karl VII. sowie die kaiserliche Bestätigung vom 16. Mai 1742 (gegen Bezahlung von 313 Gulden 30 Kreuzern) ist jüngst im Goethearchiv gefunden worden. So war der Sohn eines Schneiders und Gastwirts den Höchsten im Staate gleichgestellt: ja auch den Titel „Excellenz" erhielt er dadurch, wenn man auch ihm gegenüber als einer Privatperson keinen Gebrauch davon machte.

Er durfte es nun wagen, die Augen zur Tochter des Stadtschultheißen

emporzuheben und seiner Familie das noch zu verleihen, was ihr fehlte, Verwandtschaft mit einer alten hochangesehenen, der Gelehrten- und der Beamtenaristokratie angehörigen Familie. Elisabeth, damals siebzehn Jahre, folgte dem Willen des Vaters, „ohne viel nachzudenken".

Am 20. August 1748 fand die Trauung des Kaiserlichen Rates und Doktors beider Rechte, Johann Kaspar Goethes, mit der Jungfrau Katharine Elisabeth Textor, Tochter des Stadtschultheißen und Kaiserlichen Rates, statt. Aus einem erhaltenen Eintrag im Traubuch und einer eigenhändigen Notiz des Geistlichen über den Text der Predigt, der von „der Würdigkeit des Ehestandes" (1. Tim. 4, 8) handelte, ergiebt sich, daß die Trauung von dem Beichtvater der Textorschen Familie und Senioren des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, vollzogen wurde, dem unser Dichter in Dichtung und Wahrheit Anerkennung und Lob gespendet und den er in der Gestalt des Oberhofpredigers in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" der Nachwelt erhalten hat.





Das Goethische Haus am Hirschgraben zu Frankfurt a. M., vor dem Umbau.
Nach der Zeichnung von Reiffenstein.

Frau Aja.





Katharinenkirche mit der alten Hauptwache um 1700.

Wie Goethes Mutter zu dem Namen Frau Aja kam, berichtet der Sohn im 18. Buche von Dichtung und Wahrheit bei der Erzählung von dem Besuche der Grafen Stolberg und ihres Freundes von Haugwitz.

„Meine Mutter wußte in ihrer tüchtigen geraden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzuversetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja wurde sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.“ Die Erklärung, die also Aja (Hofmeisterin) auf das italienische Ajo zurückführt, ist um so auffallender, als die gleich darauf folgende sehr bekannte Scene, da Frau Rat für die revolutionären Köpfe „Tyrannenblut“ aus dem Keller heraufholt, mit Notwendigkeit auf eine schon von Düntzer zitierte Stelle aus „der schönen Historie von den vier Haimonskindern“ zurückgeht. Frau Aja, so heißt in diesem Volksbuch die Mutter der Haimonskinder und Schwester Karls des Großen, bewirtet ihre Söhne, die unerkannt als Pilger zu ihr gekommen sind aus Sehnsucht nach der Mutter, obgleich sie in den Tod gingen. „Da aßen sie und tranken sie, und machten sich lustig; zuletzt ging Frau Aja in den Keller und holte vom besten Weine, goß eine silberne

Schale voll und gab sie dem Reinold und sagte zu ihm: er solle trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu den Frauen: „Ach liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte. Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.“ Die Frau sprach zu Reinold: „Freund, so euch der Wein schmeckt, so trinket frei! ich will euch genug geben.“ Diese Stelle zwingt uns wohl, hier Düntzer recht zu geben und nicht Goethe. Als er in hohem Alter jene Stelle in Dichtung und Wahrheit schrieb, wird er der Haimonskinder und ihrer Mutter, Frau Aja, nicht gedacht haben. Damals aber und noch später in Wetzlar war es sein Lieblingsbuch, in dessen einfache schlichte Erzählungen mit ihren zwar rauh-gewaltthätigen, aber auch tief empfindenden Menschen er sich mit Vorliebe versenkte. Wie von selbst bot sich ihm da die herrliche Gestalt der Frau Aja, das Urbild aufopfernder Mutterliebe, zum Vergleiche dar, wie von selbst mußte er bei diesem Hohenliede der Mutter- und Kindesliebe der eigenen Mutter gedenken, die, wie einst Frau Aja zwischen die Söhne und den Vater oder Oheim begütigend und beschwichtigend trat, nicht anders zwischen dem alternden, pedantisch-philiströsen Vater und dem genialen, heiß-blütigen Wolfgang, mit ihrem Herzen auf des Sohnes Seite, immer und immer wieder vermittelte. Darum war ihm seine Mutter die Frau Aja, und das so hübsch in der Biographie geschilderte Ereignis, das auffallende Aehnlichkeit mit jener Scene aus den Haimonskindern hatte, ist der äußere Anlaß dazu geworden, daß die Mutter den Ehrennamen wirklich erhielt. Auch Wieland, der sich den Geringsten unter den Haimonskindern nennt, knüpft an diese Entstehung des Namens an in einem Brief an die Frau Rat vom ersten Dezember 1777: „Unsern Gruß zuvor, liebe Frau Mutter Aja! daß Ew. Liebden nicht gerne schreiben, ist recht und billig — die erste große Frau Aja konnte nicht einmal lesen und schreiben und war doch Reinolds Mutter.“

Frau Aja wurde nun der Name der Frau Rat in allen näherstehenden Kreisen, er bezeichnete bald nicht die Eigenart der ursprünglichen Trägerin, sondern die besonderen Eigenschaften der Frau Rat. Eine Kritik in Frau Ajas Manier wünscht sich Wieland, und sie selbst, die den neuen Namen ungemein liebte und beständig anwandte, bildete sogar ein besonderes Zeitwort aus ihm: „Frau Aja ajate, das kannst du leicht denken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel, sie wird ja einmal gescheidt werden“, heißt es in einem Briefe an den Sohn. So sind wir wohl berechtigt, den Ehren-

namen der Frau Rat diesem Kapitel zu geben, das uns Mutter und Sohn in ihrem Zusammenleben bis zur endgültigen Trennung schildern soll.

Die ersten Jahre der Ehe; die nächsten Verwandten.

Der Gatte brachte seine junge Frau in das Haus auf dem Hirschgraben, den Besitz der Mutter, der oben geschilderten Cornelia Goethe, die auch noch die ersten Jahre den Hausstand leitete. Später zog sie sich in ein nach dem Hofe liegendes großes Zimmer zurück und überließ, besonders als sie leidend wurde, dem jungen Geschlecht die Macht und die Last. Wie der Enkel ihr eine freundliche und liebevolle Erinnerung bewahrt hat, so war auch das Verhältnis zwischen Mutter und Schwiegertochter das denkbar beste. Das beweist uns der folgende Zug, der von ihr erzählt wird. Als sie im sechsten Jahre der Ehe ihrer Kinder ihr Ende herannahen fühlte, soll sie, da ihr die ängstliche Sparsamkeit ihres Sohnes wohl bekannt war, der Schwiegertochter 200 Dukaten heimlich als Notpfennig übergeben haben. Freilich war Frau Rat eine viel zu gute Hausfrau, als daß sie das Geld nicht sofort dem Gatten zum Aufbewahren gegeben hätte. Das Gerücht, daß sie es bei seinen Lebzeiten nicht wieder gesehen habe, beruht gewiß auf Wahrheit.

Die ersten Jahre der Ehe brachten viel Freude und Glück, aber auch Trauer und Verlust. Das erste Kind war bekanntlich unser Wolfgang, ihm folgte 15 Monate später Cornelia Friederike Christiane, mit ihrem Rufnamen nach der Großmutter genannt; ihr Geburtstag war der 7. Dezember. Noch vier Kinder wurden bis zum Jahre 1760 geboren: sie starben aber alle frühzeitig.

Da beide Gatten Frankfurter waren, so war der Kreis der nahen und nächsten Verwandten nicht klein. Freilich von der Goethischen Familie lebte nur noch ein Stiefbruder aus der ersten Ehe des Großvaters Goethe mit der verwitweten Frau Lutz, der Zinngießermeister und Ratsherr Hermann Jacob Goethe, der zudem auch schon 1761 starb und von Wolfgang überhaupt nicht erwähnt wird; seine zanksüchtige Gattin soll den Verkehr beider Familien verhindert haben. Umsomehr hatte sich aber die Familie Textor erweitert. Die älteste Schwester der Frau Rat, Johanna Maria, „die leidenschaftliche Tante“ Goethes, hatte 1751 den Handelsmann Melber geheiratet. Sie stand der Frau Rat besonders nahe, nicht minder ihrem Neffen Wolfgang, der ihrer von allen weiteren Verwandten in Dichtung und Wahr=

heit am eingehendsten und liebevollsten gedenkt und von ihr hübsche charakteristische Züge aus der Erinnerung an seine Jugendjahre mitteilt. Auch in dem politischen Streit der Familie stand die lebhafte „fritzisch“ gesinnte (d. h. für den großen Friedrich begeisterte) Tante auf der Seite der Familie Goethe. Ihr Charakter hatte sehr viel Verwandtes mit dem ihrer Schwester, daher rührt es wohl, daß man die Freude an ihr aus dem Berichte des Neffen heraushört. Nach einer aus der Schlosserschen Familie stammenden Nachricht soll Goethe in der „muntren, etwas wilden“ Tochter des Hauses in den Bekenntnissen einer schönen Seele diese Tante gezeichnet haben.

Im Hause der zweiten Tante Anna Maria, die seit November 1756 an den evangelisch-lutherischen Pfarrer Starck verheiratet war, ging es ruhiger und ernster zu. Deshalb war dies Haus für die Kinder ein weniger beliebter Aufenthalt. Goethe erzählt von ihm nichts weiter, als daß er bei dem einsamen Manne mit der schönen Bibliothek den Homer in einer prosaischen Uebersetzung kennen lernte. Durch ihn war Goethe mit Johanna Fahlmer und den Schlossers verwandt.

Die dritte Schwester der Frau Rat, die von Goethe in Dichtung und Wahrheit nirgends erwähnte 1743 geborene Anna Christine, heiratete am 5. Mai 1767 den Lieutenant Cornelius Schuler, eine Heirat, über die der Student Goethe sich höchlichst wegen der Häßlichkeit des Bräutigams lustig machte.

Entfernter verwandt mit dem Goethischen Hause war die Familie des reichen und kunstsinnigen Adeligen Johann Michael von Loën, der eine Tante der Frau Rat, eine Lindheimer aus Wetzlar, geheiratet hatte. Von seiner litterarischen Bedeutung und dem Streit des aufgeklärten, toleranten Mannes mit der orthodoxen Geistlichkeit hat Goethe in Dichtung und Wahrheit berichtet. Spätere Andeutungen von ihm lassen auf einen intimen Verkehr der beiden Familien in den ersten Jahren der Ehe der Frau Rat schließen, ebenso der kürzlich bekannt gewordene Stammbuchvers, den Herr von Loën seiner „herzgeliebten Nichte“ in das „Schatzkästlein“ einschrieb.

Charakter des Gatten.

Es war nicht nur der Unterschied der Jahre, der Frau Rat, „die, selbst noch ein Kind, mit ihren Kindern heranwuchs“, von ihrem Gatten trennte, mehr noch beruhte „der Widerstreit in der Familie“ auf dem Gegensatze der Charaktere der beiden Eltern. Nicht daß es Johann Kaspar Goethe als

Menschen und als Familienoberhaupt an trefflichen Eigenschaften gefehlt hätte; er widmete vielmehr der Familie und der Erziehung der Kinder seine ganze Thätigkeit und wirkte mehr noch durch Beispiel als durch Lehre. Ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit, die sich in dem größten Lehr- und Lerneifer, in strenger Ordnungsliebe, gepaart mit Gewissenhaftigkeit, in Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, in Bedürfnislosigkeit und eiserner Selbstzucht äußerte, waren die Grundlagen seines Charakters, aber er gehörte zu jenen unfrohen Naturen, die den Genuß des Lebens als etwas Strafbares ansehen, er war ein durch und durch norddeutscher Charakter, ein Mann des kategorischen Imperativs, der nur die Pflicht kennt, aber nicht die Empfindung, nur den Ernst des Lebens, aber nicht die „lieblichen Gefühle“, die das Leben erst lebenswert machen. Und diese Strenge und Beharrlichkeit trat umso unerbittlicher auf, weil, wie sein Sohn uns verstehen läßt, seine Ueberzeugung erst die Folge des Sieges des Verstandes über ein von Natur weiches und zartes Gemüt war. So wurde denn die rühmenswerte Konsequenz zu Trotz, da sie besserer Einsicht entgegen nur um des Prinzipes willen an dem einmal Begonnenen festhielt, die Strenge des Erziehers zu Pedanterie, weil sie stets das eigene Können und die eigene Willenskraft ohne Rücksicht auf die Individualität des Zöglings zum Maßstab der Forderungen nahm, die Sparsamkeit artete in Geiz aus, da nur die Nützlichkeitsfrage entschied; der Fleiß blieb unfruchtbar, weil er nur um des Fleißes willen sich bethätigte. Seine patriotische Begeisterung für Friedrich den Großen brachte ihn und die Seinen in die größte Gefahr, seine Verteidigung der Fritzischen Sache fügte einen Riß in die Familien Goethe und Textor; und so wurden viele seiner Tugenden zu Fehlern und Schwächen, weil ihm, dem klugen, pflichttreuen und opferfreudigen Manne, die höhere Weisheit fehlte, die maßvolle Besonnenheit, die Rücksichtnahme auf Menschen und Umstände, die Fähigkeit oder der Mut, das Verfehlte oder Unrechte zur richtigen Zeit einzugestehen. Auch die Beschäftigung mit der Kunst war für diesen phantasielosen, philiströsen Mann zu äußerlich, als daß sie die Härte des Charakters hätte mildern und ihn geschmeidiger machen können. Das Gefühl, ein eigentlich verfehltes Leben nicht ohne eigene Schuld zu führen, erhöhte die ihm eigene pessimistische Stimmung, die besonders in späteren Jahren zu grillenhafter Uebellaunigkeit und Verdrießlichkeit ausartete.

Vielleicht erscheint nach dieser Schilderung das Leben der Frau Rat an der Seite ihres Gatten allzu düster. Man vergesse nicht, daß der acht-

zehnjährigen Frau der bedeutend ältere Mann mehr als Vater denn als Gatte erscheinen mußte, daß sie in ihrem eignen Charakter das beste Heilmittel besaß, unverwüstlichen Humor, Hochachtung für den Gatten und aufrichtige Frömmigkeit, die in dem vom Vater bestimmten Mann die Wahl des Himmels sah. Bei der Frische ihres Geistes und ihrer mangelhaften Ausbildung wird sein auch an ihr erprobter pädagogischer Eifer ihr gewiß willkommen gewesen sein. Zum Schreiben, Klavierspielen, Singen und Erlernen der italienischen Sprache hielt sie der lehrbegierige Gatte in den ersten Jahren an, in denen ja die Schwiegermutter noch die Sorgen für den Hausstand abnahm.

Wolfgangs Geburt und erste Lebensjahre.

Mag die junge Frau vielleicht ein anderes Eheleben erwartet haben, als das, was ihr geboten ward, vom 28. August an im zweiten Jahre der Ehe gab es keine glücklichere Frau als sie. „Du sollst mich", schreibt sie viel später einmal an Bettina, „Mutter heißen in Zukunft für alle Tage, die mein spätes Alter noch zählt, es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt." „Der heilige Schatz, mein liebendes Wissen von dir," wie Bettina die ihr von Goethes Mutter gewordenen Mitteilungen aus seiner Jugend nennt, waren für Goethe eine wichtige Quelle; als „eine Hauschronik", eine Aristeia der Mutter bezeichnet er sie, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, in liebendem Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden.

„Ich war achtzehn Jahre alt", so lauten die Worte der greisen Mutter, „als ich ihn gebar. Er kam wie tot, ohne Lebenszeichen, zur Welt und wir zweifelten, daß er das Licht sehen würde. Seine Großmutter stand hinter meinem Bett, und als er zuerst die Augen aufschlug, rief sie hervor: Elisabeth, er lebt! Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde. Nun soll ich die Vorsehung nicht dankend anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lufthauch abhing, das sich jetzt in tausend Herzen befestigt hat, in mir nun das einzige ist?" Der Großvater Textor pflanzte am Geburtstage Wolfgangs einen Birnbaum in seinen Garten vor dem Bockenheimer Thor, der herrlich gedieh und köstliche Früchte trug.

Am 29. August 1749, einem Freitag, wurde der Knabe getauft und erhielt die Taufnamen seines Paten, des Stadtschultheißen Johann Wolf-

gang Textor. Seinen ersten Anzug, den die liebende Mutter aufbewahrt hatte, beschreibt uns Bettina:

„Ein buntes Röckchen, mit Streifen von Blumen durchwirkt, und ein Flormützchen mit silbernen Blümchen geschmückt, holte sie aus dem großen Tafelschrank und zeigte sie mir als deinen ersten Anzug, in dem du in die Kirche und zu den Paten getragen wurdest."

Von Wolfgangs Kindheit erzählt Frau Rat der begierig lauschenden Hörerin unter anderen Geschichten:

Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön sein. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden, er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart, er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit. Damals war er drei Jahre alt. Dagegen liebte er seine Schwester Cornelia schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; wollte man es nehmen, so ward er zornig, wie er überhaupt mehr zum Zürnen als zum Weinen zu bringen war.

Die liebevolle, sehr nachsichtige Art der Mutter, die Kinder zu behandeln, lehrt schon die kleine Geschichte, die Goethe nach Bettinas Mitteilung in seine Biographie mit aufgenommen hat: „von dem Knaben, der alles Geschirr zur Belustigung der Passanten zum Fenster hinauswirft." „Bessere pödagogische Auskunft" nennt es der Sohn, wenn sie mit Leckerbissen — Frankfurter Brende war sein Lieblingskonfekt — mit Versprechungen und Belohnungen den Kindern die Furcht vor der Dunkelheit und Einsamkeit abgewöhnte, während der strenge Vater sie durch Schrecken und Angst kurieren wollte. So ist Frau Aja schon hier die liebevolle Vermittlerin, die der Härte des Erziehers gegenüber das Recht der Kindheit an der Freude des Lebens vertrat und ihn „mit mancherlei Art zum Vorteil der Kinder zu lenken" suchte. „Kinder brauchen Liebe", war Anfang und Ende ihrer Erziehungskunst. Welch ein Fest für Wolfgang und die wenig jüngere Cornelia, wenn die Mutter sie an langen Winterabenden über die kleinen Leiden ihres Lebens hinweg hob in das Land der Dichtung und Phantasie. Kein lieblicheres und schöneres Bild kennen wir aus Goethes Kinderzeit, als das von der Märchen erzählenden Mutter und dem voller Aufregung lauschenden

Knaben, der mit Jubel immer das Märchen so ausgehen hörte, wie er es sich selbst vorher in seinem Köpfchen zurechtgelegt hatte.

Die Großmutter, deren Liebling Wolfgang war, starb schon im März 1754, und dennoch hat ihr der Dichter ein treues Andenken bewahrt, weil sie ihm die größte Freude seiner Kinderzeit bereitete, indem sie den Kindern Weihnachten 1753 ein Puppentheater schenkte.

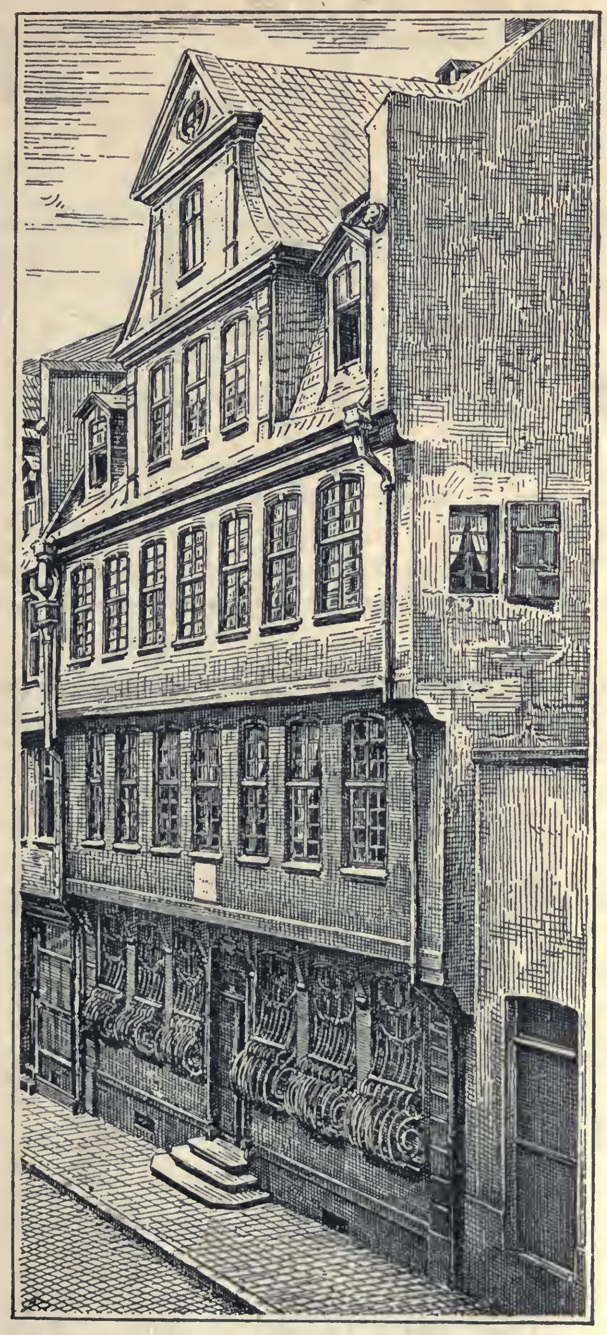
Eine neue geheimnisvolle Welt erstand vor ihm. Welch einen Eindruck und Einfluß auf den Knaben das erste Theater und das erste Schauspiel ausübte, merkt man noch an der Schilderung des Greises in Dichtung und Wahrheit und noch mehr in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Die Ueberreichung des rätselhaften Geschenkes und die erste Aufführung des Stückes David und Goliath, die Auffindung der Puppen durch den wißbegierigen Knaben in der Speisekammer, das heimliche Auswendiglernen des Textes jenes Stückes, das er der überraschten Mutter vordeklamierte, wobei er Wachsklümpchen als Schauspieler benutzt, die freundliche Beihilfe der freudig bewegten Mutter gegen den Widerstand des strengen, dem Theater abholden Vaters, alles das können wir aus dem Roman Wilhelm Meister unverändert in unsere Schilderung herübernehmen.

Der Umbau des Hauses.

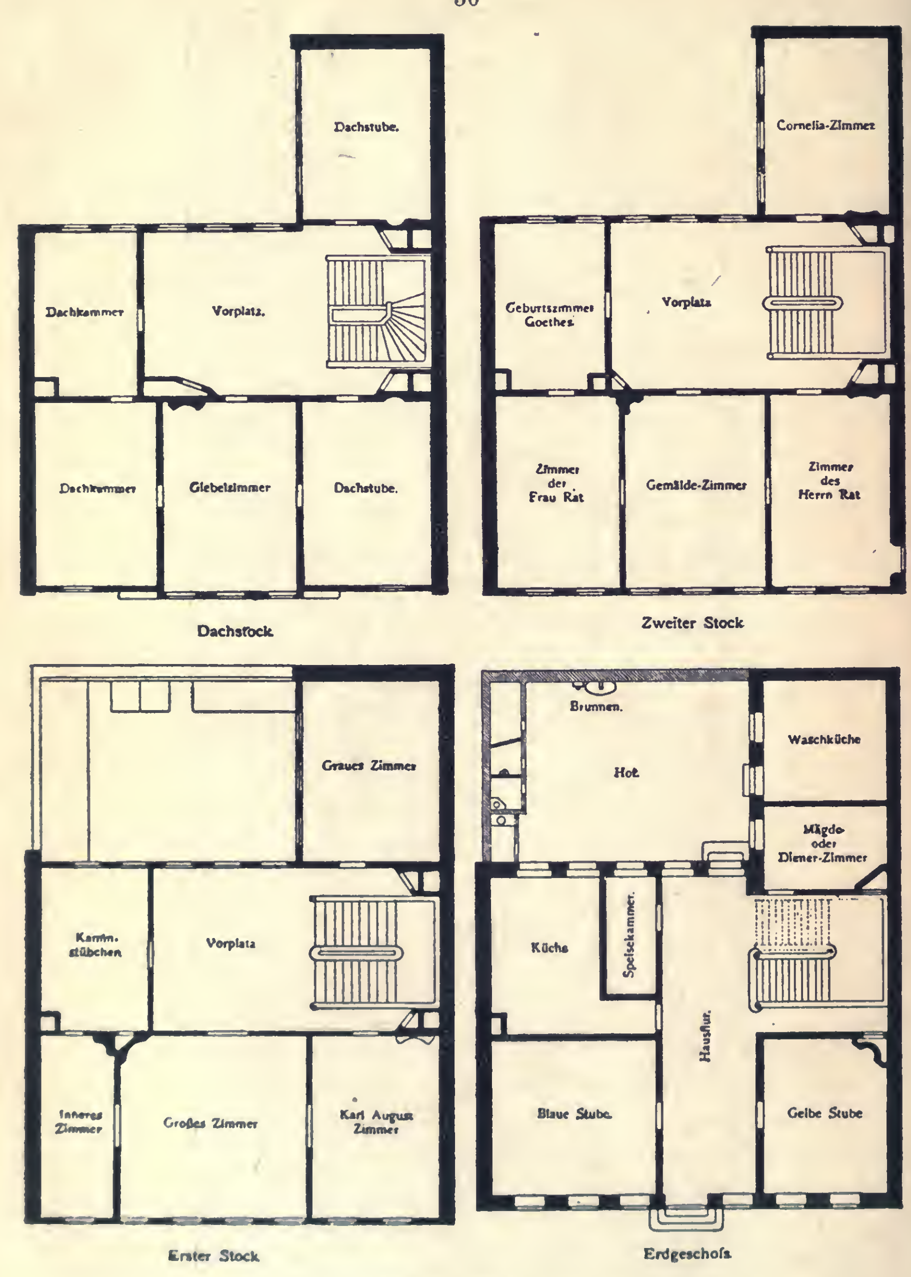
Ein Jahr nach dem Tode der Mutter Cornelia unternahm der Rat Goethe den längst vorbereiteten Umbau des alten Hauses, das auf S. 18 abgebildet ist. Der Darstellung liegt eine Photographie nach einer Reiffensteinschen Zeichnung zu Grunde, die etwa im Jahre 1830 nach älteren Angaben angefertigt worden ist. Das Nebenhaus wurde völlig abgebrochen, der Grundstein des neuen Anbaues feierlich im Mai 1755 gelegt, wobei der kleine sechsjährige Wolfgang, mit dem Maurerschurz angethan, die Kelle führte. Gattin und Kinder sollten während des Umbaues im Hause bleiben.

Wie die äußere und innere Einrichtung des nun neuerrichteten Hauses gewesen ist, darüber hat uns die im Auftrage des Hochstiftes von Pallmann gegebene Beschreibung ausführliche Auskunft gegeben. Das Bestreben des Hochstiftes ist es bekanntlich, „diese weihevolle Stätte würdig zeit- und stilgemäß, wie zu Goethes Jugendzeit, wieder herzustellen“. Die äußere Ansicht giebt das nachfolgend abgedruckte Bild.

Von der Schilderung des Innern heben wir aus Pallmanns Schrift hervor: der Fuß des Eintretenden betritt zuerst eine eichene Kellerthür, die



Das Goethehaus in Frankfurt a. M. Nach dem Umbau.
(Nach einer Photographie.)



Grundrisse des Goethehauses in Frankfurt a. M.
(Aus Pallmann, das Goethehaus, 1889.)

zu dem großen Keller des Hauses führt. Es ist der in Dichtung und Wahrheit und in den Briefen der Frau Rat wiederholt genannte Weinkeller mit seinem kostbaren Inhalt. In dem Hausflur lag zur Rechten die gelbe Stube, später wegen der dort aufbewahrten Geschenke die „Weimarer Stube“ genannt; auf der linken Seite lag die blaue Stube, anfangs das gemeinsame Speisezimmer der Familie, später die Wohnstube der Frau Rat. Hier überraschten einst Karl August und Goethe (18. September 1779) die beiden Eltern.

Der Hof enthält den ursprünglichen oftgenannten Pumpbrunnen und zeigt noch denselben Umfang wie zu Goethes Zeiten. Neben dem Brunnen breitete eine Haselstaude ihre Zweige aus. Eine große, außergewöhnlich breite Treppe führte in das erste Stockwerk. Das erste Zimmer rechts war das graue Zimmer, ein heller großer Raum liegt davor, wo sich jene Scene zwischen Goethes Vater und dem Grafen Thoranc abspielte. Die gegenüber liegende Doppelthür führt in das „große Zimmer“, die Staatsstube des Herrn Rat. Hier und in den beiden Nebenräumen wohnte Thoranc (nicht Thorane, wie Goethe ihn nennt) und später Herzog Karl August. Das rechtsanliegende einfenstrige Zimmer wurde von beiden als Schlafzimmer benutzt, das linke zweifenstrige war ihr Wohnzimmer. Im zweiten Stock, der ebenso einen freien großen Vorsaal aufwies, befand sich oberhalb des grauen Zimmers das „Cornelia-Zimmer“, so genannt, weil man darin das ihrige vermutet. Von den drei vorderen, nach der Straße zu liegenden Räumen ist das erste das Gemäldezimmer, das wir wohl auch als Wohnzimmer oder den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Mutter mit den Kindern betrachten dürfen. Daneben lag das Studierzimmer des Herrn Rat mit einer großen Bibliothek. Hier befindet sich das bekannte gefürchtete Guckfenster in der Mauer. Das Zimmer rechts von der Gemäldestube war das Schlafzimmer der Eltern, und das Geburtszimmer Goethes.

Im Dachstock ist der Vorplatz kleiner und niedriger, sonst ist die Einrichtung gleich. Rechts von der Treppe war das Zimmer, in dem Herr Rat die Seidenraupenzucht betrieb und wo das Bleichen der römischen Prospekte vorgenommen wurde. Eine den Fenstern gegenüber liegende Thür führt uns in das Zimmer des jungen Goethe. Es ist das eigentliche Heiligtum des Hauses. Götz, Werther, Clavigo, die ersten Scenen des Faust sind hier geschrieben worden. Alle die Leiden und Schmerzen hat der Götterliebling in diesem Zimmer durchlebt. Es sah des Knaben kindliche Versuche, sich Gott zu nähern, und sein erstes Entzücken am dramatischen Spiel, sein Leiden

um Gretchen, des Zurückgekehrten langsam weichende Krankheit. „In diesem Zimmerchen verschlossen" träumte er von den goldenen Stunden bei Lili, aber hier wurden auch die ersten Pläne geschmiedet, die eine Revolution in der deutschen Litteratur heraufführen sollten. Eine von Goethe selbst gemachte Zeichnung dieses Zimmers, die er Anfang März 1765 an Gräfin Auguste von Stolberg sandte, war bis vor kurzem verschollen. Durch die Güte ihres jetzigen Besitzers ist es uns möglich geworden, eine Photographie des Originals zu bringen.

Erst in der letzten Zeit des Baues entschloß sich der Vater, die Kinder zu Verwandten zu geben und sie eine öffentliche Schule besuchen zu lassen. Doch geschah das wohl nur im Sommer 1755; bald darauf übernahm er wieder den Unterricht und ließ nur einige Stunden von Privatlehrern erteilen. Eine schöne Abwechslung war für die Kinder der Besuch bei den Großeltern mütterlicherseits. Nicht bloß, daß sie bei festlichen Gelegenheiten Zeugen sein konnten der Ehrenbezeugungen, die dem Schultheißen entgegengebracht wurden, die Wohnung der Großeltern auf der Friedberger Gasse, der große Garten, die unabsehbare Reihe von Johannis- und Stachelbeersträuchern, der Nimbus des Geheimnisvollen, der den Großvater umgab, alles das bot Wolfgang einen besonderen Reiz, so daß er die sonntäglichen Besuche zu Mittag, die ihm als ältestem Enkel und Paten gestattet waren, für die vergnügtesten Stunden der ganzen Woche erklärte.

Des Knaben Wolfgang tiefes Gemüt beschäftigte sich schon früh mit religiösen Fragen und Vorstellungen. Die erste Aufgabe der frommen, gottesfürchtigen Mutter war es, in das jugendliche Herz die Liebe zum Schöpfer einzupflanzen und ihn mit dem gütigen Gott bekannt zu machen; den zornigen lehrte ihn das große Weltereignis seiner Kinderzeit, das Erdbeben und der Untergang von Lissabon im Jahre 1755, kennen; nicht minder, vielleicht noch eindrucksvoller für das kindliche Gemüt, ein furchtbares Hagelwetter, das auch im Vaterhause Verwüstungen anrichtete. Vergebens suchte der frühreife Knabe nach einer Vermittelung. Die vielen Absonderungen von der gesetzlichen Kirche in Frankfurt, die doch alle den richtigen Glauben zu haben meinten, verwirrten den jugendlichen Geist noch mehr. Der Mutter tiefe und wahre Frömmigkeit, die auf dem unerschütterlichen Glauben, daß Gott alles zum besten führe, beruhte, wird ihm wohl über die Skrupel hinweggeholfen haben. Ihre Neigungen zu den „Stillen im Lande", schon von frühester Jugend durch die Freundin und Base Klettenberg gepflegt, gaben



Zeichnung Goethes von seinem Zimmer. Photographie nach dem Original im Besitz des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.

auch die Veranlassung, daß das Kind in kindlicher Weise durch Opfer sich seinem Gott zu nähern suchte. Goethe nennt diese Zeit eine der glücklichsten seiner Familie. Der Vater war guter Laune über den wohlgelungenen Hausbau und froh beschäftigt, sein Haus zu schmücken, Frau Aja glückselig in dem Namen Mutter, die Kinder heiter und froh in dem Frieden der Familie, im Verkehr mit lieben Verwandten und Freunden.

Leider sollte dieser fröhliche und glückselige Zustand bald durch Ereignisse in der Familie und durch Weltbegebenheiten, deren Folgen sich in der Familie geltend machten, gestört werden. Kinderkrankheiten, von denen auch Wolfgang zu leiden hatte, brachten dem Hause Unruhe und Sorge; der Tod der einjährigen, nach der Frau Rat getauften zweiten Tochter (1755) verursachte besonders der Mutter Trauer und Herzeleid.

Politische Parteiungen. Der Graf Thoranc.

Das große Ereignis des Jahres 1756, der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen, brachte in seinen Folgen viel Unglück über Frankfurt, Parteiungen, Spaltung und Unfrieden in viele Familien, und so auch in den Textor-Goethischen Kreis. Der Großvater, Schultheiß Textor, stand auf der österreichischen Seite, mit ihm sein Schwiegersohn, der Pastor Starck, und da Goethe von mehreren ebenso gesinnten Schwiegersöhnen und Töchtern spricht, wohl auch die Frau Pastor Starck, der Kaufmann Melber und die noch unverheiratete Tochter Textors, Anna Christine. Das Haupt der Fritzischen Partei war Goethes Vater, der, seinem Charakter nach norddeutsch oder preußisch gesinnt, auf die Oesterreich feindliche Seite getreten war; mit ihm sein Stiefbruder, der Zinngießermeister und Ratsherr Hermann Jacob Goethe, Tante Melber, die alle preußischen Siege mit Jubel verkündete und danach gewöhnlich hinzufügte: „Nun wird mein Vater wieder untröstlich sein", und Frau Rat selbst, die aber wie immer mehr die Rolle der Vermittlerin spielte. Dieser Gegensatz, der auch andere, bis dahin verhüllte Mißhelligkeiten der Verschwägerten gegeneinander aufdeckte, wurde zu offener Feindschaft, als die Franzosen am 2. Januar 1759 Frankfurt überrumpelten. Die Einnahme geschah, wie man sich bald offen erzählte, mit Hilfe der Gegner der preußischen Sache, die die Franzosen als befreundete Macht betrachteten, vor allem mit Genehmigung des alten Textor, dem seine Feinde sogar Bestechung vorwarfen.

Nur mit äußerstem Widerwillen nahm Goethes Vater die Einquartie-

rung an, sein Stiefbruder wich sogar nur der Gewalt. Mit grimmem Zorn sah er die verhaßten Franzosen den ersten Stock des eben erst eingerichteten Hauses in Beschlag nehmen. Weder das musterhafte Betragen des bei ihm einquartierten Grafen Thoranc, noch dessen Güte und Liebenswürdigkeit, auch nicht die ihm an und für sich sympathische Neigung des Grafen für die Kunst, konnte den Rat Goethe versöhnen. Seine unmutsvolle Stimmung, in der er sogar den mit soviel Eifer betriebenen Unterricht, sehr zur Freude der mit der Einquartierung schnell befreundeten Kleinen, vernachlässigte, steigerte sich bis zum widerwärtigen Trotz, und nur der Vermittlung Frau Ajas gelang es, einen erträglichen Zustand zu schaffen. Eifrig bestrebt, durch ihre Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen, was der Starrsinn des Vaters verdarb, verband sie sich mit dem Dolmetscher des Grafen, dem Frankfurter Bürger Diene, um die Lage der Sache ihm zu erklären und zu entschuldigen; ja sie gab sich alle Mühe, von dem Dolmetscher Französisch zu lernen, wenigstens die notwendigen Phrasen, um sich mit dem Grafen verständigen zu können. Beiden gelang es auch, den drohenden Sturm zu beschwichtigen und den Befehl zur Gefangennahme des Vaters wegen seiner unvorsichtigen Beleidigung des Grafen nach der für Frankreich günstigen Schlacht bei Bergen rückgängig zu machen. Der Unmut des Vaters darüber, daß der Schultheiß Textor seine Beschwerde wegen der Einquartierungslast unbeachtet ließ, führte endlich zu jener Scene (bei einer Taufe beim Pastor Starck), die uns der Frankfurter Arzt Senckenberg in seinem Tagebuch unter dem 1. April 1760 beschrieben hat:

„Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Goethe keine guten Worte. Dieser sagte wild: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Franzosen zu verraten, genommen habe, wolle nichts davon (am Rande steht noch beigeschrieben: und verfluche die, so sie herein gelassen.) Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stiftete Frieden. Die Stadtschultheißin soll sich alle Mühe gegeben haben, Schwiegervater und Schwiegersohn zu versöhnen."

Der Haß des Berichterstatters gegen Textor hat ihn zu Uebertreibungen geführt; der Vorwurf der Bestechung ist unerwiesen.

Erst im Sommer 1761 wurde Rat Goethe von der Einquartierung befreit; er vermietete nun den ersten Stock, um auf jeden Fall vor Franzosen gesichert zu sein.

Aber der Krieg sollte noch viel Schlimmeres als diese Sorgen, Bedrückungen und Streitigkeiten im Gefolge haben. Die infolge der Truppenanhäufungen hervorbrechenden Krankheiten rafften Anfang Januar 1759 den sechs Jahre alten Sohn Hermann Jakob, den Spielgenossen Wolfgangs, fort, dessen Lehrer und Führer der ältere schon hatte sein wollen. Hierüber berichtet die Mutter:

„Bei dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, seines Spielkameraden, vergoß er keine Thräne, er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Eltern und Geschwistern zu empfinden. Als ich ihn nun nach acht Tagen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt? lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bett eine Menge Papier hervor, die er mit Lektionen und Geschichtchen beschrieben hatte. Dieses alles, sagte er, habe ich gemacht, um es den Bruder zu lehren!"

Die Wunde war noch nicht vernarbt, da folgte Johanna Maria, die dritte Schwester Goethes, in einem Alter von zwei und ein viertel Jahren der im Dezember 1755 gestorbenen zweiten nach; ihrer erinnert sich Goethe in Dichtung und Wahrheit als eines sehr schönen und angenehmen Mädchens. Der Mitte August 1760 geborene jüngste Sohn Georg Adolph schien der betrübten Mutter Ersatz bringen zu wollen für so schwere Verluste, aber auch er erlag schon nach acht Monaten einer Krankheit.

In dieser Zeit, und zwar im Jahre 1762, ist das Seekatzsche Bild der Goethischen Familie entstanden, von dem wir hier mit gütiger Erlaubnis des Besitzers, des Herrn Geheimen Regierungsrates Herman Grimm, eine Reproduction in Heliogravüre beigeben.

Bettinens Schwester Melina von Guaita hatte es nach dem Tode der Frau Rat für Bettina erstanden. Achim von Arnim beschreibt es in einem Briefe von 1808 folgendermaßen:

„Die alte Goethe sitzend, als wenn sie eben in ganzer Pracht eine Geschichte erzählt, der Alte steht neben ihr als Schäfer, eine Hand auf der Brust in die Jacke gesteckt, während er die andere an den Rippen herunterschleichen läßt, er macht ein Gesicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu stark seinen Effekt. Der alte junge Goethe steht in der Nähe, giebt aber auf beide nicht Achtung, sondern bindet ein rotes Band um ein Lämmchen, seine Schwester steht daneben und im Hintergrunde als Genien die verstorbenen Kinder der Goethe."



Seekatz pinx. Photogravure H. Riffarth, Berlin.

DIE GOETHISCHE FAMILIE.

Nach dem Original im Besitze des Herrn Geh. Regierungsrates Herman Grimm.



Erziehung und Verkehr des Sohnes.

Nach der Entfernung der Einquartierung (zur Feier des Hubertusburger Friedens erhielt die Mutter eine mit Diamanten und einem Friedensbilde geschmückte Dose) nahm der Vater den Unterricht wieder auf. Daneben liefen Privatstunden, unter anderen bei Lehrern des Barfüßergymnasiums. Die von Weismann in seinem Buche „Goethes Knabenzeit“ herausgegebenen labores juveniles Goethes zeigen aus den Jahren 1757—58 Stechschriften, ferner aus dem Jahre 1758 Spezimina, die Scherbius, Lehrer der Sekunda am Barfüßergymnasium, diktiert und Wolfgang ins Lateinische übersetzt hat. Die deutsch-lateinischen Exerzitien sind meist Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege oder geben Kindererlebnisse wieder, wie z. B.: „Ich und mein Bruder sind heute ein wenig vor sieben Uhr aufgestanden und hat uns niemand geweckt; und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen.“

Auch eine Reihe selbst erdachter lateinischer oder griechischer Glückwünsche findet sich da, die der Knabe im August 1758 bei Beginn seines Tagewerkes dem Vater zum Morgengruß überbrachte; daneben Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische, die der Kollege des Scherbius, Reinhard, seinem Primaner aufgegeben hatte und die der achtundeinhalbjährige Wolfgang ebenfalls bewältigte. Auch der Mutter behilflich beim Decken des Tisches und anderen häuslichen Verrichtungen sehen wir den geschickten kleinen Mann. Französisch lernte Wolfgang, wie er selbst ausführlich erzählt hat, im französischen Theater in Frankfurt, das während der Besetzung dort spielte. Trotz des Widerwillens des Vaters setzte der zehnjährige Knabe mit dem Beistand der guten Mutter es durch, von dem Billet, das dem Großvater zukam, Gebrauch machen zu dürfen. Als er aber ganz auffällige Fortschritte im Französischen machte und, dem Triebe der Nachahmung folgend, dem Vater ein sauber geschriebenes mythologisch-allegorisches Theaterstück überreichte, schwand auch dessen gewiß berechtigter Widerwillen gegen den täglichen Theaterbesuch des Sohnes. Der treffliche pädagogische Grundsatz des Vaters, mehr durch gutes Beispiel, als durch Lehre zu wirken, erstreckte sich auch aufs Zeichnen und auf das Erlernen des Englischen, worin er mit den Kindern zusammen Stunde nahm. Für das Wachbleiben des Kunstinteresses sorgte der Vater durch den Verkehr mit den besten Künstlern Frankfurts. Auch die Musik wurde nicht vernachlässigt. Die

Mutter spielte Klavier und sang, während der Vater das Lauten- und Flötenspiel betrieb. Daß er als Knabe mit Bewunderung das Wunderkind Mozart hörte, dessen erinnert sich Goethe noch bei Abfassung seiner Lebensbeschreibung. In den letzten Tagen des August 1763 war der Vater Mozarts in Frankfurt mit „einem Mägdlein von zwölf Jahren, welches die schwersten Stücke der größten Meister spielte, und dem Knaben von sieben Jahren, der ein Konzert auf der Violine spielte, bei Symphonieen mit dem Klavier akkompagnierte und bei verdeckter Tastatur ebenso gut spielte, als wenn er sie vor Augen hatte." Seine große, allerdings nur in der Theorie bethätigte Leidenschaft für Reisen suchte Rat Goethe auch auf den Sohn zu verpflanzen. Sein Zimmer war mit Landkarten behängt, in müßigen Stunden spazierte er mit den Fingern darauf herum und erzählte dabei alle Merkwürdigkeiten, alle Abenteuer, die andern Reisebeschreibern begegnet waren; „das war der Mutter eine angenehme Unterhaltung".

In so sehr zerstreuter Thätigkeit bildete das Studium der Bibel einen festen Punkt. Hier kam der Einfluß der Mutter auf die Erziehung und Entwicklung des Knaben so recht zur Geltung. „Ich flüchtete gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft." Von dem philiströsen, mehr rationalistisch gesinnten Vater hat Goethe diese Vorliebe für die Bibel nicht erben können; es war ein Erbteil der frommen Mutter, die, wie der Sohn einst an Zelter schrieb, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zugebracht hat. Der viel lesenden Frau war die Bibel eine Lieblingslektüre, daher sind ihre Briefe durchtränkt von biblischen Sprüchen, Ausdrücken und Anspielungen, die uns zeigen, daß Frau Rat in der Kenntnis der Bibel es mit jedem Theologen aufnehmen konnte. Nicht anders der Sohn. Von früh auf durch die Mutter an die Verehrung der heiligen Schrift, die ihr in jeder Not Orakel und Trost war, gewöhnt und durch unablässige Lektüre in ihr bewandert, suchte er die fremdsprachlichen Kenntnisse zu erlangen, um den Urtext zu verstehen und über manche Zweifel Aufklärung zu erhalten. Des Griechischen war er bald soweit mächtig, daß er das neue Testament im Urtext lesen konnte, umsomehr trug er nun auch das Verlangen, hinter die Geheimnisse des Hebräischen zu kommen. Auf seine Bitten ließ ihn der Vater von dem Rektor des Gymnasiums, Albrecht, in dieser Sprache unterrichten; man er-

innert sich der anziehenden Schilderung dieses Unterrichts in Dichtung und Wahrheit. Sogar zu eigenen Versuchen, biblische Stoffe dichterisch zu bearbeiten, führte die Lektüre der Bibel. Ein großes episches Gedicht „Joseph und seine Brüder", und fromme Oden, darunter die noch erhaltene „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi", gehören hierher. Diese und andere Gedichte, auch Predigten, die Wolfgang im Jahre 1762 eifrig nachschrieb, wurden dem Vater vorgelegt, der große Freude darüber bezeigte. Der Konfirmandenunterricht, den Wolfgang von dem hochbetagten Pastor Johann Georg Schmidt um 1762 erhielt, konnte ihn nicht befriedigen. Die Mutter hatte ihn von früh auf zu wahrer werkthätiger Gottesfurcht erzogen; hier handelte es sich aber nur um die Aneignung äußerer Kenntnisse. „Der trockene, geistlose Schlendrian paralysierte meinen guten Willen," sagte er selbst später von diesem Unterricht. So vollzog sich die Konfirmation, bei der Vater und Mutter den Sohn zum Tisch des Herrn begleiteten, ohne inneren Anteil Wolfgangs.

Mit dem frommen, tiefgläubigen Sinn der Mutter hängt auch ihre Vorliebe für Klopstock zusammen, während bezeichnender Weise der Vater auf Gottscheds Seite blieb und reimlose Gedichte für bare Prosa hielt. Ein Freund des Vaters und sonntäglicher Gast der Familie, der Kaufmann und bayerische Agent in Frankfurt, Rat Schneider, der voller Begeisterung den Messias in jeder Charwoche durchlas, hatte hinter dem Rücken des Vaters die ersten zehn Bücher der Mutter übergeben, die sie heimlich für sich las, ohne es verhindern zu können, daß die Kinder sich des verbotenen und darum für sie so interessanten Buches bemächtigten. Jene hübsche hierauf hindeutende Schlußszene des zweiten Buches von Dichtung und Wahrheit ist zu bekannt, als daß wir ihrer hier Erwähnung zu thun brauchen. Rat Schneider war wiederholt für Mutter und Kinder der freundliche Vermittler; er lebte in bescheidenen Verhältnissen und war wohl deshalb gern bereit, kleine Freundschaftsdienste zu übernehmen, wie ja auch Goethe selbst andeutet. Welche Freude für ihn und auch für die Mutter, als Wolfgang große Stellen aus dem geliebten Messias vortragen konnte! Das gute Gedächtnis des Knaben, der des Vaters Bibliothek durchstöberte und dessen dort befindliche Lieblinge, wie Canitz, Hagedorn, Gellert und Haller, las und memorierte, unterhielt wiederholt die staunenden Freunde der Familie.

Es ist gewiß kein Zufall, daß uns Goethe viel mehr von seinem Verkehr mit Erwachsenen als mit Altersgenossen berichtet hat. Der geistig so

früh entwickelte Knabe war seinen Gespielen entwachsen, seine Wißbegierde, das erstaunliche Gedächtnis, die schnelle Fassungsgabe machten ihn bald zum Liebling älterer Freunde des Hauses und überall zum gern gesehenen Gast. Von solchen Männern, die als Dilettanten, Kunstkenner oder Sammler damals in Frankfurt bekannt waren und mit der Familie Goethe in freundschaftliche Berührung kamen, erwähnt Goethe den damals schon siebenzigjährigen Schöffen von Uffenbach, einen Musikenthusiasten, der Oratorien bei sich aufführen ließ, den reichen Sonderling im Wohlthun, Baron von Häckel, den Großoheim von Loën, dessen Haus der Mittelpunkt der guten Gesellschaft war, und den reichen Juristen Dr. Orth, dessen Buch über Frankfurter Altertümer Goethe als Jüngling fleißig studiert hat; vor allem aber als Männer von großem Einfluß auf seine Entwickelung die drei Frankfurter Schöffen von Olenschlager, von Reineck und Hofrat Hüsgen. Der erstgenannte, der damals gerade die Erläuterungen zur goldenen Bulle schrieb, führte den Knaben in die Rechtsverhältnisse des Deutschen Reiches ein; auch kam er der Vorliebe Wolfgangs für das Theater und das Drama entgegen, indem er Wolfgang, Cornelia, seinen eigenen Sohn und andere junge Leute veranlaßte, deutsche und französische Dramen aufzuführen. Goethe berichtet von einer Aufführung des Schlegelschen Canut und des Corneilleschen Britannicus, bei der die erst zehnjährige Cornelia die Rolle der Agrippina gab. Der sächsische Kriegsrat von Reineck, ein starrsinniger, einsiedlerisch lebender Mann, hatte unter den wenigen Menschen, mit denen er verkehrte, den jungen Goethe besonders in sein Herz geschlossen und wollte ihn zum Diplomaten erziehen. Der Hofrat von Hüsgen, ebenfalls ein Menschenfeind, fand Gefallen an dem Widerspruch des heranwachsenden Knaben, der sich dem einseitigen Pessimismus des alten Herrn nicht gefangen geben wollte. Eine treffliche Gelegenheit bot sich hier für den Knaben dieser krankhaften, menschenfeindlichen Gesinnung gegenüber, die sogar in Gott Fehler entdecken wollte, die täglich die Schönheit der Werke Gottes preisende, weltfreudige Stimmung der Mutter verehren zu lernen.

Viel weniger ist über den Verkehr des Knaben Wolfgang mit seinen Altersgenossen bekannt; er selbst nennt außer dem Franzosen Derones und seiner Schwester nur den fingierten Namen Pylades und will auch nur wenige, ausgesuchte Freunde besessen haben.

Durch Frau Rat werden noch als seine Gespielen genannt die beiden Moors, Söhne des Schöffen und Bürgermeisters, von denen der zweite mit

Goethe an demselben Tage geboren war, und Elise Bethmann, die später eine gute Freundin der Mutter wurde.

Diese Zeit stand der Mutter vor Augen bei den hübschen Worten, die sie als Antwort auf die Uebersendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren dem Sohne sandte:

„Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sah dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sah wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr."

Zu diesen werden wir uns die Schaar der verwandten, gleichalterigen Kinder, die vielen Melbers und Starcks u. s. w. zu denken haben, ferner die Söhne der vorher erwähnten Gönner Wolfgangs, Olenschlagers, Reinecks und Hüsgens, vielleicht auch schon eins der jungen Mädchen und Knaben, in deren Verkehr wir Wolfgang und Cornelia später finden, um den Kreis der näheren Bekanntschaft der Kinderzeit zu vervollständigen. Daß er seine Spielgenossen geistig weit überragte und sie regierte, dafür haben wir ein Wort der Mutter jüngst erfahren. „Deine übrigen Freunde," schreibt sie am 17. November 1786 an den Sohn, „sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors)." Er selbst war sich auch dessen schon als Kind bewußt, wie Bettina erzählt: „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; . . . . er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? — da sagte die Mutter: warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andre doch ohne sie fertig werden müssen, da sagte er ganz stolz: mit dem, was andern Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden." — Auch äußerlich suchte er vor allen andern sich auszuzeichnen. Häufig wurde er verlacht wegen der Würde in seinem Aeußeren:

Eines Tages, so erzählt wiederum die Mutter, stand jemand mit mir am Fenster, als er eben mit andern Knaben die Straße heraufkam und sehr gravitätisch einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckte ihn der Freund mit seinem Geradehalten und wie er sich so sonderbar von den andern Knaben auszeichne. Hiermit, antwortete er, mache ich den Anfang, und später werde ich mich mit noch allerlei auszeichnen. Und er hat Wort gehalten.

In seiner Kleidung, so läßt Bettina die Mutter berichten, war er nun

ganz entsetzlich eigen, ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w., auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel, das erste zog er im Hause an, das zweite wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zum Gala; kam ich nun am andern Tage hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Geleis.

Reiche Abwechslung von ihrem häuslichen Leben bot den Kindern Frankfurt selbst. Diese alte ereignisreiche Stadt, die das Altertümliche mit dem Modernsten verband, erregte bei einem so wißbegierigen Knaben, wie Wolfgang war, nicht bloß Neugier, sondern auch den Sinn für deutsche Geschichte und deutsches Altertum; nicht wenig trug auch das moderne und großartige Getriebe der Messen, die Lage der Stadt und die Lebendigkeit der Bewohner zu einer schnelleren Entwickelung seiner geistigen Kräfte bei. Auf das höchste gespannt wurden seine Erwartungen, als die Nachricht kam, daß im Beginn des Jahres 1764 die Wahl des römischen Königs und seine Krönung in Frankfurt stattfinden sollte. Freilich der Vater wußte in seiner Art auch hieraus sofort für den Sohn und seine Studien Gewinn zu ziehen. Wie er dem Knaben Interesse für die Kunst dadurch zu erwecken suchte, daß er ihn mit den für ihn selbst arbeitenden Künstlern der Stadt in Verbindung treten ließ, wie er ihm in ähnlicher Weise Einblick in die Werkstatt der Handwerker verschaffte, so wurde jetzt mit jener Beharrlichkeit, die bei der gemeinsamen Abendlektüre geschichtlicher Werke Mutter und Kinder in Schrecken setzte, das große Ereignis juristisch und geschichtlich beleuchtet. Diesmal aber hatte der Vater gewiß keinen aufmerksamen Zuhörer. Gerade in jener Zeit war der Knabe in eine etwas anrüchige Gesellschaft junger, aber ihm an Alter weit überlegener Leute geraten, an deren Trinkgelagen und Ausflügen er sich besonders deshalb beteiligte, weil er dort das Mädchen zu sehen bekam, in das der Vierzehnjährige, auch hierin seinen Altersgenossen weit voraus, sich verliebt hatte. Die Gretchenepisode gehört zu den lieblichsten Schilderungen aus Dichtung und Wahrheit. Mit allem Zauber der Unschuld und Keuschheit hat Goethe die Schilderung seiner ersten Liebe umgeben. Daß er der herrlichsten Gestalt in seiner größten Dichtung denselben

Namen gegeben hat, ist selbstverständlich kein Zufall. Schon darum ist es ausgeschlossen, daß diese Liebesgeschichte nur erdichtet sein soll, ebenso ausgeschlossen ist, was Scherer auf geistreiche Vermutungen, nicht auf Beweise gestützt, hat glaubhaft machen wollen, daß Gretchen Wagner, wie er sie nennen zu dürfen glaubt, eine Kokette gewesen sei, deren Gunstbezeugungen Wolfgang mit Geschenken erkaufte.

Hat Bettina recht, so wußte Frau Aja um das Gretchen, aber sie erzählte nicht gern davon, und Bettina hütete sich, zu fragen. Aber die örtliche Bestimmung, Offenbach und das Wirtshaus zur Rose, hat Bettina falsch überliefert erhalten, denn nach einer Mitteilung Creizenachs hat der Jugendfreund Goethes, Passavant, bestimmt die Wohnung Gretchens als in der Nähe der Peterskirche gelegen angegeben. Es war, wie wir jetzt wissen, das Wirtshaus zur Rose in Frankfurt (jetzt Zeil Nr. 36). Wie häufig in seiner Biographie, ist Goethe auch in dieser Erzählung von der Wirklichkeit um der Form willen abgewichen. So wird die Gesellschaft, in der Goethe Gretchen kennen lernte, etwas harmloser, als sie wirklich war, dargestellt worden sein, weil er den Hintergrund des Idylls nicht anders gestalten konnte. Eine Stelle in Dichtung und Wahrheit, die das Drama „Die Mitschuldigen“ in Beziehung mit jenen Erlebnissen setzt, ebenso die Bezeichnung „Ungeheures“ für eben dies Erlebnis im Tagebuch spricht sehr dafür. Der Kern ist auch hier wahr: Eine Gesellschaft von jungen Leuten aus dem niederen Stande benutzt das dichterische Talent des etwa vierzehnjährigen Wolfgang zu Mystifikationen, dann auch, um sich Geld zu Wirtshausbesuchen zu verschaffen. In ihrem Kreise lernt er als Verwandte des Wirtes Gretchen kennen; um ihretwillen hält er an dem Verkehr fest. Die Zeit der Kaiserkrönung giebt die Möglichkeit und Gelegenheit zu unbemerkten Wanderungen und Trinkgelagen, an denen Wolfgang sich die Teilnahme dadurch ermöglicht, daß er sich einen Hausschlüssel verschafft. Ein mit jenen Leuten bekannter, etwas älterer Mann drängt sich an Wolfgang, um eine Stelle im Dienste der Stadt durch eine Empfehlung beim Großvater Textor zu erhalten. Sobald er das erreicht hat, benutzt er seine Stellung als Gerichtssubstitut zur Unterschlagung von Geldern. Die Sache wird entdeckt und Wolfgang, wie natürlich, in sie verwickelt, obgleich er ihr ganz fremd war. Der Vater geriet bei der Mitteilung in den höchsten Zorn. Der ängstlich gehütete Sohn, auf dessen Erziehung und Ausbildung er viele Jahre die besten Kräfte und Mühe gewandt, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, nun ein

Genosse von Verbrechern und wohl gar selbst ein Verbrecher! Nur die äußerste Strenge konnte hier heilsam wirken, wenn er überhaupt noch zu retten war. Nicht weniger erschrocken und entsetzt war die Mutter. Wenn sie auch ihrem Liebling nicht wirklich Schlechtes zutraute, Vorwürfe mußte sie sich selbst machen, daß sie stets der Strenge des Vaters gegenüber auf die Seite des Sohnes getreten war und sogar sein Ausbleiben in der Nacht dem Vater verheimlicht und vertuscht hatte. Ihre begütigenden Worte erreichten wenigstens, daß der Vater nicht selbst die Untersuchung übernahm, sondern sie dem alten Hausfreund und Wolfgangs Gönner, Rat Schneider, überließ. In ihrer Angst eilte sie zu dem Sohne, um ihn zu wecken und vorzubereiten.

„Verstört und ängstlich" trat sie ein. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besucht und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur soviel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen Dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte, was bevorsteht!"

Mit der Tochter Cornelia suchte sie im Verlauf der Untersuchung den Sohn zu trösten und wieder aufzurichten. Bald klärte sich seine Unschuld auf. Auch die Strafe gegen Wagner, so hieß wahrscheinlich der Uebelthäter, und seine Genossen fiel milde aus. Gretchen kehrte in ihre Heimat zurück. Ihre Aussage, daß sie Wolfgang wie ein Kind angesehen habe, heilte, wie Goethe sagt, den jugendlichen Liebhaber von seinem Schmerze. Auch eine körperliche Krankheit und „hypochondrische Thorheit", die als eine Folge der seelischen Erschütterung sich einstellte, überwand Wolfgang.

Die Gesellschaft eines Hofmeisters, der seinen Zögling für die Universität vorbereiten sollte und ihn zuerst mit der Philosophie bekannt machte, wirkte wohlthätig. In der freien Natur und durch Zeichnen nach der Natur, wozu er damals zur Freude des Vaters viel Neigung zeigte, suchte Wolfgang schmerzliche Erinnerungen zu verbannen. Bald war seine heitere, lebenslustige Stimmung wieder hergestellt; gerade den Sommer 1765 schildert uns Goethe als reich an mannigfachen Wasser- und Landpartien und genußreichem, heiterem Verkehr mit Freunden und Freundinnen. Wenn nun auch die in Dichtung und Wahrheit so anschaulich geschilderten Partien, wie man wahrscheinlich gemacht hat, in der Hauptsache in eine spätere Zeit zu verlegen sind,

so lassen doch die Seufzer des Studenten aus Leipzig nach den Frankfurter Freunden und Freundinnen auf regen Verkehr auch in dieser Zeit schließen. Zu den schon genannten Altersgenossen haben wir noch zu rechnen den von Goethe so humoristisch und liebevoll gezeichneten Horn, der später mit ihm in Leipzig war, Joh. Jak. Riese, später Kastenschreiber in Frankfurt, Krespel, der freilich damals in Paris war und später der treue Freund der Frau Rat wurde, Max von Lersner, Kehr, Passavant und von Schweitzer; von den Freundinnen Corneliens und Wolfgangs: Charitas Meixner aus Worms, die er von Leipzig aus behauptet zärtlich geliebt zu haben, die drei Schwestern Gerock, Töchter des Kaufmanns Gerock in Frankfurt, Katharina und Franziska Krespel, die Schwestern des obengenannten Bernhard, die im zweiten Gesange von Hermann und Dorothea geschildert sein sollen: ferner Lisette Runkel und Maria Bassompierre, die besten Freundinnen Corneliens.

Wolfgangs Studienzeit; Cornelia.

Mit Michaelis 1765 nahte der Zeitpunkt heran, da Wolfgang auf drei Jahre das Vaterhaus verlassen sollte; es war eine freudlose Zeit für die nur im Sohne lebende Mutter, aber vielleicht noch mehr verhaßt der Schwester Cornelia. Sie hatte eine rauhe Kindheit hinter sich; die Erziehung des Vaters war streng, das Verhältnis der Kinder zu den Eltern überhaupt unterwürfiger als heute. Das äußert sich schon in dem Gebrauch der Anrede den Eltern gegenüber, die stets in der dritten Person der Einzahl oder Mehrzahl geschah; noch im August 1779 schreibt Goethe in der dritten Person der Einzahl an die Mutter, später, von 1781 an, in der Mehrzahl aber nie in dem vertraulichen Du.

Der Vater, zwar nicht ohne Gefühl und Zärtlichkeit, gehörte doch zu jenen Pädagogen, die aus Angst, ihrer Würde etwas zu vergeben, jede natürliche Regung hinter eiserner Strenge verbergen und wie der alte Meister in Goethes Lehrjahren den Kindern die Freuden verderben, um sie nicht merken zu lassen, wie lieb man sie habe. Ohne Verständnis für die besonderen Eigenheiten und Forderungen eines Mädchens, und noch dazu eines Charakters wie Cornelia, plagte er die Kinder gleichmäßig, aber natürlich mußte die Tochter das mehr empfinden als der Sohn. Deshalb klammerte sich die gequälte, selbst der unschuldigen Freuden des Verkehrs mit Altersgenossen beraubte Cornelia mit ihrem ganzen, liebebedürftigen Herzen an den Bruder; und so entstand zwischen den Geschwistern ein sehr freundschaftliches Verhältnis, dem es sogar

an Zärtlichkeit und Eifersucht nicht gebrach. Schon zu der kleinen, noch in der Wiege liegenden Schwester hatte der Bruder die zärtlichste Zuneigung gezeigt. Mit den Jahren wurde sie ihm „eine an Annehmlichkeit wachsende Gesellschaft“. Vor des Vaters Strenge fliehen die Geschwister, die man



Cornelia.
(Holzschnitt nach Goethes Zeichnung.)

an Wachstum und Bildung für Zwillinge halten konnte, zu den Groß-eltern auf der Friedberger Gasse, oder sie suchen sich bei der lieben Mutter, die sich immer ihrer annahm und die Sache der Jugend vertrat, für die Sorgen und Mühen zu entschädigen. Die hübsche Scene von dem durch

Klopstocks Messias in Schrecken gesetzten Barbier in Dichtung und Wahrheit soll gewiß als typischer Beleg für eine heitere und freundliche erste Kinderzeit gelten; aber sobald Cornelia nur irgend bildungsfähig erschien, begann jene Qual, die das zum Ernst und zur Schwermut neigende Mädchen gänzlich verschüchterte und um den Genuß ihrer Jugend brachte. Die rücksichtslose Strenge des Erziehers, der mit „unglaublicher Konsequenz" sein Ziel verfolgte, entfremdete das Mädchen dem Vater, und diese Entfremdung ward zum Trotz, ja fast zu Haß, oder wie Goethe sagt, zu furchtbarer Härte, als während der Abwesenheit Wolfgangs der Vater seine ganze pädagogische Thätigkeit der Tochter zuwandte und ihr selbst die unschuldigsten Freuden vergällte. Jhn ähnlichen Fällen wird ein bedrängtes Mädchenherz Schutz und Rettung bei der Mutter suchen, und Frau Aja war mit ihrem tiefen Gemüt, ihrem milden, liebenden Herzen, ihrem prächtigen Humor gewiß eine reiche Quelle des Trostes. Daß für Cornelia diese Quelle nicht floß, oder von ihr verschmäht wurde, dafür finden wir allein die Erklärung in ihrem Charakter.

Die beste Schilderung Corneliens, zugleich ein herrliches Denkmal dankbarer Liebe, haben wir im zweiten und vierten Buche von Dichtung und Wahrheit. So oft auch Goethe Cornelia erwähnt und charakterisiert, ein Zug kehrt immer wieder: es bleibt trotz aller edlen Eigenschaften etwas Unerklärliches in ihr. Er spricht von dem merkwürdig unbegreiflichen indefiniblen, dem eigenen Wesen, von dem schwer zu sprechen sei, er nennt ihre wundersame Natur das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn und Nachgiebigkeit, Eigenschaften, die bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. Dazu noch, heißt es an einer dieser Stellen, ein Wundersames: „in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit". Eine erst kürzlich bekannt gewordene Aeußerung Goethes drückt sich stärker und deutlicher aus: „Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung".

Außer der Schilderung des Bruders besitzen wir noch eine sehr wichtige Quelle für das Verständnis seiner Schwester: Corneliens Briefe an ihre Freundin Katharina Fabricius, die sie im Sommer 1768 in Frankfurt kennen gelernt hatte, und das Tagebuch aus dem Winter 1768—69, das uns die Gefühle und Denkweise des jungen Mädchens unverhüllt offenbart. Eine Frage wird in diesen Briefen und Blättern besonders häufig besprochen, ob geistige Vorzüge körperliche Schönheit ersetzen können. Cornelia war

von der Natur nicht mit körperlichen Reizen ausgestattet. Nur ihre Augen werden von dem Arzt Zimmermann mit den Worten gerühmt: „Augen, die so schön sind, als nur irgendwelche in Nizza oder Genua." „Bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften empfand sie nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers", äußerte der Bruder über sie. „Sie war groß, wohl und zart gebaut, aber die Züge ihres Gesichts waren weder bedeutend, noch schön. . . . Was aber ihr Gesicht ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbte Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Kontrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick, wo nicht abstieß, so doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden." Daß dieses Gefühl bei Cornelia besonders ausgebildet war, zeigen Stellen aus den Briefen und dem Tagebuch:

„Der Wunsch, ein liebenswürdiges Mädchen zu sein, liegt mir Tag und Nacht am Herzen. Mein Spiegel täuscht mich nicht, wenn er mir sagt, daß ich zusehends häßlich werde. Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre. Ich wäre thöricht, zu verlangen, eine große Schönheit zu sein, aber ein wenig Feinheit in den Zügen, einen reinen Teint und jene Anmut, die entzückt beim ersten Anblick, mehr nicht. Indes das ist nicht und wird nimmer sein, was ich auch thun und wünschen möge, so ist's denn besser, den Geist zu pflegen und zu versuchen, wenigstens nach dieser Seite hin erträglich zu sein." Bald darauf klagt sie aber: „Welche Vorzüge hat die Schönheit! Sie wird der Anmut der Seele vorgezogen."

So glaubt sie darauf verzichten zu müssen, je die Liebe eines Mannes zu erwecken. Trübe unglückliche Erfahrungen mit dem Manne, dem sie eine leidenschaftliche Liebe entgegenbrachte — einem Engländer, Harry genannt — die Lektüre der sentimental überspannten Romane ihres Lieblings Richardson halfen dazu, diese Anschauung, als sei sie dazu bestimmt, ohne Liebe zu heiraten, fest in ihr werden zu lassen: „Dieser Gedanke macht mich schaudern, und doch wird es die einzige Wahl sein, die mir bleibt, denn wo wäre ein Mann zu finden, der an mich dächte?"

Aber der Grund für das Mißgeschick lag tiefer. Nicht bloß ihr Aeußeres,

auch ihr Charakter war wenig geeignet, Liebe zu erwecken. Was ihr fehlte, war eben das, was uns für ihre Mutter so erwärmt, der Humor, jene beneidenswerte Gabe, die stets über den Dingen steht und selbst die größten Widersprüche der Welt in Harmonie auflöst; sie gehörte zu jenen unglücklichen Wesen, die nirgends sich zurecht finden, sie war eine Art problematischer Natur oder wie es Goethe schonend später beim Tode ihrer Tochter ausdrückte: „eine tiefe zarte Natur, ein über ihr Geschlecht erhabener Geist, der sie nicht vor einem gewissen Unmut mit ihrer jedesmaligen Umgebung schützen konnte." Das Vorwalten des Verstandes, der große Ernst, mit dem sie über sich nachdachte, eine pessimistische, alles ins Schwarze malende Auffassung, die bei der Beurteilung der Mitmenschen wie Härte aussieht, waren ihr ins Leben mitgegeben. Kam nun dazu die strenge, harte Erziehung des Vaters, die einseitig nur auf die Ausbildung des Verstandes und den Erwerb von Kenntnissen bedacht war, eine Erziehung, die ihr jedes Vergnügen, jede unschuldige Freude raubte, so werden wir es verstehen, daß die Mutter bei dem zurückkehrenden Sohn „in geheimem Gespräch" sich über die Tochter und ihr Verhältnis zum Vater beklagte.

Wolfgang war gewiß auch der beste Vermittler. Seine Mutter liebte ihn auf das Zärtlichste. Das Verhältnis zur Schwester nannte er „das reinste, wahrste, edelste, das er je zu einem Weibe gehabt". So besaß er beider Vertrauen und dennoch konnte er nichts ausrichten, wo Natur und Charakter sich so schroff gegenüber traten. Die optimistische Gesinnung der Frau Rat, die alles Traurige und Unangenehme mit beneidenswertem Geschick von sich fern hielt, ihre heitere, humorvolle Lebenslust und Sorgfältigkeit, die schöne Kunst, jeder Lage gewachsen zu sein, auch in dem Unbedeutendsten etwas Erfreuliches, Schönes, und auch bei den traurigsten Dingen immer noch einen Trost zu finden, das alles war dem ernsten, starren, sich in das Unglück vergrabenden, gewissermaßen lieblosen Wesen Corneliens unverständlich, wenn nicht zuwider. Den tiefen, echt religiösen, unerschütterlichen Glauben der Frau Rat, der etwas Geheimnisvolles, Mystisches hatte, konnte ihr reifer Verstand nicht teilen. Gerade die Eigenschaften, die Cornelien nach des mild urteilenden Bruders Worten fehlten, waren die Grundlagen des Charakters der Mutter: Glaube, Liebe und Hoffnung. Darum ist das Verhältnis zwischen beiden kühl und fremd geblieben, wie es Goethe im Götz zwischen der geistig und körperlich gesunden Elisabeth und ihrer madonnenhaft kühlen, „durch Liebesunglück gebeizten" Schwägerin, oder zwischen Olimpia und

Elmire in Erwin und Elmire geschildert hat. Deshalb wird es auch kein Zufall sein, daß Cornelia in dem Tagebuch und ihren Briefen niemals die Mutter erwähnt.

Nur in einem Punkt einigten sich beide, in der schwärmerischen Verehrung Wolfgangs. Darum wurde für sie sein Aufenthalt in Leipzig eine traurige, düstere Zeit. Ersatz suchte Cornelia für den Verkehr mit dem vielgeliebten Bruder in ausführlichem Briefwechsel. Diesen Wunsch und Trieb benutzte der Vater zur Uebung der Tochter in deutscher, englischer und französischer Sprache und zugleich zur Ueberwachung des Sohnes. So hatte er denn wieder das Kunststück fertig gebracht, das, was Freude und Glück für Cornelia sein sollte, ihr zu verhaßter Qual zu machen. Auch erreichte er dabei den vorhin angedeuteten Zweck dem Sohne gegenüber nicht. Dieser merkte natürlich die Absicht, ja er verhöhnte den Vater sogar, indem er dem Erzieher folgendes zu lesen gab: „Ich sehe manchmal mit Lachen, wie ein gutes einfältiges Mädchen Reflektionen macht, die niemand als ein einsehender, erfahrener Mann machen konnte.“ In dem Briefwechsel zeigt sich Wolfgang als der überlegene Student, der die Schwester erziehen und belehren will. „Ich studiere für dich und mich,“ heißt es einmal. Was er morgens lernt, bekommt sie nachmittags zu hören; er korrigiert ihre Briefe und Stilübungen, er warnt sie vor vieler und schlechter Lektüre und erlaubt ihr von Romanen nur den Grandison; auch warnt er sie vor dem Fehler der jungen Mädchen, der Klatschsucht. Er will in ihr das vernünftigste, artigste, angenehmste, liebenswürdigste Mädchen erziehen, nicht „nur in Frankfurt, sondern im ganzen Reiche.“ „Denn unter uns, draußen bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch,“ so schließt er einen Brief. Gleich als wollte er sich aber über ihre vielfachen Studien lustig machen, verlangt er von ihr das Betreiben der Kochkunst, der Haushaltung, Klavierspiel zum Zeitvertreib, Tanzen, Kartenspiel, Putz mit Geschmack. „Die Madl. Breitkopf,“ schreibt er einmal, „habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zuviel gelesen, und da ist Hopfen und Malz verloren.“ Cornelia berichtet natürlich auch über die neuesten Ereignisse in Frankfurt, und so werden uns von Begebenheiten in der Frankfurter Verwandtschaft in dieser Zeit folgende bekannt: Die Verheiratung des einzigen Bruders der Frau Rat, des Advokaten Dr. jur. Textor, mit der fünfzehnjährigen Jungfer Möller, Tochter eines Buchhändlers, jene Hochzeit, zu der Wolfgang ein Gedicht verfaßte, das zwar den Beifall der Verwandten, aber den Spott seines Lehrers Clodius nach

sich zog; ferner die schon erwähnte Verheiratung der Tante Anna Christina mit dem Leutnant Schuler am 5. Mai 1767; endlich der Tod der Großtante Goethes, der Frau Generalin von Hoffmann, am 16. September 1766, für deren Gatten der Student auf Wunsch des Vaters ein Trauergedicht in französischer Sprache verfertigte.

Uns interessiert freilich der schriftliche Verkehr zwischen Mutter und Sohn bei weitem mehr. Leider ist uns aber gar keine Nachricht darüber erhalten, während doch eine Korrespondenz mit der jungen Schwester der Frau Rat, Anna Christina, Jungfer Tante oder Miß Aunt genannt, erwähnt wird; — ja in den Briefen wird die Mutter überhaupt nur zweimal berührt. Mag das nun vom Vater wegen des Charakters der Briefe oder aus anderen Gründen befohlen worden sein, die beste Entschuldigung hat Wolfgang selbst gegeben in seinem den Brief vom 11. Mai 1767 begleitenden Gedicht:

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüberfließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom
Vom Schmerz gepeitscht bald stürmend drüberfließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Gleich innig lautet der Schluß des Briefes vom 7. Dezember 1765:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr
Das, was sie weiß — daß ich sie ehre. Sag's,
Daß mir mein kindlich Herz, von Liebe voll,
Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh ich selbst
Erkalte.

In den letzten Wochen seines Aufenthaltes in Leipzig wurde Wolfgang von schwerer Krankheit heimgesucht. Nach längerem Uebelbefinden wachte er eines Nachts mit heftigem Blutsturz auf, er hatte noch soviel Besinnung, daß er seinen Stubennachbar, den Theologen Limprecht, rufen konnte. Es war die Krankheit eine Folge der Extreme, in denen sich das Leben des Studenten bewegt hatte, und einer unvernünftigen Abhärtung, die man in mißverstandener Befolgung Rousseauscher Lehren als natürliche Lebensweise ausübte. Mehrere Tage schwankte sein Zustand zwischen Leben und Tod. Bei der Genesung wurde ihm eine Geschwulst an der linken Seite des Halses besonders lästig.

Noch nicht völlig genesen, verließ Wolfgang am 28. August 1768 Leipzig. Einen Schiffbrüchigen nannte sich der Rückkehrende selbst. Ohne äußere Zeichen erfolgreicher Studien kehrte er, scheinbar in seiner geistigen Entwickelung derselbe, körperlich statt des blühenden, vor Gesundheit strotzenden Jünglings elend und krank zurück. Der Vater gab rücksichtslos seinem Verdruß hierüber Ausdruck: „Der Willkomm war nicht ohne Bewegung, und die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene."

Mutter und Schwester aber wandten ihre ganze Liebe und Sorgfalt dem geliebten Kranken zu; Cornelia wurde sogar lustig, um ihn zu erheitern, was doch sonst gar nicht in ihrer Art war. Freilich brauchte er auch ihre liebevolle Sorge und Pflege. Die Briefe aus dem anderthalbjährigen Aufenthalt in Frankfurt nach Leipzig an Käthchen Schönkopf oder an Oeser und dessen Tochter geschrieben, melden uns von dem langsamen Verlauf der Krankheit und mehrfachen Rückfällen. Ende des Jahres kann er mitteilen, daß die gefürchtete Gefahr einer Lungenkrankheit beseitigt ist, um so mehr macht ihm aber der Magen zu schaffen. Er blickte auf drei unter großen Schmerzen zugebrachte Wochen zurück; Ende Januar ist noch immer nicht viel Besserung eingetreten. „Die Laune der Natur schraubte mich vier Wochen an den Bettfuß, vier Wochen an den Sessel." Die Geschwulst am Halse und andre infolge gestörter Verdauung eintretende Leiden erhöhten den ungemütlichen Zustand, den er den Seinigen durch eine Art Galgenhumor weniger fühlbar zu machen suchte. Die Hoffnung auf das Frühjahr erwies sich auch als trügerisch. Erst im Dezember 1769 kann er melden, daß sein Körper wieder hergestellt sei; aber eine leicht erklärliche verdrießliche Stimmung hatte infolge der langdauernden Krankheit sich seiner bemächtigt.

Wahren Trost und wahre Erquickung fand Wolfgang in dieser Leidenszeit bei seiner Mutter und ihrem unerschütterlichen Glauben an einen gerecht lenkenden Gott, der alles zum Besten der Menschen sende und hinausführe. Von ihr hatte er die erste religiöse Anregung erhalten; sie, die Bibelkundige, hat ihn früh mit der Bibel bekannt gemacht. Die häufigen Versuche des Knaben, sich Gott zu nähern, seine Allweisheit und Gerechtigkeit mit den vielfach offenbaren Ungerechtigkeiten in der Welt in Einklang zu bringen und andres zeigen, wie sehr den Knaben religiöse Fragen beschäftigten. Der ungewöhnliche Raum, den Goethe ihnen in Dichtung und Wahrheit einräumt, soll das äußerlich kund thun. Aber ein öder und geistloser Religionsunterricht entfremdete ihn der Kirche, übereifrige Skrupel quälten ihn unnütz. Es war wohl noch eben so im eigenen, wie ganz im Sinn der frommen Mutter, was er ihr bei der Abreise nach Leipzig in ihr Stammbuch gegenüber den Einsetzungssprüchen im heiligen Abendmahl geschrieben hatte:

> Das ist mein Leib, nehmt hin und esset,
> Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt,
> Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
> Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
> Bey diesem Wein, bey diesem Brot
> Erinnert euch an meinen Tod.

Ffurt.
d. 30. Sept.
1765.

Zum Zeichen der Hochachtung
und Ehrfurcht setzte dieses
seiner geliebten Mutter
J. W. Goethe.

Der leichtsinnige Student jedoch hielt es für das Beste, sich innerlich von dieser Verbindung loszusagen. Erst am Schlusse seines Leipziger Aufenthaltes fand er in dem frommen und zugleich gelehrten Nachfolger Behrischs, Langer, den Mann, der ihn zu einer tieferen Auffassung und zum Glauben zurückführte.

Es tritt in dieser Zeit für Goethes inneres Leben eine Verwandte der Mutter in den Vordergrund, von der wir bisher nur wenig gesprochen haben. Es ist die Nichte der Frau des Obersten und Stadtkommandanten Johann Nikolaus Textor, einer geborenen von Klettenberg, die auch Tante der Frau Rat war, die am 9. Dezember 1723 geborene Susanna Katharina

von Klettenberg. Sie bildete damals den Mittelpunkt der an die Herrnhuter sich anlehnenden Frommen in Frankfurt. Die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Frauen haben von früher Kindheit an bestanden. Ihre



Fräulein von Klettenberg.

Freundschaft beruhte auf gleicher religiöser Anschauung. Schon als junges Mädchen huldigte sie der strengen Richtung der Herrnhuter.

Die Herrnhuter Gemeinde trat später in starken Gegensatz zu den Pie-

tisten, aber die Entstehung dieser beiden Absonderungen von dem kirchlichen Leben der herrschenden Religion geht auf dieselben Ursachen zurück.

Es waren vor allem der Dogmenzwist, die Verknöcherung und das Vorherrschen des Aeußerlichen, was tiefer fühlende Gemüter in dem Protestantismus jener Zeit unbefriedigt ließ, ferner die Verwilderung der Sitten in der sogenannten guten Gesellschaft, wovon der Frankfurter Gelehrte Kriegk in seinem Buche über die Brüder Senckenberg fast Unglaubliches berichtet hat; endlich die Verbreitung einer frivolen Auffassung der Religion, wie sie von Frankreich ausging.

Darum wollten die Herrnhuter ein persönliches Verhältnis des Einzelnen zu Gott und Christus, abgesehen von dem Dogma, ein Nähertreten an Gott, eine Art Sonderbund des Einzelnen mit Christus. Auf der andern Seite predigte man die Heiligung des Lebenswandels, der auch von Gott geleitet und gelenkt würde. Das Verhältnis zu Gott sollte sich nach ihrer Auffassung gestalten, „wie das einer Braut zum Bräutigam, dem man sich unbedingt hingiebt und dem man ohne Zweifel das Schicksal des Lebens anvertraut." Christus ist der unsichtbare Freund, der Beichtvater eines jeden, er ist sein Gott. Die Erkenntnis der Seelennot ist der Anfang der Erweckung. Hiermit verbindet sich naturgemäß auch der Glaube an ein persönliches Eingreifen und Einwirken des höchsten Wesens auf unsre Thaten und Leiden und der Glaube an die Möglichkeit, durch das Los und andere Orakel diese Bestimmung vorher zu erkennen.

Wie sehr Frau Rat in ihrer innersten religiösen Anschauung zu dieser Lehre in jener Zeit neigte, wissen wir nicht bloß aus ihrem felsenfesten Vertrauen auf Gott und seine persönliche Leitung, sondern auch aus ihrer Gewohnheit, das Orakel der Bibel oder des güldenen Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, wie sie es bei Beginn der Schlacht bei Bergen gethan hat, ebenso wie bei der großen Krankheit des Sohnes, wo der gefundene Spruch ihr Trost und seine Erfüllung Herzensfreude bereitete.

Die Lehre der Herrnhuter wurde in Frankfurt durch den Pastor Claus oder Claudi und einen Herrn von Bülow-Plüskow verbreitet. Wie hundert Jahre früher Spener in derselben Stadt eifrige Mitglieder für seine collegia pietatis gefunden hatte, so fand auch die neue, Speners fromme Wünsche endlich erfüllende Richtung viele Verehrer.

Zu Anfang der sechziger Jahre, so lesen wir in den „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg", blühte in Frankfurt eine besondere Verbindung

einiger guter Christen aus den höheren Ständen, zu der Frau Pfarrerin Griesbach, Fräulein von Klettenberg und andere Frauen nebst dem Herrn von Bülow, Herrn Hofrat Moritz und Herrn von Moser gehörten. „Wir alle neigten uns auf die Seite der Brüdergemeinde, sangen ihre Lieder, lasen ihre Schriften und überlegten oft, wie wir uns gegen sie zu benehmen und ihretwegen zu verteidigen hätten." An den adligen Sonntagskränzchen mit Vorträgen des Pfarrers Claudi nahm auch Frau Rat eifrigst Anteil.

„Die Bekenntnisse einer schönen Seele", die Goethe in seinen Wilhelm Meister aufgenommen, und in denen er dem Fräulein von Klettenberg ein Denkmal gesetzt hat, führen uns näher in diesen frommen Kreis und seine Ideen ein. „Das Ausschweifende und Leere der großen Welt und das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande" führte diese unbefriedigten Seelen zusammen.

Der Oheim der Bekenntnisse ist wahrscheinlich der Freiherr von Loën. Der fromme Arzt in Dichtung und Wahrheit und der Arzt im Hause des Oheims ist ein und derselbe, ein Dr. med. Metz; Philo, der Grundbesitzer, durch den die schöne Seele mit den Herrnhutern bekannt wird, stellt den Freiherrn und späteren Minister (1772) in Hessen-Darmstadt Friedrich Karl von Moser dar, mit dem die Klettenberg bis zu ihrem Tode in Briefwechsel stand; der für die Herrnhuter begeisterte Kavalier, der durch Verschen, Liedchen und Bildchen Propaganda für sie macht, ist der obengenannte von Bülow. Nach einer Behauptung Schlossers, des Schwiegersohnes der Frau Rat, soll eine der ersten Scenen der Bekenntnisse, jene Scene, in der die verhängnißvolle Ohrfeige fällt, in Textors Haus wirklich geschehen und die muntere, etwas wilde Tochter die jüngere Schwester der Frau Rat gewesen sein. Mit dem Oberhofprediger der Bekenntnisse meint Goethe den schon genannten Frankfurter Prediger Fresenius, der, ein eifriger Gegner der Herrnhuter, „die besten und empfänglichsten seiner Zuhörer auf Seite der von ihm gehaßten Irrlehren sah".

Für den aus Leipzig wiederkehrenden Studenten waren diese Anschauungen und dieser Ideenkreis gewiß nicht neu, aber er selbst war ein anderer geworden. Von seinem Freunde Langer nach dem Zeitraum oberflächlicher Ablehnung wieder für das Evangelium gewonnen, war er infolge der Krankheit und des äußeren Mißerfolgs der Studien seelisch und körperlich überaus geeignet, den Anschauungen der beiden Frauen entgegen zu kommen. Neben der Schwester waren sie es, die sich des vom Vater rücksichtslos behandelten

Jünglings während der langwierigen Krankheit annahmen, die ihm, dem lebhaft Empfänglichen, den besten Trost zu suchen lehrten in einem herzlichen, echt kindlichen Verhältnis zu Gott, dem unerschütterlichen Glauben an dessen persönliche Leitung und Einwirkung. „Rat und That“ nannte er seine trefflichen Begleiterinnen; „wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe.“ Die Erzählungen des Fräuleins von Klettenberg über die sittlichen Erfahrungen, die sie an sich gemacht hatte, ließen ihn in eine edle tief angelegte, dem Ueberirdischen zugeneigte Natur schauen, zu der er in seiner Lage als Ideal hinaufsah, während die praktische Mutter das Geistige und Uebersinnige in thätigen Glauben und heiter zufriedene Stimmung umsetzte. So kam es, daß Wolfgang wie seine Mutter damals mit großem Ernst und Eifer den Lehren der Herrnhuter anhing.

Dieser Eifer ließ beide auch dahin folgen, wo die Grenze des Glaubens war und der Aberglaube anfing.

Die Schriften Swedenborgs, des schwedischen Bergrats, die den Zusammenhang des Geisterreichs mit der Menschenwelt in Visionen enthüllen wollten und in Wahrheit nur ein Weiterbau der Lehre der Herrnhuter von der Annäherung der Menschen an Gott und Christus waren, wurden von Fräulein von Klettenberg und Goethe damals eifrig studiert. Dazu kam, daß der Arzt Dr. Metz die Wahrscheinlichkeit der Bereitung eines Universalmittels durch das Studium mystisch-alchemischer Werke in Aussicht stellte. So trieben denn die beiden Kranken und die Mutter in geschlossenem Zimmer heimlich mystische Studien. Als nun gar am 7. Dezember 1768 ein heftiger Kolikanfall, der fast das Leben des Patienten bedrohte, durch das endlich hervorgeholte Universalmittel des Arztes gehoben wurde, da war jeder Zweifel geschwunden, und eifrigst ging man daran, das Wundersalz selber zu bereiten. Die fromme Mutter hatte sich in ihrer Not an Gott selbst gewandt. Sie fand den Spruch: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Das hat sie gestärkt und aufgerichtet. Dieser Spruch und dieser Augenblick sind ihr nie aus dem Gedächtnis geschwunden. Sie sah ihn als eine Verheißung der Größe ihres Sohnes an; immer wieder und noch kurz vor ihrem Tode bezeugt sie dem Sohne ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er diese Weissagung gehalten habe. Der feste Glaube an ein persönliches Einwirken Gottes war das Band, das Frau Rat mit den Herrnhutern vereinigte. Das schwärmerisch-mysteriöse, mehr dem Aberglauben sich nähernde Element ist ihrer gesunden, auf

die That und das Wirkliche gestellten Natur wenn auch nicht ganz fremd geblieben, so doch bald von ihr überwunden worden.

Der Einfluß der beiden frommen Frauen, des Fräuleins von Klettenberg und der Mutter, auf Wolfgang war so nachhaltig, daß er mit der Entfernung von ihnen sich durchaus nicht verlor. Die Briefe aus Straßburg sind uns die besten Beweise dafür. Bald nach seiner Ankunft schreibt Goethe an den alten Stubennachbar aus Leipzig, Limprecht: „Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohne Jesu Christo"; und ebenso einige Tage später: „Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande."

So erklärt sich auch bei dem Studenten Goethe, der sonst gern einen Scherz mitmachte, das feste Auftreten und die Verteidigung des von den „Aufgeklärten" gehänselten frommen Jung-Stilling in Straßburg. Er fand in ihm den Glauben seiner Mutter wieder: „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und unfehlbaren Rettung aus aller Not augenscheinlich bestätigte."

Anfang April 1770 hatte die Mutter sich wieder von dem nun hergestellten Sohne trennen müssen, der in Straßburg seine Studien beenden und promovieren sollte. Er sehnte sich mächtig hinaus aus der Enge des Vaterhauses, zudem hatte sich mit dem Vater kein rechtes Verhältnis herstellen lassen. Die Verschiedenheit der Charaktere, der selbst während der Krankheit mit aller Härte geäußerte Wunsch des Vaters, die Vollendung der Studien zu beschleunigen, daneben die wachsende Selbständigkeit des Sohnes, führte zu Auftritten, von denen uns einer in Dichtung und Wahrheit geschildert worden ist. Hier war nun Frau Aja wieder der gute Engel des Hauses, der das Verhältnis durch Bitten und Vertuschen, so weit es ging, ins Gleiche brachte.

Während der Sohn in Straßburg eins der bedeutendsten Jahre seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung durchlebte und zugleich das größte Glück seines Lebens, das Sesenheimer Liebesidyll, genoß, ist uns leider von seinem Verkehr mit dem Elternhause und den Beziehungen zur Mutter nichts erhalten. Nur daß wir aus dem Schluß eines in Sesenheim an Freund Salzmann geschriebenen Briefes sehen, daß er mitten im Glück der Heimat nicht vergaß, wie er auch selbst durch einen unbedachten Scherz den besten Beweis der herzlichsten Sorge der Eltern und Schwester

für sich erhielt. Ein Brief Goethes an seine Familie aus Straßburg ist uns erhalten: das vorher schon zitierte Beileidsschreiben an seine Großmutter Anna Margarethe Textor geb. Lindheimer, aus Februar 1771. Am 6. Februar hatte diese und Frau Rat ein harter Schlag getroffen. Der Vater der Frau Rat, der Stadtschultheiß, war an diesem Tage gestorben. Im August 1768 war er in einer Amtsstube auf dem Römer vom Schlage gerührt worden, infolge dessen er eine Zeitlang am rechten Arme und auf der Zunge gelähmt, sowie seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. Er erholte sich zwar wieder etwas, aber sah sich doch im Juni 1770 genötigt, sein Amt niederzulegen. Der Rat zeigte auch darin seine Dankbarkeit für den Stadtschultheiß, daß er seinen Sohn, den Advokaten Dr. Johann Jost Textor, schon im Jahre 1771 zum Senator erwählte.

Fünf Jahre waren vergangen, seit Wolfgang die Universität bezogen, ohne daß er das ersehnte Ziel erreicht hatte. Des Vaters Ungeduld, der eine epochemachende Dissertation vom Sohne erwartete, stieg aufs höchste. Die mündliche Vorprüfung hatte Wolfgang freilich schon im September 1770 bestanden, aber die Vollendung der Dissertation zog sich in die Länge und, als sie, vollendet, des Vaters Beifall gefunden hatte, trug die Fakultät Bedenken, die Arbeit, die von der Notwendigkeit für den Gesetzgeber handelte, einen gewissen für alle verbindlichen Kultus festzusetzen, als akademische Dissertation bekannt zu machen; der Zufall wollte es, daß sie fast genau mit der einen These seines in Altorf 1715 promovierten Großvaters Joh. Wolfg. Textor übereinstimmte. — Wegen dieser Bedenken promovierte Goethe mit Theses und erlangte am 6. August 1771 den Grad eines Licentiaten der Rechte. Bald darauf reiste er nach Hause als Dr. jur., von den Eltern und der Schwester um so freudiger erwartet, weil er nun die vom Vater gewollte Advokatenlaufbahn beginnen konnte, die ihn zur Freude der Mutter und Schwester für immer nach ihrer Meinung an Frankfurt fesseln sollte.

Der junge Advokat.

An seinem Geburtstage 1771 bewarb sich Goethe um die Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt und schon am 3. September wurde er als Advokat und Bürger durch den ältesten Bürgermeister, Olenschlager, vereidigt. An ein Amt im höheren Staatsdienst kann damals nicht gedacht worden sein, da sein Onkel Johann Jost Textor zu ebenderselben Zeit

in den Rat aufgenommen wurde, wodurch Wolfgang diese Laufbahn verschlossen war.

Gleich beim Eintritt in das Vaterhaus, so berichtet Goethe, zeigte sich der segensreiche, zwischen Vater und Sohn vermittelnde Einfluß der Mutter: „die wackre Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nötig haben würde." Für die ersten Wochen freilich war der Vater zufrieden mit der Erfüllung des langgehegten Planes und genugsam beschäftigt mit der Vorbereitung des Druckes der Dissertation, sowie mit der Sichtung und Aufbewahrung der Gedichte und Aufsätze des Sohnes, der, wie bekannt, für seine Geschöpfe kein Interesse mehr zeigte, sobald er ihnen das Leben gegeben hatte. Auch hatte der Vater jetzt eine würdige Lebensaufgabe, die Mitarbeit an der Praxis des jungen Advokaten. Wir sind jetzt ziemlich genau über Goethes Thätigkeit als Rechtsanwalt unterrichtet. Zeigt er sich auch hier, wie natürlich überall, als der große Geist, als der feuersprühende Genius, der selbst dem trocknen Aktenstil Leben einhauchte, so war ihm doch die Thätigkeit selbst zuwider. Die Praxis bestritt er in den Nebenstunden; der fachmännisch trockenen Art des Geschäftsganges konnte er nur schwer sich unterordnen, und nicht zu seiner Freude wiesen ihm der Oheim Textor und Freund Schlosser Prozesse zu. Da tritt denn der Vater für den säumigen Sohn ein mit der ihm eigenen Genauigkeit und Pflichttreue und befriedigt die Klienten, die der Sohn halbe Jahre lang auf Antwort warten läßt. Der Herr Doktor hatte andere, größere Dinge im Kopfe; die erste Zeit lebte er noch ganz in der eben verlassenen Welt, die ihm neu durch Herder aufgegangen war. Ihm klagt er über das Nest Frankfurt, „das sonst auch figürlich spelunka, ein leidig Loch genannt werden könne", „Gott helf aus diesem Elend." Dann sucht er die alten Freunde auf, von denen er Horn, Riese, Schlosser und Krespel in Frankfurt traf. Weite Fußwanderungen — neben Reiten und Schlittschuhlaufen — unternimmt er bis nach Homburg und Darmstadt, wo neue Freunde entgegenkommen, und wird „der Wanderer und Vertraute". Den lieben, ihm von früher schon bekannten Freundinnen der Schwester, Lisette Runkel, den Gerocks und Krespels und dazu den beiden Münchs teilt er die Volkslieder mit, die er in Straßburg kennen gelernt hatte. Vor allem aber schließt er sich an die teure Schwester Cornelia an. Ihr vertraute er seine Herzensangelegenheit, den noch an ihm zehrenden Liebeskummer um Friederike, an, sie läßt er teilnehmen an dem

Aufschwung seines Geistes in Straßburg. Was er selbst gedichtet hat, liest er ihr vor, und auch in den Homer und selbst in die germanische und indische Mythologie führt er sie ein. Den großen, von ihm angebeteten Freund, dessen Lehren in Straßburg wie eine himmlische Erscheinung über ihn gekommen waren, hatten die Eltern und die Schwester im April 1771 durch seinen Besuch kennen gelernt. Mit welcher Begeisterung hier Cornelia von dem Bruder zu Herder gesprochen hat, verrät uns ein Brief Goethes an diesen bald nach der Ankunft in der Heimat. Nun lädt Cornelia Herder zur vorbereiteten Shakespearefeier ein und schreibt für ihn die Melodien der Volkslieder ab. Auch trieb der junge Goethe in der Familie Musik; während Cornelia Meisterin des Klavierspiels war, — Frau Rat spielte ebenfalls bis zu ihrem hohen Alter Klavier — trieb Wolfgang die Kunst des Violoncellospiels „stärker als sonst". Der Vater sah dieser künstlerischen Thätigkeit mit mißgünstigen Augen zu. Daß Frau Rat auch hier in mütterlicher Sorgfalt die Kunst des Vertuschens und Vermittelns übte, berichtet Falk in seinem Buche „Goethe aus näherem persönlichen Umgang" nach einer Erzählung von Corona Schroeter:

„Als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rate des Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschäften eines Anwaltes unterzog, verhüllte die Mutter manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. In demselben Grade nämlich wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter sie gelegentlich zuzudrücken. Junge Autormanuskripte wurden in angebliche Akten, und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpicknick mit jungen lustigen Leuten seines Schlages, wenn der Vater darnach fragte, in irgend ein Handbillet von diesem oder jenem Klienten verwandelt."

Neue Freunde, mit denen ihn künstlerisches Interesse verband, gewann der überall mit Freuden aufgenommene geistreiche Jüngling gar bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt; auch solche, die für das Haus und die Mutter von Bedeutung werden sollten. Unter diesen ist an erster Stelle zu nennen der Darmstädter Kriegszahlmeister Merck, ein Mann, der, wenn auch selbst schöpferisch wenig thätig, auf die ersten Geister seiner Zeit und so auch auf Goethe großen Einfluß ausgeübt hat. Als Ende des Jahres 1771 Merck in Frankfurt war, traf ihn Goethe im Hause des Dechanten von St. Leonhard Dumeix. „Ich war sehr vergnügt," meldet er sofort Herdern, „wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen." Im März 1772 waren Goethe und

Schlosser auf einige Tage in Darmstadt. Anfang April wiederholte Goethe auf einer Fußwanderung seinen Besuch. Beide fuhren dann über Frankfurt nach Homburg, wo Merck die von einer Reise zurückkehrende Frau La Roche treffen wollte. Der erste Eindruck dieser Frau, die noch so bedeutend für sein Leben werden sollte, auf Goethe war nicht günstig: „Die Unnatur ihres Wesens brachte ihn gegen sie auf." —

Auf der Rückreise wohnte Merck bei Goethes Eltern und schloß hier Freundschaft mit Frau Aja, die sie ihm bis zu seinem Tode bewahrt hat. „Die Schwester Goethes," schreibt dieser an seine Frau, „ist artig, und die ganze Familie sind sehr gute Leute. Ich fange an, in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe." Nicht anders urteilte die Familie Goethe über den ihr wert gewordenen Gast. Die Klarheit und Schärfe seines Geistes, die sich besonders in der Kritik künstlerischer Leistungen unübertrefflich kundgab, die Rücksichtslosigkeit und Wahrheit seines Urteils imponierte dem jungen Feuergeist und fesselte ihn; die Offenheit und der edle Grundzug des Charakters gewann ihm die Mutter.

Beide ließen sich von der Schattenseite dieses zwiespältigen Mannes, der Lust zum Zerstören und Negieren, die manchmal wie ein Bedürfnis, „die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln", aussah, nicht abschrecken; ja vielleicht war der Schelm Merck für Frau Rat der anziehendere. In den Briefen an Anna Amalia berichtet sie mit Vorliebe von den Streichen des „Mephistopheles". Vor Frau Aja hatte Merck, der sich glücklich fühlte, sich ihren Sohn nennen zu dürfen, hohen Respekt. Er wurde in ihrem Hause ein lieber Gast, an dessen Eigenart sie sich gewöhnte: „Den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewöhnt."

Es gehört auch zu dem Unbegreiflichen des Charakters dieses Mannes, daß er, der so scharf und kritisch angelegte Kopf, der Spottvogel und ewige Verneiner, den Mittelpunkt des Kreises der Empfindsamen, der schönen Seelen in Darmstadt, einer Psyche Lila und Urania und eines Leuchsenring bildete. Frau Rat stand diesem Kreise fern; ihr war dieser Gefühlsüberschwang, dieses Schwimmen in Gefühlsseligkeit, dieser beständige Wechsel zwischen Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft innerlich zuwider. Nichts war ihr mehr verhaßt, wie ihre Briefe es lehren, als erdachte Empfindlichkeit und Gefühlsüberschwänglichkeit. Für Wolfgang, der auch

Cornelia mit einführte, war dieser Verkehr im Frühjahre 1772 und in dem darauffolgenden Winter mit der „Gemeinschaft der Heiligen“ die hohe Schule für Werthers Leiden.

Der Vater wünschte eine weitere juristische Ausbildung des Sohnes am Reichskammergericht zu Wetzlar; so verließ denn der junge Rechtsanwalt seine Vaterstadt und Praxis und ließ sich am 25. Mai 1772 in Wetzlar als Praktikant immatrikulieren, weniger um in seiner Wissenschaft sich zu vervollkommnen — „unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins,“ schrieb er etwas später von sich selbst — als um dem Gebote des Vaters zu folgen und um in Wetzlar Natur und die Griechen zu studieren.

In Wetzlar fand er eine Tante der Mutter, die Gattin des Prokurators beim Reichskammergericht, Dr. Lange, eine geborene Lindheimer. Dadurch hatte der sonst in Wetzlar fremde junge Mann sofort Bekanntschaft und Freundschaft. Nach einer brieflichen Aeußerung scheinen ihm freilich die Frau Großtante und ihre Töchter später nicht gerade in bester Erinnerung gestanden zu haben. Für den Dichter Goethe war der Aufenthalt in Wetzlar von sehr großer Bedeutung, für den Juristen weniger, was sich auch daraus ergiebt, daß er schon am 11. September 1772 ganz plötzlich und wider den Willen des Vaters, um der Liebe zu Charlotte Buff aus dem Wege zu gehen, Wetzlar verließ. Die reichen Erlebnisse des Sommers — er nannte der Mutter gegenüber diese Zeit eine der vergnügtesten seines Lebens — hatten seinen Verkehr mit Mutter und Schwester weniger rege sein lassen. Nun traf er zu Hause eine große Veränderung, von der ihm schon kurz vorher Georg Schlosser Mitteilung gemacht hatte, dessen Verlobung mit Cornelia.

Corneliens Verheiratung.

Georg Schlosser war wie sein älterer Bruder Hieronymus Peter ein Frankfurter Kind. Da er über zehn Jahre älter als Wolfgang war, sind beide während Wolfgangs Knabenjahren wenig in Berührung gekommen. Ebenso wie sein Bruder war Georg Rechtsanwalt in Frankfurt geworden, nahm aber, während Goethe in Leipzig studierte, die Stelle eines Geheimsekretärs des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg an und besuchte als solcher Wolfgang in Leipzig, wovon dieser in Dichtung und Wahrheit genau berichtet hat. Später gab er auch diese Stellung auf, und so traf ihn Goethe, als er von Straßburg zurückkehrte, in Frankfurt an, wo sich ein

regerer Verkehr zwischen beiden entwickelte. Mit Cornelia wurde dieser Verkehr Schlossers noch inniger, als Goethe nach Wetzlar ging. Schlosser war ein feingebildeter und kenntnisreicher Mann, der unter die besten Schriftsteller seiner Zeit gezählt wurde. Das mag wohl Cornelia an diesem körperlich häßlichen Manne gefallen haben, denn von wirklicher Liebe kann bei ihr nicht die Rede gewesen sein; wissen wir ja auch, daß das wunderliche Mädchen es als ihre Bestimmung erkannt hatte, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen.



Joh Georg Schlosser.

(Aus Düntzer, Goethes Leben.)

Schlosser sah in ihr das bisher nur geträumte Ideal, und seine Berichte an Lavater klingen ganz überschwänglich: „Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt und das ich liebe wie mein Leben; meine Liebe ist so rein, so von der Tugend und Vernunft gebilligt.“

Corneliens geistige Eigenschaften zogen ihn zu ihr hin, denn körperliche Reize besaß Cornelia nicht, und von der Annahme einer Geldheirat ist ganz abzusehen; das war die Heirat durchaus nicht. Die Antwort des Vaters auf die Werbung erkennen wir aus dem oben zitierten Briefe vom 13. September 1772 an Lavater. „Goethes Vater will mich erst wo fixiert sehen,

ehe er mir die Tochter überläßt.“ Doch gab er die Zustimmung zu einer nicht öffentlichen Verlobung, die einige Tage vor Goethes Rückkehr aus Wetzlar stattfand. Bald nach seiner Ankunft berichtet Goethe an Lotte:

„Unsre beiden Verliebten sind auf dem Gipfel der Glückseligkeit. Der Vater ist unter höchst billigen Bedingungen zufrieden, und es hängt bloß von Nebenbestimmungen ab.“

Eine sehr fröhliche Weinlese folgte darauf, bei der Goethe und Schlosser mit Wachslichtern auf den Hüten wie Geister auf dem neuen Weg, der jetzigen Friedberger Landstraße, „herumgingen“ und an die Frau Rat noch sechs Jahre später mit dem Seufzer sich erinnerte: „da waren noch viel andere und bessere Zeiten für Frau Aja.“

Dann begab sich der Bräutigam nach Karlsruhe, wo er eine Anstellung erhoffte. Die Erfüllung dieser Hoffnung ließ freilich lange auf sich warten. „Meine Schwester ist mit Schlosser vor wie nach,“ schreibt Goethe am 15. September 1773; „er sitzt noch in Karlsruhe, wo man ihn herumzieht, Gott weiß wie.“ Aber innerlich war Goethe sehr glücklich über diese Verzögerung, wurde doch dadurch die von Bruder und Schwester gefürchtete Trennung hinausgeschoben. „Wir leben,“ so berichtet die Schwester an Kestners Braut im Winter des Jahres 1772 und 73, „hier ganz einfach und recht vergnügt, wenn wir abends zusammen am Ofen sitzen und schwatzen, oder wenn mein Bruder“ — wir müssen uns ihn damals im Hause immer im Frack, seiner gewöhnlichen Tracht, denken — „etwas vorliest, da wünsche ich oft, daß Sie bei uns sein und unser Vergnügen teilen könnten.“ Was Wolfgang ihr und den Gerocks, die Merck einmal „formées d'après l'idéal de notre Goethe“ nennt, vorlas, wird uns auch verraten: es war Shakespeare, Ossian und vor allem Homer. Ein jedes Gedicht wurde Cornelia vorgelegt; der Götz wurde ja, wie allbekannt, unter ihrem eifrigen Zuspruche und ihrer Teilnahme vollendet.

Der Briefwechsel zwischen den Geschwistern Goethe, Kestner und seiner Braut Charlotte Buff führt uns am besten in jene Zeit ein. Schon im September 1772 war Kestner bei Goethe zu Besuch. In seinem Tagebuch hat er darüber berichtet:

„Nach einem Spaziergang ums Thor gingen wir in Goethes Haus, die Mutter war nur im Haus und empfing uns, auch mich, auf das bei ihr alles geltende Wort des Sohnes, der Vater bald hernach, damit war es ebenso, ich unterhielt mich mit ihm . . . . . . wir fanden die Demoiselle

Goethe oben am Klavier; sie spielte vortrefflich, außerordentlich fertig; nach einer Pause bat sie, die Lottchen doch hieher zu bringen, recht inständig bat sie, daß sie sie schon in der Ferne sehr lieb habe . . . . . ."

Den Tag darauf waren Kestner, Schlosser, die Geschwister Goethe und Frau Merck zusammen im Theater, nachher noch bis elf Uhr Gäste der Frau Rat. Es knüpfte sich hieran eine innige Freundschaft Corneliens mit Lotte, ebenso zwischen Frau Rat und dem Kestnerschen Brautpaar, von der wir noch manche Spuren in späteren Jahren finden werden. Für den Sohn waren sie in dieser Zeit die eigentlichen Vertrauten.

Gerade im Jahre 1773 wurde die Geselligkeit besonders lebhaft. Einmal in der Woche traf man sich im Winter zur Abendgesellschaft, im Sommer zu Lustpartien, und sicherlich haben die von Goethe ausführlich geschilderten, in das Jahr 1765 verlegten Wasserfahrten und Landpartien hauptsächlich im Jahre 1773 stattgefunden. Hier hat dann auch der von Goethe so ergötzlich uns vor Augen geführte Redner — es war der Freund der Frau Rat, Krespel — sein Unwesen getrieben. Zu diesen heiteren Gefährten der Geschwister gehörten Horn, Riese, wohl auch Passavant, die Schwestern Krespel und Gerock. Auch die Damen Jakobi, Betty und Lottchen, sowie das jugendliche Tantchen Johanna Fahlmer, hielten sich den Sommer in Frankfurt auf und verstanden es, „das ernste und starre, gewissermaßen lieblose Wesen Corneliens aufzuheitern". Anfang August machten Frau La Roche und ihre reizende Tochter Maxe dem Freundeskreis „acht glückliche Tage", in denen Frau Rat und Frau La Roche sich kennen lernten.

Innige Freundschaft aber verband damals den leicht begeisterten Dichter mit der um vier Jahre jüngeren Susanna Magdalena Münch (11. Januar 1753 geboren). Sie ist das Mädchen, von dem er an Kestner schreibt, daß er sie gern heiraten würde, schon deswegen, weil sie mit Lotte an einem Tage geboren war, oder weil sie nach Corneliens Urteil aussah, wie Lottens Schwester Lenchen: „Hätten wir einander so lieb, wie ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen, denn neulich, als sie in Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu."

Bald darauf wurde Schlosser Hof- und Regierungsrat; und so konnte denn am 1. November 1773 die Hochzeit stattfinden, zu der Lavater aus Freundschaft für Schlosser ein Gedicht schickte. Vierzehn Tage später zog das junge Paar nach Karlsruhe, von wo sie Anfang Juni 1774 nach Em-

mendingen versetzt wurden. Es erscheint sonderbar, daß der Dichter nicht die so sehr geliebte Schwester an ihrem Ehrentage besungen hat, aber vielleicht ahnte er schon, daß bei der Verschiedenheit der Charaktere aus dieser Verbindung kein Glück erblühen könnte; auch war der Schmerz über den Verlust der Schwester sehr groß und tief. Zwar scherzte er bald nach der Abfahrt der Schwester: „er sei nun Hahn im Korbe", doch war das nur Galgenhumor; die Briefstellen: „Ich verliere viel an ihr, sie versteht und trägt meine Grillen" — „Ich sehe einer fatalen Einsamkeit entgegen, Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte, doch was thut's, ein rechter Kerl muß sich an alles gewöhnen — Um unseren kleinen Zirkel sieht's etwas scheu aus, meine Schwester macht einen großen Riß," und die ausführliche Schilderung ihrer Teilnahme mit „Geist und Gemüt" an den Schöpfungen des Dichters, besonders am Götz, zeigen uns, wie nahe dem Menschen und Dichter Goethe die Schwester stand. Daß ihr die Trennung nicht weniger schwer wurde, ist bei Corneliens Liebe und Begeisterung für den Bruder selbstverständlich, wird auch aus den Briefen an die junge Frau Herders bezeugt. Sonderbarer Weise erwähnt sie in diesen Briefen wie im Tagebuche niemals die Eltern. So scheint auch in den reiferen Mädchenjahren der Gegensatz in den Charakteren von Mutter und Tochter sich nicht gemildert zu haben, wenn auch Cornelia, wie bei der Liebe und Güte der Frau Rat natürlich, in der Einsamkeit von Emmendingen außer Freundinnen vor allem eine zweite Mutter zu finden wünschte.

In den ersten Monaten kamen die besten Nachrichten des jungen Ehepaares; Schlosser sendet begeisterte Briefe an Lavater, und Cornelia wendet in einem Brief an Caroline die Worte aus dem Götz auf sich an: Wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann. Der Bruder meldet über sie am Weihnachtsabend: „Es geht ihr wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war", und nur die kurz vorhergehenden Worte: „Meine Schwester ist brav! Sie lernt leben! und nur bei verwickelten mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm stickt!" lassen uns den Beginn einer Leidenszeit ahnen, die erst mit dem Tode Corneliens ihr Ende erreichen sollte.

Aber zwischen Mutter und Sohn blieb das Verhältnis das denkbar beste und herzlichste. Die treue Mutter hat zuerst die Größe des Dichters geahnt, mit Begeisterung an ihm gehangen und zu ihm hinaufgesehen.

Wie die Schwester, so wurde auch die Mutter in die Pläne des Dichters

eingeweiht. Sie war die erste, die vom Götz von Berlichingen etwas erfuhr. „Eines Abends," so erzählte im Jahre 1802 Frau Rat dem Engländer Crabb Robinson, „kam mein Sohn in aufgeregter Stimmung nach Hause und erzählte mir: „Mutter, ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches — die Eisenhand." Dieses Buch kann nichts anderes sein als die Lebensbeschreibung Götzens von Berlichingen.

Da nun Goethe bestimmt versichert, daß er den Plan zum Götz schon in Straßburg mit sich herumgetragen habe, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben, so folgt daraus, daß die eben geschilderte Scene in die Zeit vor Straßburg, also den Winter 1769 auf 70, zu verlegen ist. Dem widersprechen nicht die Worte der Mutter in dem Briefe vom 4. Februar 1781 an den Schauspieler Großmann, wo sie den Sohn gegen die Angriffe Friedrichs des Großen verteidigt: „Meinem Sohne ist es nicht im Traume eingefallen, seinen Götz für die Bühne zu schreiben. — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buche — ließ sich Götzens Lebensbeschreibung von Nürnberg kommen, glaubte, daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein und ließ es ausgehen in alle Welt." Das „Juristische Buch" war: Pistorius „von dem Ursprung der Fehden", das der Lebensbeschreibung beigegeben war.

All ihre Hoffnung ging auf das herrlichste in Erfüllung, als im Juni 1773 im Selbstverlage von Goethe und Merck zuerst ohne Angabe des Verfassers Götz von Berlichingen erschien. Sobald der Verfasser bekannt geworden war, wurde Goethe mit einem Schlage der erste Dichter und berühmteste Mann Deutschlands. Um so größer mußte die Freude der Mutter sein, als sie in der Gestalt der herrlichen Elisabeth, der Frau mit dem freien edlen Herzen, dem Urbilde geistiger und körperlicher Gesundheit, sich selbst erkannte. Es war der schönste Dank, den der treue Sohn für so viel aufopfernde Liebe der Mutter entgegenbrachte. Und schon das nächste Jahr sollte diesen Erfolg noch überbieten. Durch seinen Werther wurde der erste Dichter Deutschlands eine europäische Berühmtheit.

Mit dem wachsenden Ruhme stieg die Zahl der Freunde, und es begann die Zeit, da das Goethische Haus nicht leer wurde von Besuchen bedeutender Männer, die den neuaufgegangenen Stern kennen lernen und ihm ihre Huldigung darbringen wollten.

Lavater und Klopstock.

Welch eine Freude für die Mutter, den Sohn so geehrt zu sehen und mit bedeutenden Männern selbst verkehren und Verbindung anknüpfen zu können. Von dem in frühere Zeit fallenden Besuche Herders haben wir schon berichtet. Zu intimerer Bekanntschaft führte das Eintreffen Schönborns, des dänischen Gesandtschaftssekretärs, in Frankfurt 1773 auf seiner Reise nach Algier, seinem Bestimmungsort. Es knüpfte sich daran ein schriftlicher Verkehr: Wolfgangs Bericht über die neueste Litteratur und ein gemeinsamer Brief von Goethes Eltern vom 24. Juli 1776, in dem der Vater mit Stolz von Wolfgang, dem „singularen Menschen", seinen Schriften und seiner Berufung nach Weimar spricht und die Mutter mit Hinweis auf die vor drei Jahren so schön verlebten Stunden: „Da wir so vergnügt bei einander waren und Weintrauben aßen," ihn zu sich einladet mit einem verbindlichen Citat aus Götz von Berlichingen: „Es war für mich jederzeit eine Wollust, große Menschen um und bei mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage ist's Himmels Freude .... Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz von Märchen, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage lang in einem fort zu plaudern."

Wie gewaltig der Götz selbst auf die ersten Männer Deutschlands wirkte, verraten unter anderem Briefe Lavaters an Herder über Goethe (vom Herbst 1773): „Goethe nennt mich Bruder — und wie soll ich ihn nennen, den Einzigen?" ... „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern; unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie." Die Goethische Schrift „Brief des Pastors u. s. w." hatte Lavater in dem Verfasser einen Gesinnungsgenossen finden lassen. Als ihm nun gar Herder verriet, daß Goethe ein großer Zeichner sei, ruhte er nicht, bis er seine Mitarbeiterschaft an der Physiognomik zugesagt hatte. Goethe selbst war noch so enge mit Fräulein von Klettenberg verbunden und lebte noch so sehr in den von ihr gewonnenen Anschauungen, daß ihm das Wirken des frommen Gottesmannes durchaus sympathisch sein mußte. Am 20. Mai 1774 schrieb er mit Fräulein von Klettenberg zusammen an Lavater einen Brief, in dem beide ihrer großen Verehrung Ausdruck gaben.

Am 23. Juni 1774 erschien Lavater mit seinem physiognomischen Zeichner Schmoll in Goethes elterlichem Hause, von der ganzen Familie ehrfurchtsvoll willkommen geheißen. „Bist's?" „Ich bin's!" „Unaussprechlicher, süßer,

unbeschreibbarer Auftritt des Schauens!" so beschreibt er selbst dieses erste Begegnen. In Frankfurt erregte die Ankunft des berühmten Propheten ungemeines Aufsehen. Alles drängte sich ihn zu sehen, besonders die Frauen, was Merckn zu satirischem Spott Veranlassung gab.

Frau Aja aber war es ernst mit ihrer Verehrung. Von ihrer Freundin Klettenberg, die Lavater als den „Sabbat seiner Reise" bezeichnete, für



J. C. Lavater.

sein Wirken gewonnen, erlag auch sie dem Zauber seiner Persönlichkeit, der Sanftmut und Anmut seines Wesens. Mit seiner herrlichen Rednergabe gewann er sie durch eine Predigt über das Buch Jonas für immer zur dankbaren Freundin. Goethe hat später mit Recht von seinem Freunde anders gedacht. „Er belog sich und andere," lautete da sein kräftiges Urteil. Frau Rat aber hat den in Frankfurt gewonnenen Eindruck ihr Leben lang festgehalten. In einem Briefe vom Jahre 1777 nennt sie seinen Aufenthalt „die seligen

Augenblicke, da wir zusammen an einem Tische aßen, da Ihr unter meinem Dach waret, da Ihr abends um neun Uhr in meine Stube kamt, da ich Euch kaum sah und doch gleich wußte, auf welche Staffel von der großen Leiter, worauf meine Söhne stehen, ich Euch stellen sollte." Auch eine natürliche, auf das Wirkliche gestellte Natur wie Frau Rat konnte sich der in der Zeit liegenden Freundschaftsschwärmerei und etwas mystischen Frömmigkeit nicht immer entziehen, nur daß sie das Unwahre, Krankhafte der Richtung von sich fern hielt. Selbst der Vater schreibt in verehrungsvollem Ton an Lavater nach dessen Aufenthalt in Frankfurt. Frau Rat aber fließt über von Beteuerungen der Verehrung und Liebe, sie nennt ihn stets ihren lieben Sohn; er und seine Getreuen in Zürich, Pfenniger, Frau Schultheß und Moraldt sind ihr „die unsichtbare Kirche in Zürich".

Auch an Lavaters großem Werke, der Physiognomik, über das der Sohn später anders urteilte, als damals, da er selbst thätiger Mitarbeiter war und es als einen trefflichen Text zu allem, was sich über das Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts sagen ließe, bezeichnete, hat sie immer lebhaften Anteil genommen. Gleich am Tage nach der Ankunft des Gastes nahm sie seine für das neue Werk bestimmten neuen Zeichnungen in Augenschein und ließ sie sich erklären. Als nun gar der Zeichner Schmoll sie, den Herrn Rat und den Doktor für das Werk zeichnete, war die Freude groß. Leider gelang dem Künstler seine Arbeit nicht besonders. Goethe bemerkt darüber in einem Briefe an Lavater vom August 1775:

„Kassier doch, ich bitte dich, die Familientafel von uns, sie ist doch scheuslich. Du prostituierst dich und uns. Meinen Vater laß ausschneiden und brauch ihn als Vignette, der ist gut. Ich bitte dich recht inständig drum. Mit meinem Kopf mach' auch, was du wilt, nur meine Mutter soll nicht so dastehn!"

Aber Frau Rat scheint mit dem Bild durchaus nicht so unzufrieden gewesen zu sein, sie war ärgerlich darüber, daß nur das Bild des Vaters im dritten Bande der Physiognomik erschien; noch im Jahre 1781 macht sie Lavater Vorwürfe „daß er ihr Gesicht nicht für würdig gehalten habe, etwas in den vier großen Bänden darüber zu sagen." Die Physiognomik bleibt viele Jahre lang der beständige Stoff in ihrem Briefwechsel.

Von dem Eindruck Lavaters auf die fromme Frau zeugt gleich der erste Brief, den sie an ihn — er war am 28. Juni 1774 in Begleitung Goethes abgereist und vier Wochen mit ihm zusammen gewesen — am 2. August schrieb:

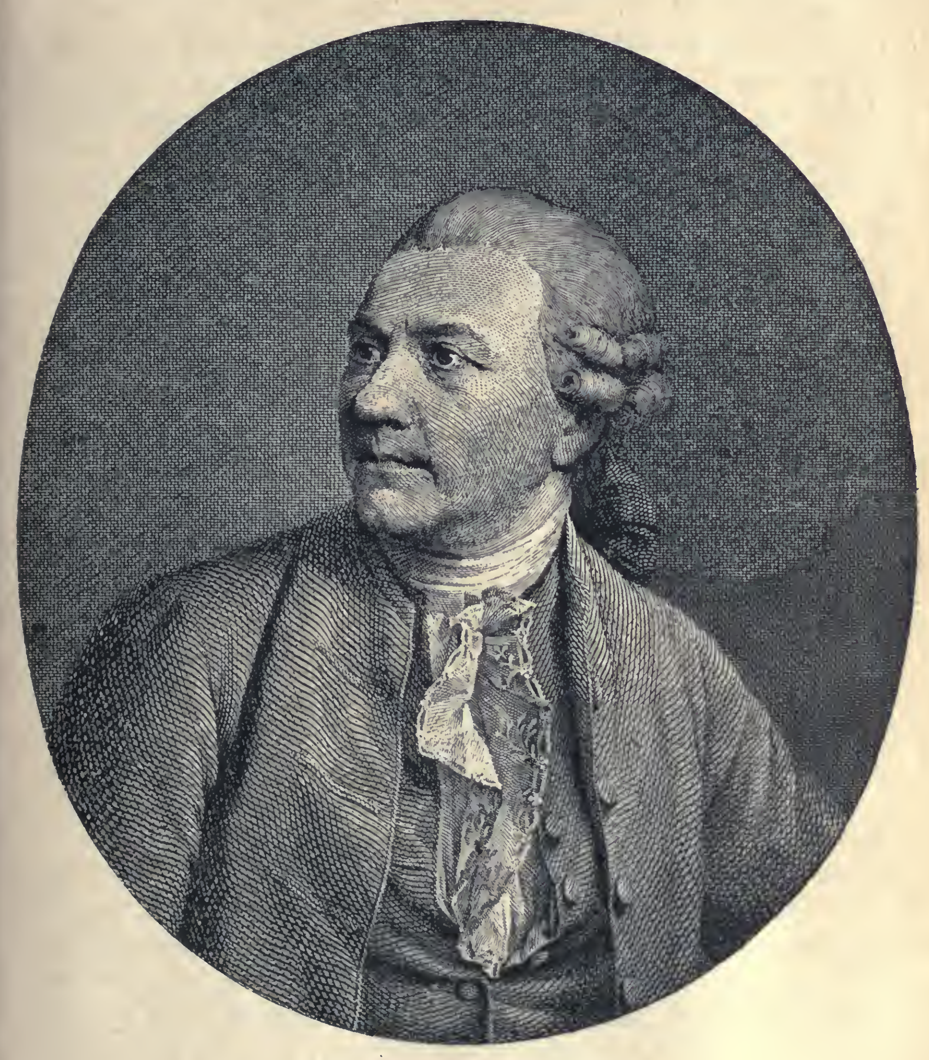
„Tausend Dank, nochmals lieber bester Sohn — so nannte ihn die nur zehn Jahre ältere Frau — für Euern Aufenthalt bei uns. Abschied konnte ich nicht nehmen, mein Herz war zu voll. Niemals, niemals verliere ich Euer Bild aus meiner Seele. . . . . . O vergeßt das nicht, bester Lavater; ich muß aufhören und muß weinen . . . . . mein Haus ist mir so einsam wie ausgestorben." . . . . .

Lavater selbst hat sich über Frau Rat nicht weiter geäußert, als daß er sie eine treffliche, verständige Frau nannte. Ihm hat das gelehrte, mystisch angehauchte, zu theologischen Unterhaltungen äußerst geschickte Fräulein von Klettenberg mehr imponiert, als die einfach gläubige, ohne viel Nachdenken über theologische Fragen und „ohne Anatomieren ihrer Gefühle" gut und edel handelnde Frau. Je mehr ihr Lavaters Wesen zusagte, um so weniger wird der bald darauf in Frankfurt und wohl auch in Goethes Hause eintreffende Schulreformator Basedow Frau Rat gefallen haben. Die Reise Wolfgangs mit beiden Propheten am Rhein gehört in der launigen Schilderung Goethes zu den besten und bekanntesten Partien aus Dichtung und Wahrheit. Ueber das Verhältnis der Frau Rat zu Basedow wissen wir zwar nichts; sein Charakter aber und sein Aeußeres waren nur dazu angethan, ihr völlig zu mißfallen.

Sogar den ersten Dichter Deutschlands, den damals fast sechzigjährigen Klopstock, sollte der nächste Monat in Frau Ajas Haus bringen. Mutter und Kindern war Klopstock eine geheiligte Person geworden. Die Verherrlichung Klopstocks im Werther war der Mutter gewiß aus der Seele geschrieben.

Wie groß mußte da die Freude sein über die Ehre, die der große Dichter dem Goethischen Hause erzeigte. Da ließ selbst Vater Goethe von der oft geäußerten Verachtung gegen die reimlosen Dichter nichts merken. Man bemühte sich, dem würdigen Gaste soviel Hochachtung als möglich zu erweisen. Obgleich Klopstock durch wunderliche Schweigsamkeit und diplomatische Zurückhaltung viel Hoffnungen des Wirtes betrog, so hat die Auffassung Goethes von der Größe des Mannes hierdurch nicht gelitten. Das schöne Wort: „Klopstock ist ein edler, großer Mann, über dem der Friede Gottes ruht", stammt aus dieser Zeit. Die Empfindungen der Mutter werden auch hier nicht fern von denen des Sohnes gewesen sein. Wolfgang begleitete den Gast, der einer Einladung des Markgrafen von Baden nach Karlsruhe folgte, zu Merck und wohl auch nach Mannheim.

In denselben Herbst fällt noch der Besuch des Herausgebers des Göttinger Musenalmanachs, Heinrich Christian Boie, den Goethe durch Vorlesung



Klopstock.

seines Fausts entzückte, ferner Karls von Salis-Marschlins, des Pädagogen und Begründers des Philanthropins in Haldenstein, und endlich im Dezember des Majors von Knebel, der als Vermittler der Bekanntschaft Goethes

mit dem jungen Herzog von Weimar für Frau Aja und noch vielmehr für Wolfgang von so entscheidender Bedeutung werden sollte. Wie vertraut die Mutter und Knebel in diesen Tagen miteinander wurden, erkennen wir aus einem Brief an den Arzt Zimmermann, in dem sie ihn unter ihre „lieben Söhne“ rechnet.

Gerade an demselben Tage, als Goethe mit dem eben gewonnenen Freunde Knebel nach Mainz reiste, um dort die weimarischen Prinzen wieder aufzusuchen, traf die Familie Goethe und ihn selbst am meisten ein harter Schlag. Fräulein Klettenberg, schon lange leidend, beschloß am 13. Dezember ihr gottgefälliges Leben; Frau Rat konnte der lieben Freundin die Augen zudrücken, der Sohn kam erst nach dem Begräbnis (16. Dezember) zurück. Was die Freundin ihm und Frau Aja, auch abgesehen von ihrem Einfluß auf die religiösen Anschauungen beider, gewesen war, hat er in schönen Worten selbst geschildert:

„An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen: ich nannte sie nur immer Rat und That; denn wenn jene einen heiteren, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hilfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hilfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen.“

Ihre schöne, mit dem Alter immer mehr hervortretende tolerante Gesinnung (sie nennt sich kurz vor dem Tode einen christlichen Freigeist), in der sie nur auf das Herz, nicht auf das Glaubenskenntnis sah, und darum von Goethe, wie weltlich er sich auch zeigte, sagen konnte: „Christus wandelt mit ihm, noch werden seine Augen gehalten, daß sie ihn nicht erkennen“ sicherte ihr die Anhänglichkeit des Jünglings. Ihre sanfte milde Freundlichkeit, ihr heiliger Lebenswandel, ihre schöne und edle Ruhe gab ihr eine ehrwürdige Stellung im Hause, so daß Wolfgang, selbst wenn die Bitten der Frau Aja beim Vater nichts ausrichteten, sich mit Erfolg an ihre Vermittlung wandte.

Die mystische, oft schon mehr dem Aberglauben sich nähernde, vielleicht weniger fromme als frömmelnde Schwärmerei dieser religiösen Richtung ist

freilich dem Fräulein von Klettenberg und darum auch durch ihren Einfluß ihrer Freundin Elisabeth Textor nicht fremd geblieben. Die religiös-schwärmerischen Einträge der Schwestern von Klettenberg in das Stammbuch der Braut, wo von dem „inneren Greuel ihrer Sünde", „von dem Durst nach Christo", „von dem Entschluß die Sünde anzuspeien" und „dem erwürgten Lamm ewig dankbar zu sein" gesprochen wird, lassen sowohl auf die Gesinnung der Schreiberin wie der Besitzerin des Stammbuchs denselben Schluß ziehen. Aber der gesunde Sinn der Frau Rat ließ mit der wachsenden geistigen Entwicklung das Ungesunde jener Richtung hinter sich und behielt das Wahre und Große, das kindliche, unerschütterliche Gottvertrauen. Das Fräulein von Klettenberg lebte „in seligem Schauen" schon im himmlischen Jenseits, sah in Christo „den Geliebten, den himmlischen Bräutigam". Der Frau Rat Freuden und Leiden entquollen dieser Erde; sie sah in Gott den treu sorgenden Vater, dessen Strenge oder Milde sie ehrfurchtsvoll über sich ergehen ließ in der bestimmten Zuversicht, daß alles, was er thue, zu ihrem Besten gereiche. Nicht ohne Grund spricht Goethe von dem „alttestamentlichen Gott seiner Mutter".

Goethe hat der mütterlichen Freundin ein herrliches Denkmal in den Bekenntnissen einer schönen Seele gesetzt. Als die Mutter diese Bekenntnisse in Meisters Lehrjahren las, schrieb sie zu der Rezension aus den Theologischen Annalen die Worte:

Hier steht meine Rezension.

Psalm 1 — Vers 3 — auch seine Blätter verwelken nicht.

Das ist der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen — daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen — blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt — zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter — Gottes Seegen und Tausend Dank davor! und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt — daß kein gutes Samenkorn verloren geht — sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit; so laßt uns gutes thun — und nicht müde werden — denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen.

Vater und Sohn.

Nach allem, was uns Goethe über seine Familie berichtet hat, war der Tod des Fräuleins von Klettenberg für die Mutter und ihn ein schwerer Verlust; sie hatte es bei der ihr anhaftenden Milde und Würde verstanden,

die Gegensätze auszugleichen und der Mutter geholfen, zwischen Vater und Sohn die wahre Frau Aja zu spielen. Denn der Gegensatz zwischen beiden wuchs wie natürlich von Jahr zu Jahr. Goethe läßt ihn freilich mehr zwischen den Zeilen lesen und nur den aufmerksamen Leser deutlich erkennen, aber manche Aeußerung des Sohnes an die Freunde zeigen die tiefe Verstimmung zwischen den beiden sich wenig verstehenden Charakteren, die nicht zu groß werden zu lassen der Mutter tägliche Sorge ist. So schreibt Wolfgang aus Friedberg (10. November 1772) an Kestner:

„Der Brief meines Vaters ist da, lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden. Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß man da glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner; . . . . . . es ist nichts anderes, als mich mit Ihnen zu beschäftigen und zu vergessen, wer, wo und was ich bin."

Zuerst war der Vater mit dem natürlich auch in der juristischen Thätigkeit seine geistige Begabung nicht verleugnenden Sohne wohl zufrieden. Auch seine eigene Thätigkeit als „geheimer Referendar" war dem thätigen Manne sehr recht. Nicht minder war er für schriftstellerischen Ruhm wohl empfänglich. Vom Ruhme des Sohnes fiel ja auch etwas auf den Vater. Nur durfte das, was er für die Hauptsache hielt, nicht vernachlässigt werden. Er hatte längst für Wolfgang einen festen Lebensplan vorgezeichnet, nach Wetzlar, Regensburg, dem Sitze des Reichstags, nach Wien und Italien sollte er gehen; dann, da er durch den Oheim vorläufig vom Rate ausgeschlossen war, die ehrenwerte Stelle eines Agenten oder Residenten eines Fürsten übernehmen, und eine Frankfurterin heiraten, wobei der Vater auch schon ein bestimmtes, alle möglichen Vorzüge vereinigendes Mädchen im Sinne hatte. Und dieser Plan des Vaters wurde nun, wenn auch nicht ganz vereitelt, so doch verschoben. Schon daß der Sohn nach wenigen Monaten Wetzlar wieder verlassen hatte, war ihm nicht recht. Nun gar diese unaufhörlichen Besuche, die vielen Reisen, die Störungen in der juristischen Praxis, die immer deutlicher werdende Unlust des Sohnes an seiner Thätigkeit, und zuletzt auch die Verbindung mit den Weimarer Herzögen, aus der der freie Frankfurter nur Böses ahnte, vor allem wohl, weil sie den Plan des hartnäckigen Mannes ganz zu vereiteln schien.

Aber auch der Sohn hatte berechtigte Klagen. Abgesehen davon, daß er vom Vater nicht verstanden wurde, hatte er schon so Großes geleistet,

schon so viel Ehre dem Namen Goethe zugefügt, daß er verlangen konnte, mit anderem Maßstabe gemessen zu werden. Er, der seine gewaltigen Kräfte fühlte, mußte auf einem Gebiete arbeiten, wo „Praxis mit seinen Kenntnissen Hand in Hand ging". Besonders aber hatte er über den Geiz des Vaters zu klagen. Seine Freunde mußte der einzige Sohn des wohlhabenden Herrn Rat anborgen, ja sogar die „Mama" La Roche; nicht einmal das Geld für den Druck des Götz, den Goethe in Selbstverlag mit Merck herausgab, wollte der Vater bezahlen. „Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigte, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen." Solche Seufzer finden sich in seinen Briefen. Da hatte nun Frau Aja ein weites Reich ihrer Thätigkeit, den Vater zu begütigen und den Sohn zu beschwichtigen. Bei den vielen Besuchen, die ihr natürlich die größte Last auferlegten, wußte sie sich so wenig als möglich von der Mühe und der Beschwerde merken zu lassen, „ohne sich für die litterarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat, ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen."

Als aber auch ihr „das unbestimmte Rumoren" zu viel wurde, schlug sie ein Mittel vor, das, wie sie wußte, Vater und Sohn gleich angenehm sein würde: des Sohnes Reise nach Italien. Vorher hoffte sie, wie Goethe ausführlich und launig erzählt, um sich seiner Rückkehr zu sichern, eine alte vielleicht schon mit Fräulein Klettenberg geplante Absicht auszuführen, die Verlobung des Sohnes mit einem Frankfurter Mädchen, dem der Sohn selbst später die Bezeichnungen gab: „Die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose," „der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe." Auch der Vater war mit dieser Wahl zufrieden. Darum war sie freudig überrascht, als der von Frauengunst getragene Sohn sich gerade diesem Mädchen zuneigte. Es war Anna Sibylla Münch, damals noch nicht sechszehn Jahre (Frühjahr 1774), die Schwester der Susanne Magdalene, in die ein halb Jahr früher Wolfgang sich fast verliebt hatte. Auch im Frühjahr 1774 hatten, wie im Vorjahre, die Freunde jeden Freitag Lustpartien unter Führung jenes komischen Redners Krespel unternommen. Auf seinen Rat bildete man nun diesmal nicht Brautleute, sondern Ehegatten durchs Los. Wunderbarer Weise erhielt Goethe dreimal hintereinander Anna Sibylla zur Frau. Daß dieser Zufall Goethe nicht unangenehm berührte, erkennen wir aus seiner Bereitwilligkeit, der Freundin zu Liebe in acht Tagen ein Drama, den

Clavigo, zu dichten; ebenso hätten die beiderseitigen Eltern eine Verbindung gern gesehen. Auch hatte Frau Rat keine schlechte Wahl getroffen, wie des Sohnes lobpreisende Schilderung bezeugt. Aber die Abneigung Goethes vor der Ehe und der Mangel einer wirklichen Leidenschaft löste bald das Verhältnis zum Leidwesen der Mutter. Briefe, im Oktober 1774 an Frau La Roche geschrieben, deuten auf einen erregten Zustand seines Herzens und die Notwendigkeit eines schweren Entschlusses: „ob eine Kraft in mir läge," heißt es hier, „all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat."

Von einer geheimnisvollen, ihm selbst nicht bewußten Liebe erzählen Goethes Worte im zwölften Buche seiner Biographie:

„Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte und mich ebendeswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmutiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte."

Die Familien La Roche und Jakobi.

Eine andere von ihm selbst ausgehende Neigung, die Goethe mit der Kraft seines Pflichtgefühls, weil sie einer verheirateten Frau zu teil wurde, unterdrückte, ist für sein Leben und Dichten von größerer Bedeutung geworden. Es war seine Verehrung der Gattin Brentanos, der Tochter der Frau La Roche. Diese Beziehungen müssen um so mehr hier erörtert werden, als die Freundschaft Goethes mit Frau La Roche den innigen Verkehr mehrerer Generationen ihrer Familie mit Goethes Mutter zur Folge gehabt hat. Nicht nur, daß Frau La Roche selbst mit ihr bekannt wurde, ihre Töchter, besonders die Maxe, wurden sehr vertraut mit Goethes Mutter und fanden bei ihr, was sie bei der Mutter vermißten.

Nach seiner Flucht aus Wetzlar (am 10. September 1773) traf Goethe mit Merck in Ehrenbreitenstein, dem Wohnsitz der Familie La Roche, deren Oberhaupt kurtrierscher Staatsrat war, zusammen. Frau von La Roche, schon früh berühmt als Jugendgeliebte Wielands und als Verfasserin des Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", trat bald in schriftlichen Verkehr mit dem jungen, berühmten Autor. Das Verhältnis wurde schnell inniger, wie sich das in der Anrede „liebe Mama" zeigte; den Schriftsteller zog die Mutter an, den für weibliche Schönheit und Anmut so empfänglichen

Jüngling die schöne Tochter Maximiliane, damals (1773) siebzehnjährig. Im August dieses Jahres war Frau La Roche mit der Tochter in Frankfurt zu



Sophie von La Roche.
(Nach einem Stiche der Zarncke'schen Sammlung.)

Besuch, wo sie Frau Rat Goethe kennen lernte. Hier wurden die Fäden zu der Verheiratung der schönen Maxe mit dem reichen Witwer Brentano gesponnen.

Goethe deutet in Dichtung und Wahrheit an, daß ihn mit der Mutter nur ein litterarisches und sentimentales Streben verbunden habe. So ist es verständlich, daß ihr Briefwechsel mit des Dichters Abreise nach Weimar aufhörte. Eine innige Gemeinschaft mit der „Mama“ La Roche, der Führerin der Sentimentalen, konnte nur bestehen, so lange Goethe selbst in der krankhaften Stimmung seiner Zeit befangen war. Um so weniger können wir uns ein wirklich herzliches Verhältnis zwischen Frau Rat und Frau La Roche denken. Der Gegensatz zwischen beiden Frauen tritt uns zwar erst in den Briefen einer viel späteren Zeit entgegen; er war aber schon vorhanden, als sie sich kennen lernten, weil er in den Charakteren begründet war. Sophie Guttermann, in demselben Jahre wie Goethes Mutter (1731) in Kaufbeuren geboren, hatte eine ernste und viel bewegte Jugend durchlebt. Vor dem tyrannischen Vater fand sie in dem Haus des Pastors Wieland in Biberach eine Zufluchtsstätte; der Dichter Wieland wurde ihr schwärmerischer Bräutigam. Dann auch diesem Hause und durch unglückliche Mißverständnisse dem Bräutigam entfremdet, von der Heimat losgetrennt, heiratete sie aus Verzweiflung einen ungeliebten Mann, den kurmainzischen Hofrat De la Roche (1753), Sekretär und Freund des Ministers Stadion. Mit diesem kam sie nach Warthausen und 1771 nach Ehrenbreitenstein. Sophiens schriftstellerische Thätigkeit, ihr ausgebreiteter Briefwechsel und ihre bewunderswerte Gabe der Unterhaltung, ihr Witz, „die Eleganz der Gestalt und des Betragens“, das Gleichmäßig-Liebenswürdige in der Behandlung jedes Einzelnen, die wahrhaft vornehme Art, die gleichweit von Stolz und Selbstverkleinerung entfernt war, machte Ehrenbreitenstein zum Mittelpunkt der litterarisch-sentimentalen Zusammenkünfte und zum gern besuchten Stelldichein jener gefühlsüberschwänglichen Seelen, wo man am Vorlesen sentimentaler Briefe sich ergötzte. Durch ihren Roman: „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, den Wieland 1771 in zwei Teilen herausgab, eroberte sie sich fast alle Herzen ihrer Zeitgenossen und entlockte ihnen unendlich viel Thränen der Freude, der Trauer, der Bewunderung und des Entzückens. Goethe, der ihren Roman mit den Worten rezensierte: „es ist kein Buch, es ist eine Menschenseele“, Herder und seine Braut, alle sind gleich begeistert, und Wilhelm Heinse nannte sie „das göttliche Weib, in welchem Aspasia und Laura auf eine wunderbare Weise vereinigt seien“. Aber diesen vielen Lichtseiten stand entgegen ein Grundzug ihres Wesens, der sie von Frau Ajas einfach wahrem Gefühl durch eine tiefe Kluft trennte,

das Affektierte, wenn nicht Unwahre ihrer Empfindung. Auf uns wirkt die Rührseligkeit bei ihrer Begegnung mit Wieland (1771) während des litterarischen Kongresses abstoßend, weil sie gemacht ist; sie ist nur erklärlich aus der Zeit und dem Benehmen der Umstehenden: „Sie ging ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Antlitz darin zu verbergen . . . . Von ihrer rührenden Stimme geweiht, richtete er sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten." Das Treiben dieser Leute war für Frau Rat wenig verständlich. Diese gefühlsüberschwängliche Zärtlichkeit, diese unwahre, immer auf die Höhe der Empfindung sich versteigende Stimmung hat sie später in den Briefen an den Sohn mit scharfen Worten gegeißelt. Am meisten empörte sie die so unmütterliche Handlungsweise der Frau La Roche gegen ihre Töchter, die ihre Mutter auf jeden Fall reich verheiraten wollte und dadurch unglücklich machte. Das einfache Wort aus einem Brief der Frau Rat an Anna Amalie, sie verstünde es nicht, wie man Sternheim- und Frauenzimmerbriefe schreiben und doch die Töchter unglücklich machen könne, enthält eine scharfe, aber gewiß unwiderlegbare Anklage. Beiden Töchtern hat Frau Rat in ihren Herzensdrangsalen beigestanden.

Schon die Verbindung, in der in Dichtung und Wahrheit die Entstehung des Werthers und die Schilderung von Goethes Verkehr mit Maxe äußerlich stehen, lassen uns einen Zusammenhang ahnen. Jetzt wissen wir, daß Goethe aus billigen Rücksichten das Leidenschaftliche in dem Verkehr in das Freundschaftliche verändert hat und daß die Erlebnisse im Brentanoschen Hause ihm erst zu der Gestalt des Albert in der ersten Ausgabe des Werthers und der Lotte des zweiten Teils verholfen haben. Eben fliehend vor der leidenschaftlichen Liebe zu Lotte, sah er die herrlich aufblühende, sechszehnjährige Maxe La Roche, die uns Fritz Jakobi als ein Mädchen schildert, „das mit einem sehr empfindsamen Herzen die liebenswürdigste Dankbarkeit verbindet und jeden Ton, jede Bewegung, sich selber unbewußt, den Grazien abgelernt habe." Von Goethes Neigung zu ihr zeugen die Worte in Dichtung und Wahrheit: „Die älteste zog mich besonders an. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Aber das „Mamachen" hatte bereits einen anderen, einen sehr reichen Mann für Maxe gefunden. Es war der aus Mailand gebürtige, in Frankfurt ansässige, reiche Kaufmann Peter Anton Brentano, damals etwa 40 Jahre alt, Witwer und Vater von vier Kindern. Peter Brentano war gewiß nicht der Mann, einen Goethe bei einem schönen jungen Mädchen auszustechen. Aus den Briefen der Frau Rat an Krespel (1777) kennen wir einige wenig erfreuliche Eigenschaften von ihm, seine große Eitelkeit und seine geringe geistige Begabung:

„Der Maxe wird wirklich angst," heißt es dort, „daß das bischen Verstand, das in seinem Hirn wohnt, noch einmal mit Extrapost in den Mund reist." Die Briefe zeigen uns für diese Zeit Frau Rat als die nächste Vertraute der jungen Frau. In der ersten Zeit war es der Sohn Wolfgang. Am besten führen uns die Briefe Goethes an die „Mama La Roche" in diese Verhältnisse ein.

Im Oktober 1773 erhält Goethe die Nachricht, daß Maxe nach Frankfurt kommen werde. Voller Freude teilt er das Kestner und Betti Jakobi mit, „zumal ihr Künftiger ein Mann zu sein scheint, mit dem sich leben läßt." Am 9. Januar 1774 fand die Hochzeit statt, die Mutter begleitete das junge Paar nach Frankfurt; und noch denselben Monat spielte sich das kleine Drama ab, das den letzten Anstoß zum Werther geben sollte. Ein Brief Mercks vom 29. Januar stellt am besten die unvereinbaren Gegensätze, die hier aufeinander stießen, vor Augen; „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat", schreibt Merck seiner Gattin, „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Häringstonnen und Kisten aufzusuchen. Du hättest Frau La Roche sehen sollen, wie sie allen diesen Redensarten und Scherzen dieser derben Kaufleute stand hielt, ihre prächtigen Diners ertrug und ihre schwerfälligen Personen unterhielt; es haben sich schreckliche Scenen zugetragen, und ich weiß nicht, ob sie nicht unter der Last dieser Reue erliegen wird." Es erhellt daraus, wie unglücklich sich die junge Frau in diesen Kreisen fühlen mußte, „aus dem heiteren Thal Ehrenbreitenstein und einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt und dann gezwungen, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern zu benehmen". So nahm sie zu dem einzigen, der sie verstand, ihre Zuflucht, oder wie Merck das in seiner Sprache ausdrückt: „Goethe hat die kleine Madame Brentano über den Geruch von Oel und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten." Die Musik führte

sie näher zusammen, Maxe spielte das Klavier, Goethe das Violoncell. Auch unternahm man Spazierfahrten mit beiden Müttern, oder man traf sich auf dem Eis, wie am 23. Januar bei jener Eispartie, die Goethe in Dichtung und Wahrheit, Bettina im Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, Frau von La Roche in Rosaliens Briefen beschrieben und Kaulbach gemalt hat. Folgen wir der Schilderung Bettinens . . . „Ich zog meinen karmoisinroten Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den anderen durch; die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen, wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lachte mich ganz freundlich an — nun, was willst du? sag ich. Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht etwa anziehen wollen — freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettina, wenn du ihn gesehen hättest!! So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatsche in die Hände vor Lust! mein Lebtag seh ich ihn noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug, damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

Es ist nicht verwunderlich, daß bei solchem Verkehr der Gatte Brentano, der zuerst Goethe zu häufigem Besuche eingeladen hatte, auf den liebenswürdigen Hausfreund eifersüchtig wurde. Es kam zu einer Scene, infolge deren Goethe das Haus mied. Der hierfür entscheidende, an die noch in Frankfurt befindliche Frau Sophie gerichtete Brief ist am 21. Januar 1774 geschrieben: „Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht zurücklocken denken, liebe Mama, ich habe in denen schrecklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir. Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden &c. . . . . . Das habe ich alles verstanden. Und Gott bewahre ihn vor dem einzigen Fall, in dem ich die Schwelle betreten würde." Am 1. Februar begann Goethe den Werther zu schreiben, dessen zweiter Teil sein Leiden wiederspiegelt. Goethe blieb fest bei seinem Vorsatz, daher die Meldung aus dem Juni: „Die liebe Maxe sehe ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel".

Er hält das Opfer, das er der Maxe gebracht, sie nicht zu sehen, für mehr wert, „als die Assiduität des feurigsten Liebhabers". Die schönen schwarzen Augen, die Lotte von der Maxe hat, peinigen ihn, wenn er sie am dritten Orte sieht. Am 20. November spricht er zuerst wieder mit dem Gatten, den er mit ihr im Theater getroffen hatte; „er hatte all seine Freundlichkeit zwischen die spitze Nase und den spitzen Kiefer zusammengepackt".

Die aufgeregte Stimmung legte sich allmählich. Das Jahr 1775 brachte der Frau Maxe Mutterfreuden und festigte das Band der Gatten; den Dichter aber, der im Werther sein Leid niedergelegt hatte, ergriff um diese Zeit eine andere, größere Leidenschaft, die zu Lili Schönemann. So konnte er der Mutter versprechen, der „Kleinen" ferner keinen Verdruß zu machen und am 28. März dem Drama den befriedigenden Schluß zu geben mit den Worten: „Ich versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollte ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin, Hausfrau und Mutter bleibt." So wird bei Brentanos wieder „gefiedelt und gedudelt", wie im Januar des Jahres vorher. Zu dem guten Schluß hatte Frau Rat das Ihrige beigetragen. Das verraten uns die Berichte Goethes über den eifrigen Verkehr der Frau Maxe mit ihr in Goethes Abwesenheit und die späteren Beziehungen der beiden Frauen. Die höhnische Art, in der Frau Rat häufig von Brentano redet, zeigen, auf wessen Seite sie hier gestanden hat.

Geistig nahe verwandt dem Kreise der Frau La Roche in Ehrenbreitenstein waren die Brüder Jakobi in Düsseldorf und Pempelfort. Auch mit ihnen ist Goethe und seine Mutter in nahe Berührung gekommen. Den ersten Anlaß dazu gab eine Verwandte der Frau Aja, Johanna Fahlmer. Goethe erwähnt ihrer, die eine hohe Vertrauensstellung in der Goethischen Familie einnahm, in Dichtung und Wahrheit nur einmal, hier aber mit so lobenden, dankbar anerkennenden Worten, daß wir den hohen Wert, den er ihr beilegte, erkennen. „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und dem Jakobischen Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen." Die Briefe Goethes an sie, aus den Jahren 1773—77, sind für uns besonders wichtig, weil sie uns in das intimste Leben des Goethischen Hauses einführen. Johanna Fahlmer war die Tochter des aus Frankfurt nach Düsseldorf verzogenen kurfürstlichen Kammerrats Georg Fahlmer aus dessen zweiter Ehe

mit der Tochter des Frankfurter Predigers Starck, also einer nahen Verwandten der Frau Rat. Die Jakobis waren Enkelkinder Fahlmers, durch eine Tochter aus der ersten Ehe, dadurch, obgleich älter, die Neffen von Johanna Fahlmer. Daher erklärt sich die Bezeichnung „Täntchen" für sie, die nur fünf Jahre älter als Wolfgang war, in den Briefen Goethes. Im Jakobischen Briefwechsel und Jakobis Gedichten erscheint sie unter dem Namen Adelaide. Ihr Vater war schon im Jahre 1759 gestorben. Darauf hatte Johanna mehrere Jahre bei Jakobis gelebt. Hier entstand ihre liebevolle Neigung zu Fritz Jakobi, die nach dessen Verheiratung mit Betty von Clermont zu seelischen Erschütterungen führte, wie sie in jener gefühlsüberschwänglichen Zeit allein möglich waren, und die Goethe den Anlaß zu seiner Stella gaben. Im Jahre 1772 zog die Mutter mit Johanna nach Frankfurt. Hier trat diese sofort in den Kreis der Freundinnen Corneliens und der Frau Rat, die immer lieber mit jungen Mädchen, als mit gleichalterigen Frauen verkehrte. Sobald Wolfgang aus Wetzlar zurückgekehrt war, begann sein freundschaftlicher Verkehr mit Johanna. Ihr vertraut er alles an, selbst seine intimsten Beziehungen, sie ersetzt ihm die Schwester, wie sie auch mit der Mutter gemeinsam für ihn beim Vater Goethe eintritt.

Johanna vermittelte auch seinen und der Goethischen Familie Umgang mit den Jakobis, zuerst mit den Frauen, der Schwester Fritz Jakobi's, Lottchen, an der Goethe die Treuherzigkeit lobt, und mit der Gattin Betty, die er mit den Worten charakterisiert: „ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte." Johanna hellte die Mißverständnisse zwischen Goethe und Fritz Jakobi auf und veranlaßte Goethes Besuch in Pempelfort, dem der leidenschaftlich begonnene Freundschaftsbund der beiden Männer folgte, der trotz Gegensatz und Widerspruch mit wenigen Störungen ihr Leben lang bestehen geblieben ist.

Lili.

Nicht weniger suchte man in Frankfurt selbst den berühmten Mann an sich zu fesseln. Das Gefühl, daß hier Neugierde die Triebfeder der Liebenswürdigkeit wäre, ließ ihn derartigen Einladungen gegenüber sich ablehnend verhalten. So wissen wir denn auch nur von einer Bekanntschaft Goethes in den Patrizier- oder reichen Handelshäusern, der mit dem Schönemann-

schen Bankhause. Im Beginn des Jahres 1775 lernte hier Goethe das Mädchen kennen, das seit dem Erscheinen des letzten Bandes von Dichtung und Wahrheit einem jeden unter dem Namen Lili bekannt ist. Die Schilderung dieses Mädchens und seines Verhältnisses zu ihm ist von Goethe so eingehend und liebevoll gegeben, daß wir ihrer überhoben sind. Wie er es verstanden hat, das Natürliche ihres Wesens, das Kindlichreine, Unschuldige und zugleich Charakterfeste im Gegensatz zu ihrer oberflächlichen Umgebung und dem äußeren Glanze ihres Lebens darzustellen, das wird immer von jedem neuen Leser von neuem bewundert werden. Geradezu ergreifend aber klingt das Wort des hochbetagten Mannes aus dem Jahr 1831 beim Besuch von Lilis Enkelin:

„Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grund nicht unübersteiglich, und doch ging sie mir verloren.“

Es paßt dazu das Wort der Mutter, das uns Bettina erhalten hat, daß Lili die erste Heißgeliebte des Sohnes gewesen sei. Die Schuld des unglücklichen Ausgangs trägt zwar in der Hauptsache Goethe, viel beigetragen haben auch die äußeren Gegensätze der Familie, ebenso die religiösen — Schönemanns waren reformiert — wie die gesellschaftlichen. Obgleich Goethes Vater den Titel eines kaiserlichen Rates besaß und der Schwiegervater Textor eine so hohe Stellung einnahm, verkehrte die Familie nur in einfach bürgerlichen Kreisen, weder mit den Patriziern, noch mit den Mitgliedern der reicheren Handelsklasse. Der Vater that sich gerade darauf etwas zu gut, daß er als Sohn eines Schneiders es bis zum kaiserlichen Rat gebracht hatte, auf jeden Fall war er zu stolz, um eine Gesellschaft aufzusuchen, der er sich weder an Abkunft noch an Reichtum gleichstellen konnte; und Frau Aja war ihrer Erziehung nach eine einfach bürgerliche, derb natürliche Frau, die sich niemals in den in jenen Kreisen herrschenden Ton gefunden hätte. Die Schönemanns dagegen gehörten ihrem Aufwande nach zur reichsten Handelsklasse und hielten sich zur adligen Gesellschaft. Frau Schöne-

mann, die Mutter, von französischem Adel, eine geborene d'Orville, hatte für den inneren Wert Goethes kein Verständnis und konnte die Verbindung ihrer schönen Tochter mit dem bürgerlichen, verhältnismäßig wenig begüterten Rechtsanwalt kaum für eine passende Partie erachten.

Wenn es nun auch der Freundin beider Familien, „der Handelsjungfer Delph aus Heidelberg", von der Frau Rat später öfter Delphin politica genannt, gelang, das Einverständnis der Eltern Goethes und der Mutter Lilis zu erhalten, so war damit die Verlobung durchaus noch nicht öffentlich; die Hindernisse blieben nach wie vor bestehen, und nur durch große Entschiedenheit und Festigkeit wäre der Plan durchführbar gewesen. Diese Festigkeit fehlte zwar der herrlichen, an Goethe mit der ganzen Kraft ihrer Liebe festhaltenden Lili nicht, aber wohl dem unbeständigen, zwischen heißer Liebe und der Furcht vor der Zukunft schwankenden Bräutigam. Die ersten Wochen genoß er wohl das Glück, ein solches Mädchen sein nennen zu dürfen, in vollen Zügen. Nicht nur bei den glänzenden Festlichkeiten im Schönemannschen Hause sah er sie, auch in vertraulichem Gespräch öffnete sich ihm ihre reine schöne Seele, der er das Wort zurief:

„Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte;
Wo Du bist, Natur!

Viel intimer als in der Stadt, wurde der Verkehr, als Lili bei beginnendem Frühling nach Offenbach zu ihren Onkeln d'Orville und Bernard, französisch-reformierten Kaufleuten, ging, und Goethe ihr dorthin folgte. In das Glück seiner Liebe führen uns hier die Briefe an die von ihm verehrte Unbekannte, Gräfin Auguste von Stolberg, ein, der er auch die geheimsten Gedanken enthüllt. Sie bringen uns begeisterte Lobsprüche des lieben Mädchens, Aussprüche leidenschaftlicher Liebe, Beweise vertrautesten Verkehrs. Aber daß daneben sich schon Gedanken einstellten, die bei einem Bräutigam verwunderlich sind, zeigt uns der eine Brief an Herder vom Mai 1775: „Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen."

Unterdes arbeitete man auf beiden Seiten der Anverwandten daran, das junge Glück zu untergraben. Es fällt ungemein auf, daß von einer Annäherung beider Familien auch nach der sogenannten Verlobung nichts zu hören ist; auch ist es wohl nicht zufällig, daß wir fast gar keine Aeußerung der Frau Rat über Lili erhalten haben. Ebenso wenig wie der Vater sich für

die „Staatsdame" erwärmen konnte, bildete sich zwischen Lili und der zukünftigen Schwiegermutter ein Verhältnis. Auf beiden Seiten waren Vorurteile zu beseitigen. Es waren gewiß nur äußere Verschiedenheiten, denn der Charakter beider war im Grunde edel, einfach und natürlich. Aber sich einzuleben in eine ganz unbekannte Lebensauffassung und in ganz andere Lebensverhältnisse, wie Lili sich gewiß vornahm, dazu hätte es längerer Zeit und Gelegenheit bedurft. Auch konnten Goethes Eltern so schnell das Scheitern ihres Lieblingsplanes, des Sohnes Verheiratung mit Sibylla Münch, nicht verwinden. Unsicher und ungewiß wurde die Zukunft des Sohnes; ja selbst der Reichtum der Familie schien dem Vater nicht sicher und dem Aufwande keineswegs entsprechend. Einen Zögling an Stelle der verheirateten Cornelia hatte der „gern didaktische" Vater erhofft, nun sollte eine Dame aus den höchsten Kreisen in sein Haus ziehen, die ihn womöglich belehren oder sich über ihn lustig machen und seine Autorität erschüttern würde; die „in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter" hatte in der von ihr ausgesuchten Schwiegertochter eine kräftige Stütze und eine befreundete teilnehmende Seele zu „gemütlichem Gespräch" nach gethaner Arbeit gesucht, nun sollte die in Pracht und großem Gesellschaftsleben aufgewachsene schöne Dame, die wohl als Königin der Feste glänzen, aber für das Glück einer einfachen Häuslichkeit kaum Sinn haben konnte, eintreten und an Stelle der Gemütlichkeit und des von der Hausfrau geliebten, unter der Jugend ausgewählten Verkehrs eine Menge gleichgiltiger, langweiliger und reicher, geistig unbedeutender oder blasierter Menschen in das Haus ziehen. Die mißvergnügten Reden des immer grilliger und launenhafter werdenden Vaters und der mehr passive Widerstand der Mutter, auf der anderen Seite die in der Nähe Lilis immer mehr wachsende Leidenschaft schufen einen peinlichen Zustand, dem Goethe durch eine Reise mit den Grafen Stolberg in die Schweiz zu entfliehen suchte. In den Briefen an Johanna Fahlmer und Gustchen nennt er diese wenige Wochen nach der Verlobung unternommene Reise unumwunden eine Flucht vor Lili, sich selbst einen durchgebrochenen Bären, eine entlaufene Katze. Auf dieser Reise kommt er nun mit Lenz zur Schwester Cornelia nach Emmendingen. Cornelia sah noch viel schwärzer in die Zukunft, als die Eltern. Selbst tief unglücklich in ihrer Ehe, wollte sie ihren Bruder vor diesem Unglück bewahren. Zudem empfand sie das größte Mitleid für Lili, „von der sie sich die größten Begriffe gemacht hatte". Sie, die selbst den Aufenthalt in Emmendingen als



Lili, geb. Schönemann.

Gezeichnet von ihrer Tochter Elise von Türtheim.

(Stich im Besitz von C. Jügel.)



eine Verbannung ansah, hielt eine Verpflanzung Lilis aus ihrer bisherigen Umgebung in das väterliche Haus für eine ähnliche Grausamkeit. Vater, Mutter und Schwester hatten sich gegen die Verbindung verschworen. „Amor das Kind hielt sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nahm.“ So treibt die Sehnsucht den flüchtigen Bräutigam von der Grenzscheide Italiens wieder nach Frankfurt zurück, die Scenen von Offenbach wiederholen sich; aber wie klingen jetzt seine Briefe! „Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich, Gustchen!“

Nicht weniger als Goethes Anverwandte drängten Lilis Mutter und Brüder auf ihre Entsagung. Das sonderbare Benehmen des Bräutigams, der ohne Abschied zehn Wochen fern geblieben war und der sich nun noch eifersüchtig und launenhaft zeigte, kam hinzu. Das tapfere Mädchen benahm sich besser als der Liebhaber, sie erklärte, dem Geliebten überall hin folgen zu wollen. Aber Goethe hatte schon innerlich mit dem Gedanken einer Verbindung gebrochen. „Wäre ich das los, o Gustchen! — Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgiltig, ich hoffnungslos werden könnte“, erklärt er am 18. September 1775. Er zog sich allmählich zurück und benutzte die Einladung des Herzogs von Weimar, um dieser Absicht deutlichen Ausdruck zu geben. Wie schwer ihm der Abschied wurde, hat er selbst ergreifend dargestellt.

Wir wissen keine bessere Entschuldigung für den Ehescheuen als die, die edle Lili selbst ausgesprochen hat: „Man dürfe Goethe nicht mit einem anderen, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegte und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehöre.“ Auf der Reise, in Eberstadt, schrieb er in sein Tagebuch: „Lili adieu, Lili zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bang für dich, noch für mich, so verworren es aussieht.“

Lilis Bild entschwand ihm auch in Weimar nicht. Jetzt, da die Leidenschaft einer ruhigen Verehrung Platz gemacht hatte, konnte er ihr das tiefempfundene Gedicht widmen, dessen Schluß zugleich der schönste Schluß der Liebesepisode ist:

Mir ist es, denk ich nur an Dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Ihren Lieblingsplan, den Sohn an das Haus zu fesseln und durch Verheiratung mit einem braven, ihrem Herzen zusagenden Mädchen dem genialischen Treiben ein Ende zu machen, hatte Frau Rat trotz des



Katharina Zimmermann.
(Aus Lavaters Physiognomik.)

Mißerfolges noch nicht aufgegeben. Gerade in der Zeit, da der junge Dichter sich endgiltig von Lili losgesagt hatte, schien sich ihr ungesucht eine Gelegenheit zu bieten, die auch zugleich ihrem mitleidigen guten Herzen die

Möglichkeit gab, ein unglückliches weibliches Wesen aus schlimmen Verhältnissen zu retten. Im September 1775 verweilte, von ihrem Vater, dem berühmten Arzte, aus der Pension geholt und einige Zeit der Obhut der Frau Rat anvertraut, Katharina Zimmermann im Goethischen Hause. Sie war damals achtzehn Jahre alt. „Schlank und wohlgewachsen trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Teilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere, liebevolle Gegenwart dieser teilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, vor dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne." Diese von Goethe noch weiter ausgeführte Anklage gegen den Vater ist nicht mit Unrecht angefochten worden. Doch mag die Goethische Begründung die allein richtige sein, oder mögen die Gründe in der strengen Erziehung des Mädchens in der Pension, in ihren eigenen körperlichen Leiden und dem frühen, schmerzvollen Tode der Mutter, sowie in dem kurz vor ihrem Aufenthalt erfolgten Selbstmord ihres Geliebten zu suchen sein; der von Goethe geschilderte Zustand war wirklich vorhanden. Das beweisen des Vaters eigene Worte, der damals an Frau von Stein schrieb: Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison, und seine Schilderung von ihr in seiner Schrift „über die Einsamkeit": „Sanft, gütig und liebreich, und doch immer stille, gepreßt, furchtsam und zurückhaltend"; vor allem aber spricht dafür ein Brief Goethes an Lavater (Ende September 1775): „Zimmermanns Tochter ist so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thür leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber, als ein pochender Vater öffnen." Die schönen Worte lassen uns in der Seele des Mädchens lesen; wir wissen, wen sie im Sinne hat, wenn sie den Antrag eines schönen reichen Mannes einige Monate später mit den Worten zurückweist, „sie würde einen Mann ohne alles Geld heiraten, wenn er in der Welt groß und berühmt wäre".

Goethe aber antwortet der Andeutung der Mutter: „Wenn es eine Waise wäre, so ließe sich darüber denken und unterhandeln; aber Gott be-

wahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist.“ Im Ernste wird Goethe an eine Verbindung, zumal er ja eben erst Lili entsagt hatte, nicht gedacht haben. Auch bei der Mutter war es nur ein augenblicklicher Gedanke, der ihrem guten Herzen Ehre macht, den sie aber bald wieder fallen ließ. Liebe und Freundschaft jedoch bewahrte sie dem unglücklichen Kinde ihr Lebenlang. Menschlich schön sind und fast rührend klingen die Worte der Frau Rat in einem jüngst bekannt gewordenen Brief an Zimmermann aus dem Jahre 1776: „Daß Ihre liebenswürdige Jungfer Tochter noch an uns denkt und sich wohl und vergnügt befindet, war auch eine Nachricht nach meinem Herzen; erlauben Sie, daß ich mir die Freude mache und die Zahl meiner Kinder durch dieselbe vermehre, dieses süße, liebe Mädchen kommt in gute Gesellschaft, außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da sind, die zwei Grafen Christian und Friedrich von Stolberg, Lavater, Wieland, von Knebel, von Kalb, Demoiselle Fahlmer, Delph, von Wreden, und da meine liebe Tochter Zimmermann den Seel und Leib erfreuenden Mutternamen leider schon lange nicht mehr nennt, so hoffe ich, sie nimmt meinen Vorschlag an, um nur den Namen nicht ganz zu verlernen.“

Dem jungen Mädchen war nicht zu helfen; ja die liebevolle, heitere, zwanglose Behandlung der gütigen Frau Rat, die ihr die Liebe einer Mutter entgegenbrachte, ließ sie erst recht ihr Unglück fühlen und erkennen; ein schmerzhaftes Lungenleiden raffte sie schon 1781 dahin.

Dem Vater, dem berühmten, selbstgefälligen Arzt Zimmermann, erschienen die in Frankfurt verlebten Tage als die glücklichsten seines Lebens, „Goethe habe ich zweimal gesehen,“ meldet er selbst, „und das zweite Mal bei ihm logiert, dessen ich mich mein Lebtag freue“. Wenn er auch Frau Rat nicht erwähnt, selbstverständlich hat sie in diesen Tagen viel mit ihm verkehrt und ist ihm näher getreten. Zeugnis dessen ist der oben schon erwähnte Brief der Frau Rat an ihn vom Februar 1776, der auf einen lebhaften Briefwechsel zwischen beiden schließen läßt. War doch Corneliens Mutter ihm aufs tiefste verpflichtet und von Herzen dankbar für die gesegnete ärztliche Hilfe, die er dieser in Emmendingen hatte angedeihen lassen. Unter diesem Gesichtspunkte ist auch der Brief zu verstehen, den wir hier, soweit er Zimmermann selbst angeht, abdrucken. Die hierin erwähnte Krankheit ist die Hypochondrie, die Frau Rat so verhaßt war, „daß sie das Wort nicht einmal schreiben konnte“. Diese Krankheit wurde später die Ursache seines Todes. Der Brief lautet:

„Frankfurth a. M. 16. Febr. 1776.

Lieber Herr Leibmedikus! Ihr lieber Brief machte mir von der einen seite viel Freude: Aber, aber, das was ich an Ihnen in Spaß schrieb, ist also nicht gantz ohne grundt, Sie sind nicht gesundt, glauben Sie mir, ich bin von Hertzen drüber erschrocken. Gott im Himmel! Wie kommt ein so vortrefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der Verdammten Krankheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen, ich kenne eine Menge Schurken, die sollten Krank seyn, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und mann hat von ihrem Wachen oder Schlafen nicht den geringsten nutzen. Lieber bester Freund! Wollen Sie von einer Frau einen Rath annehmen, die zwar von der gantzen Medicin nicht das mindeste versteht, die aber doch Gelegenheit gehabt hat, mit vielen Menschen in genauer Verbindung zu stehn, welche von diesem Uebel geplagt wurden. Die Veränderung der gegenstände War immer die beste Cur, da braucht mann nun nicht eben 30 Meilen zu reisen, wenn man nur aus seinen vier Mauren komt, nur nicht zu Hauß geblieben, so sauer es gemeiniglich denen Kranken ankomt, in die freye Luft, aufs Landt, unter Menschen gegangen, die man leiden kan, und alle schwartze Gedanken dem Teufel vor die Füße geschmissen dieses Mittel hat docter Luther schon probatum gefunden und in seinen herrlichen trost Briefen dem Spaladinus seinem Vertrauten Freund angerathen. Folgen Sie also bester Mann dem Rath einer Frau, das thut Ihrer großen Gelehrsamkeit keinen schaden, gab doch ehmals ein Esel einem Propheten einen guten Rath. Den Ducaten habe ich richtig erhalten, aber Lieber Freund Sie haben mir Zu viel geschickt, ich habe ja nur 3 fl. 24 cr. ausgelegt, ich wills aufheben, es wird sich schon eine Gelegenheit finden, daß ichs Ihnen verrechnen kann. Gottlob daß die Schlossern sich besser befindet! Wer wär aber ihr Helfer? Wem hat sies zu danken? nechst Gott gewiß niemandt als unserm theuren Zimmermann."

Sturm- und Drangzeit.

Derartige Besuche, wie der der unglücklichen Zimmermann, die zu Mitleid und Trauer und zugleich zu dem Bewußtsein, nicht helfen zu können, führten, hat Goethe an jener Stelle im Sinne, da er von den Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten spricht, die die eingeleitete Gastfreiheit den guten Eltern brachte. Eines ähnlichen Besuches, der in den Monat Februar und Anfang März 1775 fiel, gedenkt er besonders ausführlich; es

war der Jung-Stillings, seines Freundes von Straßburg her. Jung hatte mehrere Augenkuren „mit gutem Mut und frommer Dreistigkeit" glücklich vorgenommen, er war darauf von einem wohlhabenden Frankfurter Patrizier, Herrn von Lersner, aufgefordert worden, nach Frankfurt zu kommen und ihm den Staar zu stechen. Goethes Eltern luden ihn für die Zeit seines Aufenthaltes zu Tisch, nahmen ihn „mit der wärmsten Freundschaft", wie er in seiner Lebensbeschreibung sagt, einige Tage in ihre Wohnung und mieteten ihm



Jung-Stilling.
(Aus Koenneckes Atlas.)

später ein hübsches Zimmer in der Nachbarschaft. Es war nicht nur die Dürftigkeit Jungs und die gern geübte Gastfreundschaft, die Frau Rat veranlaßte, gerade diesem Gast freundlich entgegen zu kommen; ein geistiges Band machte sie zu Freunden. Die Frömmigkeit Jungs, der auch zu der stillen Gemeinde gehörte, führte alles auf unmittelbare, göttliche Einwirkung zurück, und der innerste Kern der Glaubensüberzeugung der Frau Rat war derselbe: daß alles, was geschieht, durch Gott geschehe und daher den Menschen zum Besten gereichen müsse. Religiöse Fragen waren darum auch häufig

Gegenstand des Gesprächs zwischen Wirtin und Gast. Jung hatte damals gerade die Absicht, einen Angriff gegen die Geistlichen und die „Heuchelei unter den Orthodoxen“ von dem bekannten seichten Aufklärer, dem Berliner Buchhändler Nicolai, in seinem 1773 erschienenen Roman Sebaldus Nothanker kräftig abzuwehren. Noch in demselben Jahr, 1775, erschien diese Abwehr in Frankfurt am Main unter dem Titel: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker von Johann Heinrich Jung,“ eine Schrift, die in sehr starken, ja oft beleidigenden Worten sich gegen Nicolai erging. Es erschienen mehrere Gegenschriften, die Jung noch im Dezember desselben Jahres veranlaßten, eine Berichtigung und Verteidigung der „Schleuder“ und zugleich eine Entschuldigung wegen der scharfen Form zu veröffentlichen. Daß hiervon viel im Hause Goethes gesprochen worden, ja vielleicht die Schrift hier entstanden ist, erhellt aus einer zufälligen Aeußerung der Mutter dem Sohne gegenüber, „wie du mir beim Doktor Jung seiner Hirtenschleuder schuld gabst — ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekämen“. Die Mutter hat in ihrer gütigen, alles gern vertuschenden Weise den Unwillen des jungen Heißsporns zügeln und die starken Ausfälle Jungs mäßigen wollen, dafür aber vom Sohn den eben erwähnten ganz nach seiner Art von dem nächstliegenden, dem Titel der Schrift, hergenommenen Vorwurf hören müssen.

Leider war die Operation nicht von dauerndem Erfolg: „Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven, geduldigen Mannes entzündeten sich, und es blieb kein Zweifel, daß die Kur mißlungen sei.“ Darüber geriet Jung fast in Verzweiflung und erging sich in den wildesten Anklagen gegen sich selbst. Wie er in seiner Biographie erzählt, verließen ihn Freunde und Bekannte, und nur Goethe mit seinen Eltern suchte ihn aufzurichten. Das war die rechte Thätigkeit für die fromme Frau Rat, die Zeit der Prüfung, wo man die Stärke des Glaubens und die Liebe zu Gott zeigen konnte. Uebernahm Jung die Rolle der scheltenden Freunde in dem Drama Hiobs, so führte Frau Aja den unerschütterlichen Glauben Hiobs selbst gegen den mutlos gewordenen Freund zu Felde, wie wir sie später in den schlimmsten Lebenslagen sich selbst trösten sehen mit den Worten der Bibel und den Heilslehren der Religion. So ist auch Goethes Bemerkung zu verstehen, daß Frau Rat „bei ihrem unablässig thätigen Gleichmut die Störung des häus-

lichen Lebens," die Jungs Besuch mit sich brachte, „die üble Belohnung für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung" nicht so empfand wie der Vater, der bei Tisch statt eines heiteren, geistreichen Gesprächs nur Klagen und Ausbrüche der traurigen Stimmung des unglücklichen Arztes vernahm, ohne doch irgendwie helfen zu können.

An und für sich war der große Verkehr überhaupt nicht nach dem Willen des Vaters. Nur um des Sohnes willen hatte er „einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert" und wich von seiner Gewohnheit und sparsamen Haushaltung ab, einmal aus Freude über den wachsenden Ruhm des Sohnes und ferner, weil er als vielseitig gebildeter Mann gern an den Gesprächen bedeutender Männer teilnahm und an der paradox geistreichen Art des Sohnes und „seinen dialektischen Klopffechtereien" seine Freude hatte.

Wolfgang aber fand in dem Umgang mit so vielen bedeutenden Männern damals sein ganzes Glück, nicht minder die gesellige Frau Rat, die für die Freude, große Männer um sich zu sehen, alle Sorge und Mühe der Hausfrau gern übernahm.

Als Jung ankam, meldete Goethe der Fahlmer: „Morgen kommt Jung! Frankfurt ist das neue Jerusalem, wo alle Völker aus- und eingehen und die Gerechten wohnen;" und fast zu derselben Zeit Gustchen: „Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in andern wiederfindet."

Damit stimmt überein, daß Fritz Jakobi vom 24ten Februar bis 2ten März in Frankfurt weilte, daß ebenfalls im Februar die Sachsen-Meiningschen Prinzen nach Frankfurt kamen und den berühmten Dichter zu sich bitten ließen, daß am 30ten März Klopstock bei Goethe war (morgens auf Wolfgangs Stube, mittags zu Tisch), und daß Mitte April schon wieder großer Besuch von Goethe erwartet wurde: die Brüder Grafen Stolberg. Sie suchten den Führer der neuen Bewegung, den ersten unter den Dichtern des Sturms und Drangs, von denen in Frankfurt damals in intimem Verkehr mit Goethe Heinrich Leopold Wagner, Maximilian Klinger und Christoph Kayser lebten; der letztgenannte ging freilich schon 1775 nach Zürich. Wagner, der aus Straßburg stammte, hatte Goethe dort bei gemeinsamen Studien

kennen gelernt. Es war derselbe „gute, wenn auch nicht besonders begabte Geselle,“ der, wie Goethe behauptet, ihm das Gretchenmotiv in seiner Kindermörderin „weggeschnappt“ hatte. Im Winter 1774/75 finden wir ihn in Frankfurt in regem Verkehr mit dem Goethischen Hause. Er teilte mit Frau Rat die Vorliebe fürs Theater und las mit der „Mama Rätin“ die neuen Dichtungen vom Maler Müller. Er war auch bei Klopstocks Besuche in Goethes Haus zugegen. Leider ließ er sich bald darauf zu einem Scherz hinreißen, der ihm fast die Freundschaft Goethes kostete. Es war im März 1775, als eine Flugschrift „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ erschien, die in offenbarer Anlehnung an die Goethische Schrift: „Götter, Helden und Wieland“, in Bildern, dem Tierreich entnommen, die Rezensenten Goethischer Schriften verhöhnte. Alle Welt riet auf Goethe als den Verfasser. Der junge Dichter, der kurz vorher die Bekanntschaft der Weimarer Prinzen gemacht und sich mit Wieland ausgesöhnt hatte, geriet in die größte Bestürzung. Da die Schrift nur von einem seiner Vertrauten herrühren konnte drohte er dem Verfasser, wegen Mißbrauchs der Freundschaft den Verkehr abzubrechen. Voller Angst wandte sich Wagner, der „in guter und löblicher Absicht“ die Farce geschrieben hatte, an die Mutter Goethes und bat um ihre Vermittlung. Auf ihre Verwendung hin verzieh Goethe denn auch dem Freunde, doch veröffentlichte er eine Erklärung, daß Wagner jene Schrift ohne sein Zuthun hätte drucken lassen. Man erkennt aus der Vermittlung, die Frau Rat hier übernahm, und aus der Absicht Goethes, ihr seinen Verdacht über den Verfasser zuerst mitzuteilen, welch innigen Anteil Frau Rat an dem Wirken der jugendlichen Dichter nahm, die damals um ihren Sohn sich scharten. Auch blieb sie trotz jenes für Goethe recht peinlichen Streiches Wagners Freundin.

Kurz vor seinem frühen Tode (im März 1779) finden wir ihn in ihren Briefen an den Schauspieler Großmann noch mit den Worten erwähnt:

„ . . . . Es ist doch eine Lumpenwirtschaft unter diesem Mond. Aber Trost ist's doch allemal, wenn die Leute, die man lieb hat, noch mit uns von derselben Sonne beschienen werden, wenn sie nur nicht gar in die Elyseischen Felder marschieren, der gute Doktor Wagner steht nah daran, ich glaube nicht, daß er noch drei Wochen lebt. Er ist so ausgezehrt, daß nichts als Haut und Knochen an ihm ist. Ich bedauere ihn sehr.“

Ebenso nahe stand damals dem Goethischen Hause Maximilian Klinger. Obgleich in derselben Stadt (1753) wie Goethe geboren, war

Klinger erst im Jahre 1774 mit Goethe bekannt geworden. Es erklärt sich das aus seiner Herkunft. Klingers Vater war Konstabler und starb, als der Sohn acht Jahre alt war. Die Mutter mußte die drei Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren. „Als ich heranwuchs," so lautet ein Brief Klingers



Maximilian Klinger.
Zeichnung von Goethe (1775). Aus Rieger, M. Klinger.

an Lenz, „bat und flehte ich, mich in die lateinische Schule zu halten. Noch erinnere ich mich, daß sie mein erstes Schulgeld nicht bezahlen konnte und es borgen mußte." Vom neunzehnten Jahre ab unterstützte er die Mutter nach Kräften. „Nun wollte ich auf Akademien gehen, hatte keine hundert Gulden. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde

meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. . . . Die hundert Gulden waren bald all. Der große Goethe drang in mich, machte mir Vorwürfe, und nun leb ich schon ein ganzes Jahr von seiner Güte. . . .“ Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir meinen, daß auch hier, wie bei anderen Wohlthaten des damals ziemlich mittellosen Wolfgang, die stets hilfreiche Hand der Frau Rat im Spiele war. Klingers Schwestern gingen bei Frau Rat aus und ein, und er selbst schreibt an Kayser nach Zürich (1776): Du glaubst nicht, was die Frau Rat für ein Weib ist und was ich an ihr hab. Wie



Agnes Klinger.
(Silhouette von Goethe. Aus den Berichten des Hochstifts, N. F. VII, Heft 3 und 4.)

manche Stunde habe ich vertraut bei ihr auf den Stuhl genagelt zugebracht und Märchen zugehört.“ Auch Wieland setzt in einem Briefe an Frau Rat als ganz bekannt voraus, daß sie sich des guten Klinger ganz besonders angenommen habe. Noch dreißig Jahre später, als Klinger in hoher militärischer Stellung in Petersburg lebte, pries er ihre Liebe und Güte. Das auch zu ihr gedrungene Gerücht von einem Geschenk des Kaisers Alexander an Goethe, durch Klinger übermittelt, scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Goethes Mutter und Klinger die alte Freundschaft erneuerten. „Ihr Andenken,“ so beginnt der erhaltene Brief Klingers vom 18. September 1804

aus Petersburg, „hat mir so viel Freude gemacht, daß ich mich gern dem jugendlichen Enthusiasmus überlassen möchte, sie zu beschreiben. Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich denke und empfinde, wie damals, als ich so glücklich



Ph. Chr. Kayser.
(Aus den Berichten des Fr. d. Hochstiftes, N. F. Bd. VII, Heft 3 u. 4.)

war, Sie zu sehen, zu verehren und zu lieben, daß sich nur mein Aeußeres verändert hat, so werden Sie leicht empfinden, welch einen glücklichen Tag mir Ihr Briefchen machen mußte."

Im April 1774 gab ihm Goethe ein Empfehlungsschreiben an Professor Höpfner in Gießen; darauf wurde Klinger in Höpfners Haus aufgenommen. In den Ferien war er natürlich wieder in Frankfurt als intimer Genosse der Schar, der er durch sein Drama „Sturm und Drang" den Namen geben sollte. Bei Klingers Mutter, der armen Konstablers-Witwe, trafen sich die „Genies aus Goethes Esse" jeden Sonnabend; hier wurden ihre neuesten Erzeugnisse vorgelesen und besprochen; noch viele Jahre später sah man an der niedrigen Lehmwand der Stube der Frau Klinger die Silhouetten von Lavater, Maler Müller, Heinse und Füßli. Das Haupt der jungen Dichter war Goethe. Er war es nicht nur als Dichter; denn die Begeisterung und Verehrung Klingers für ihn als Menschen erkennen wir aus den Briefen an seinen Freund Schleiermacher. In seinem Drama „Das leidende Weib" gab er dieser Verherrlichung auch dichterischen Ausdruck. „Die Nachkommen werden staunen, daß je solch ein Mensch war", heißt es darin von Goethe. Philipp Christoph Kayser, der letztgenannte der Genossen der neuen Schule, stand Goethe mehr durch sein musikalisches Talent nahe; er war ebenfalls ein Frankfurter, 1755 als Sohn eines Organisten geboren. Vielleicht schon vor der Straßburger Zeit mit Goethe bekannt, übte er auf ihn durch sein Klavierspiel und seine Kompositionen und wohl auch durch seine äußere Schönheit so großen Eindruck aus, daß Goethe ihn unter seine näheren Freunde aufnahm. Der neue Freund wurde bald nicht minder wie die übrigen von dem Zauber der Goethischen Persönlichkeit gefangen; er ahmte ihn sogar bis zur Manier nach, führte er doch ein ähnliches Petschaft, schrieb wie jener mit stumpfen Kielen und gab sich Mühe, Goethes Handschrift zum Verwechseln nachzubilden. Dieser aber schrieb an ihn noch von Weimar: „Ich trage Dich immer im Herzen."

Mitten in diesen Kreis von einheimischen und unabläßig zureisenden Gesinnungsgenossen, „manchmal auch von unbedeutenden, ja unerträglichen," kamen in der zweiten Woche des Mais 1775 die Grafen Gebrüder Stolberg, längst freudig erwartet von Goethe und den anderen Originalgenies. Es ist hier nicht der Ort, von der litterarischen Revolution, die sich an Goethes und seiner Freunde Namen knüpft, ausführlich zu sprechen. Nur zum Verständnis ihres Auftretens und Gebarens in dieser Zeit sei folgendes gesagt. Die Revolution war ursprünglich litterarisch. Hamann und Rousseau sind ihre geistigen Väter. Herder führte ihre Ideen praktisch anwendbar aus. Das erlösende Wort ging von ihm aus: wie ein jedes Volk seine Sprache

und Seele, so hätte auch ein jedes eine eigene Dichtkunst, die eine Nachahmung des Fremden ausschließe. Und das unübertroffene Muster wahrer, in Inhalt und Form einfacher und gerade deshalb wirkungsvoller Poesie ist jene Dichtung, die Herder eigentlich erst entdeckt hat, die Volkspoesie. Daher die Vorliebe und Verehrung der Poesie des eigenen Volkes, das eifrige Sammeln der Volkslieder bei den Stürmern und Drängern; daher das Betonen deutscher Art und Kunst und die Begeisterung für den Germanen Shakespeare. Und daneben das Studium griechischer Volkspoesie, des Homer, den man nicht nachahmen, an dem man den eigenen Genius entzünden solle. Mit welch heiliger Scheu und Anbetung liest der junge Goethe Homer; er läßt Cornelia an dieser Lectüre teilnehmen, er schreibt gar eine Anleitung, wie man sich am schnellsten und besten in Homers Geist einlese, darunter die Worte „achte nicht auf die Accente, sondern lies, wie die Melodey des Hexameters dahinfließt und es Dir schön klinge in der Seele .... lerne daran zu Hause und auf dem Felde, wie einer beten möcht, dem das Herz ganz nach Gott hing." Damit war das Große, Bleibende der neuen Dichtung eigentlich gethan: die Rückführung auf den Quell aller Poesie, auf die Volksdichtung und Homer, jenen Brunnen, aus dem jede alternde Poesie von neuem sich Jugendkraft schöpft.

Aber die jungen Feuergeister gingen weiter. Das Recht des Individuums ist es, das sie aus Shakespeares souverainer Verachtung der Gesetze und aus Lessings, nur auf Shakespeare gemünzten Worten herauslasen: „Das Genie giebt die Regel, es lacht über die Grenzscheidung der Kritik." Nicht das Einfache, Harmonische und das Schöne galt ihnen für das Höchste in der Kunst, sondern das Leidenschaftliche, Gewaltige, das Maßlose, das Schreckliche; die künstlerisch gefeilte Form heißt ihnen Unnatur, „das Wort wie es aus der Empfindung des Dichters entspringt", ist allein Wahrheit und Natur. So entstanden die genialen Werke der Stürmer und Dränger. An ihre Spitze trat der Verfasser des Götz und des Werthers. Und diese feurigen Jünglinge, die da glaubten, die alte Welt aus den Fugen heben zu können und eine neue aus sich selbst zu erzeugen, sie setzten die Lehre vom Recht des Individuums aus dem Reiche der Dichtung in das praktische Leben über: Natur, Rückkehr zur Natur ist das Losungswort, die Civilisation sei das Unglück des Menschen, das Ziel der Menschheit sei, in den Urzustand zurückversetzt zu werden, zu sein, wie die Kinder; daher der Kampf gegen die Scheidung der Menschen in Stände und gegen alle konventionellen

Unterschiede und ebenso gegen das Vorherrschen des Verstandes. Gefühl und Herz sind ihnen die einzigen Autoritäten. Nicht die Pflicht, die Empfindung regiere die Thaten der Menschen, Wissen sei Ballast, Gelehrsamkeit toter Kram. Fort mit den Büchern, fort mit der gelehrten Erziehung, die den Menschen verbilde; man erziehe die Kinder ohne Zwang, wozu die Natur sie bestimmt hat.

Es waren gefährliche Lehren, die hier ausgesprochen und überall bejubelt wurden; gefährlich für die, die das Wesen der Freiheit, des Rechtes des Individuums in der Berechtigung, das Tollste und Ungeheuerlichste zu thun, erblickten, die das Wesen des Genies in einem extravaganten, Sitte und Gesetz hohnsprechenden Betragen sahen.

So entstand „aus der Tendenz nach unmittelbarer Natur die Epoche der genialischen Anmaßung“, so artete die Rousseausche Naturverehrung in Kraftflegelei und ungesittetes Gebaren, der politische Freiheitsdrang in hohles Schimpfen auf die Tyrannen aus; die Aeußerung der Kraft und Selbstbestimmung in ein die Gesundheit zerrüttendes Tollen und Wüsten. „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten“ sagt Goethe vom Dichter Günther. Wir wissen keine besseren Worte für die in Wahnsinn oder Aberglauben verkommenen Originalgenies. Nur wenige, wie Goethe und Klinger, feste, männliche Charaktere, ließen mit den Jünglingsjahren die Jünglingsthorheiten hinter sich und reiften zur edlen Männlichkeit, oder führten, wie Herder und Goethe, das Wahre und Gute in den Bestrebungen der Stürmer und Dränger zu ewiger Gültigkeit.

In der Zeit aber, von der hier die Rede ist, ergab sich auch Goethe dem übermütigen Tollen und der Schwärmerei, „dem gottlosen Geschwärme,“ wie er es selbst nennt. Exzentrisch war schon der Beginn der Freundschaft mit den Grafen Stolberg. Was Werther gepredigt hatte, Gleichheit der Stände, wurde hier wirklich durchgeführt.

Die Reichsgrafen von Stolberg, beide für die Rousseauschen Ideale schwärmend, hatten, als Mitglieder des Hainbundes, Goethes Götz mit Begeisterung aufgenommen. Der Werther hatte diese Begeisterung zu glühender Freundschaft und Verehrung gesteigert, der sie durch überschwängliche Briefe und durch Anerbieten des brüderlichen Du Ausdruck gaben. Die Schwester beider, die zweiundzwanzigjährige Auguste Gräfin zu Stolberg, schrieb mit ihnen an den verehrten Dichter, und aus diesem Brief entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden sich persönlich Unbekann-

ten und ein Briefwechsel, wie er nur in jener Zeit schwärmerischer Freundschaft denkbar ist, oft an den Verkehr von Bruder und Schwester, oft an das Verhältnis von Bräutigam und Braut erinnernd. Er duzt die ihm unbekannte, hochadlige Dame und schreibt an ihren Bruder: „Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist."

Die Grafen eilten nach Frankfurt, um den „herrlichen Goethe, den wilden, aber sehr, sehr guten Jungen, voll Geist, voll Flammen, kennen zu lernen;" sie treffen dort auch den Goethe befreundeten, in Armut lebenden Klinger. Bald darauf lesen wir im Briefe des einen Grafen an seine Schwester: „eine neue Freundschaft haben wir mit einem jungen Menschen, Klinger, der ein treffliches Herz hat und ein herrlicher Dichter ist und sich in unsrer Stube einlogiert hat."

„Wir sind immer beisammen," schreibt Christian, „und genießen zusammen alles Glück und Wohl, was die Freundschaft geben kann. Goethe ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort und jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor." Am 11. Mai waren die Freunde in Mainz, am 12. und 13. wieder in Frankfurt. Die Grafen und ihr Begleiter von Haugwitz wohnten im Gasthofe; zu Tisch aber waren sie meist in Goethes Vaterhaus. Daß das exzentrische Gebaren der Grafen, das die konventionellen Formen absichtlich verachtete, dem Vater nicht besonders behagte, erscheint uns sehr glaubhaft; „besonders als nach ein und der anderen genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß zum Vorschein kam und man nach dem Blute solcher Wütriche lechzend sich erwies." Man denke an den bald darauf gedichteten Freiheitsgesang Friedrich v. Stolbergs.

Besser verstand sich die heitere, von dem Sohne in die litterarischen Pläne der Genossen eingeweihte Mutter Goethes mit der übermütigen Gesellschaft. Der derb natürliche, etwas burschikose Zug ihres Charakters fand sich leicht in diese Bethätigung überquellender Lebenskraft, wiewohl sie durch ihre Vorliebe für den ruhigen, durch sein Benehmen wohlthuend abstechenden Haugwitz, „den lieben Baron", „die Engelsseele von Sanftmut", ihre Meinung genugsam kundgab. „Die immer heftiger werdenden Aeußerungen gegen die Tyrannen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlerhaltene Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48, von ihr selbst

gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause." Damals erhielt Frau Rat den Namen der Frau Aja, der Mutter der Haimonskinder, der



Goethe.



Haugwitz.



Christian Graf zu Stolberg.



Friedrich Graf zu Stolberg.

Die vier Haimonskinder.

(Aus der Tafel der Liebenden in Lavaters Physiognomik.)

Wein, der aber dort getrunken wurde, hieß bei ihr von nun an, auch noch in den Briefen spätester Zeit, Tyrannenblut. Bald darauf kann Goethe der Schwester Stolbergs melden, „daß Lavater die vier Heumannskinder sehr glücklich habe stechen lassen."

Die jungen Freiheitshelden wollten von Frankfurt nach der Heimat Tells, der Schweiz, reisen. Sie erwirkten von Goethes Vater die Einwilligung zur

Mitreise des Sohnes; er redete selbst dem Sohne zu und empfahl ihm, die längst geplante Reise nach Italien damit zu verbinden. So begann denn die Geniereise der vier Freunde in Wertheruniform — blauem Frack mit gelber Weste und Hosen, dazu runden grauen Hüten.

„Die Verrücktheiten" begannen gleich in Darmstadt, wo man bei hellem Sonnenscheine in einem nahe gelegenen Teiche zum Entsetzen der Bevölkerung badete, und in Mannheim, wo man die durch das Hoch auf die Geliebte geweihten Gläser zerbrach, dann ging's über Karlsruhe nach Straßburg, wo Goethe Salzmann und auch Lenz wiedersah, mit dem er einen Abstecher zur Schwester nach Emmendingen machte. In Zürich trafen sie den Landsmann Kayser, Lavater, bei dem Wolfgang wohnte, und Passavant, mit dem er die Reise bis zum Gotthard fortsetzte.

Die Sehnsucht nach Lili aber siegte über die verlockende Aussicht, in das gepriesene Land Italien zu kommen. Am 25. Juni etwa fand er sich mit den Stolbergs bei Lavater wieder zusammen.

Unterdes hatte Frau Aja auf die Rückkehr des teuren Sohnes von Tag zu Tag gewartet. An seinen Umgang und sein Gespräch gewöhnt, empfand sie Sehnsucht und Langeweile. Sie schrieb deshalb an Lavater am 28. Juni:

„Grüßen Sie die Herren Grafen und den lieben Baron und sagen ihnen, ich hätte meinen Wolfgang ihnen anvertraut und dankte für alle Liebe, so sie ihm erwiesen hätten, doch bäte ich, sie sollten ihn jetzt wieder zu uns schicken, denn der Frau Aja würde Zeit und Weile sehr lang. Viele Grüße von uns an alle Freunde."

Mitte Juli finden wir Goethe in Straßburg, am 24. Juli wieder zu Hause. Den August verlebte der heimgekehrte Liebhaber in Offenbach, trotz der Absicht, sich loszureißen, mit Lili in intimstem Verkehr.

Karl Augusts Einladung; Wolfgangs Abreise von Frankfurt.

Am 22. September erschien in Frankfurt der junge weimarische Herzog auf der Reise zur Vermählung. Er wiederholte die Einladung nach Weimar. Ein Mißverständnis gab dem Vater, der immer zu dem Versuche Karl Augusts Goethe an sich zu fesseln, scheel gesehen hatte, Veranlassung, den Sohn, „der sonst doch nicht auf den Kopf gefallen sei," durch die Mutter aufklären zu lassen, daß man ihn nur necken und beschämen wolle. Aber Goethe ließ sich nicht beirren. Durch Vermittlung der Frau Rat setzte er es beim Vater durch, daß er die Einladung des Herzogs, für einige Wochen in

Weimar sein Gast zu sein, annehmen durfte. Schon bei seiner ersten Anwesenheit in Frankfurt im Jahre vorher hatte der junge Herzog Goethes Mutter persönlich kennen gelernt. Damals schrieben er und sein Bruder Constantin an Anna Amalie: „sie hoffen, sich schmeicheln zu dürfen, die so sehr verehrte Frau Goethe, mit der es sich gut zu leben scheine, und deren Sohn ganz ihre Augen besitze, habe auch sie ein wenig lieb gewonnen." Auf der Rückkehr von seiner Hochzeit wollte Karl August das weitere über Goethes Reise nach Weimar verabreden. Der Kammerjunker von Kalb sollte Goethe abholen und nach Weimar bringen.

Nach alledem wird man es verstehn, wenn der junge Dichter gleich nach der Abreise Zimmermanns sein Leben ein „gottloses Geschwärme" nennt und die verlebten drei Vierteljahre von 1775 als „die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten" bezeichnet; wir werden uns auch nicht darüber wundern, daß die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Sohne und die Kluft zwischen beiden immer größer wurde.

Die Angabe, daß der wachsende Tag den weltlichen Geschäften gehört habe, ist für den vielbesuchten und viel verreisten Advokaten nicht so genau zu nehmen. Der „geheime Referendar", der Vater, studierte die Akten und der Sohn übernahm die Ausführung. Ein gewandter und sehr bewanderter Schreiber vollendete die mehrfach von Goethe erwähnte Kanzleidreiheit. Aber die Briefe jener Zeit zeigen, wie verdrießlich ihm selbst die wenigen Geschäfte wurden. „Der Vater und der gewandte Schreiber," heißt es in Dichtung und Wahrheit, „gönnten mir meine Pfade, und suchten mich immer mehr auf einen Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte." Noch viele größere Ursache zur Unzufriedenheit wird dem Vater der Verkehr mit den „Stürmern und Drängern", diesen genialen, aber unerzogenen Menschen, und der große Zuspruch von allen möglichen Menschen verursacht haben, die sein Haus fast wie ein Gasthaus erschienen ließen. Daß der sonst einsame, sehr sparsame, auf Pflichterfüllung stets bedachte Mann sein Haus öffnete, die Kosten der vielfachen Bewirtung zahlreicher Gäste nicht scheute und schließlich noch die Arbeiten des Sohnes zum Teil erledigte, waren große Zugeständnisse, die er unter der Voraussetzung machte, daß der Sohn auch weiter Großes und Herrliches schüfe. Nicht darum wollte der Vater arbeiten, daß der Sohn ein lustiges Leben führte oder sein Geld und sein Talent an Tändeleien und Spielereien vergeudete. „Von den geselligen Schmerzen, leidenschaftlichen Dichtungen durfte ich ihn nichts merken lassen," steht in Dichtung und Wahrheit.

Einige Andeutungen aus einem Briefe Goethes an seine Mutter vom 11. August 1781, aus Weimar, gewähren uns hellen Einblick in diese Gegensätze. „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte, unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.“ Aehnlich lautete ein Brief, in dem er über Wielands warnenden Ton schrieb:

„Mit der Zeit! Mit der Zeit! Ja, das ist's! das ist's! just, just so spricht mein Vater, die nehmlichen Händel, die ich mit diesem in politischen Sachen habe, hab ich mit Wieland in diesen Punkten. Der Vaterton, der ist's just, der mich aufgebracht hat.“ Ebenso hören wir das in der ausführlichen Darlegung seiner Verhältnisse in einem Briefe an Frau von Stein (9. Dezember 1777), der die Worte enthält: „Da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen.“

Solche Worte beweisen, daß die Gegensätze damals weit heftiger auf einander prallten, daß es zu viel schlimmeren Scenen zwischen dem eigensinnigen philiströsen Vater und dem genialen, vom Rechte des Individuums so sehr überzeugten Sohne kam, als uns die Pietät des Sohnes will glauben lassen. Hier war denn Frau Aja an ihrer Stelle, als die ewig heitere, liebenswürdige Vermittlerin, die milde, begütigende Versöhnerin, der gute Engel des Hauses, deren segenvolle Thätigkeit besonders darin bestand, daß sie, die das Vertrauen beider besaß, die drohenden Gewitter vor der Zeit verscheuchte. Ihrem Wirken verdankte auch wieder das Haus Ruhe und Frieden nach großen Stürmen. Eine solche Zeit des Sturmes war der oben geschilderte Sommer des Jahres 1775. Die damals zwischen Vater und Sohn herrschende Mißstimmung spricht sich deutlich in den Briefen Wolfgangs nach der Rückkehr aus der Schweiz an Merck aus; „Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken,“ heißt es hier einmal, nur an Geld fehlt's ihm und darum fragt er bei Merk an, ob er ihm nicht beistehen wolle, nur „zum ersten Stoß“. Der Mutter gelang es noch, vor der endlich erlaubten Abreise des Sohnes ein friedlich schönes Verhältnis wieder herzustellen. Zeugnis dessen sind die Worte Zimmermanns vom September an Frau Stein: Ah, si vous aviez vu que le grand homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable des fils; und ein Brief Goethes an Lavater vom Ende September 1775 führte uns mitten in diesen häuslichen Frieden:

„Zimmermann ist fort, und ich bin bis zehn im Bett liegen geblieben, um einen Catarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulicher discuriert, ich hab meinen Thee getrunken, und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden wie lang es währt."

Ein eigentümliches Mißgeschick verzögerte die Abfahrt Wolfgangs. Nachdem er überall Abschied genommen und den Tag der Abreise verkündet hatte, mußte er fast vierzehn Tage, vom 13. bis 29. Oktober, auf den weimarschen Wagen, der ihn abholen sollte, warten. Dadurch wurde er in die unangenehme Lage versetzt, sich zu Hause halten zu müssen, um den Anschein zu erwecken, als wenn er abgereist wäre. Nur in der Dunkelheit, in den Mantel gehüllt, wagte er an Lilis Fenster vorüberzuschleichen. Den Tag über arbeitete er zu des Vaters Freude wieder an etwas Großem, dem Egmont. „Der Vater hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Kavalier für ein Luftgespenst, welches er mir zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben."

Endlich schenkte der Sohn den Ermahnungen des Vaters Gehör, der Sache durch eine Reise nach Italien, zu der er ihm das Geld übergab, ein Ende zu machen, und reiste am Montag, dem 30. Oktober früh sechs Uhr, von seinem Burschen Seidel begleitet, ab.

In dem Reisetagebuch befindet sich von jenem Tage folgender Eintrag aus Eberstadt im Darmstädtischen, wo er des Vaters gedenkt und der Mutter zuruft:

„Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath: ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! . . . . . Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Frisch also, die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg und eh' es tagt und mein Nachbar Schuhflicker seine Werkstätte und Laden öffnet: fort. Adieu Mutter! Am Kornmarkt*) machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurechte, be-

*) Wo Lili wohnte.

grüßte die Nachbarsmagd in dem dämmrigen Regen. Es war so was ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, sagt ich, es war auch eine Zeit. — Wer Gedächtnis hat, sollte niemand beneiden. Lili, adieu! Lili zum zweiten Mal."

In Heidelberg folgte Wolfgang der Einladung der uns schon bekannten Ehestifterin, Fräulein Delph, die das Scheitern ihres Planes, der Verheiratung Goethes mit Lili, als vollendete Thatsache hinnahm und schon neue Heiratspläne für ihren jungen Freund schmiedete, die mit seiner Anstellung in kurfürstlichem Dienste verbunden werden sollten. Sie führte ihn in das Haus des Oberamtmanns von Wreden in Heidelberg, einer Familie, die auch mit Frau Rat in innigem Verkehr stand; denn unter den vier Adoptivtöchtern, die diese Anfang 1776 nennt, ist auch eine von Wreden. Eine der Töchter des Hauses hatte die Freundin Delph für Goethe ausersehen. „Eine frühere, noch nicht erloschene Liebe im Herzen," so äußerte sich Goethe später darüber, „erregte ich Anteil, ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja notwendig und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte." Die Vermutung, daß dieser Aufenthalt Goethes in Werthers Briefen aus der Schweiz dargestellt sei, und daß wir also in Eleonore Tudou, jenem Mädchen von „unglaublich angenehmer Gegenwart," die auf so schöne Weise ihre Liebe zu Werther verrät, jene Tochter Wredens zu suchen hätten, hat viel Ansprechendes.

Das Eintreffen des weimarischen Kuriers, die Aufklärung seiner Verspätung, machte alle Pläne der „Delphin politica" ein Ende. Goethe reiste nach Frankfurt zurück, wo er sich nur ganz kurze Zeit aufhielt. In Weimar traf er am 7. November 1775 früh fünf Uhr ein.

Die Mutter des großen Dichters.





Gem. v. May. Heliogr. v. E. Albert u. C°

J. W. v. GOETHE.





Mit Wolfgangs Weggang war die Lebenssonne der Frau Rat aus dem Hause gewichen; von nun an, besonders nachdem die Sorge um den kranken Gatten ihr genommen, war ihr Sinnen und Denken nach Weimar gerichtet. Das treue Mutterherz fühlte sich eins mit dem Sohne, seine Triumphe, seine Freunde und seine Gegner waren die ihren. Bescheiden und doch auch stolz auf den Sohn, ordnet sie die innersten Wünsche und die Hoffnung auf ein gemeinsames Leben seinem Ruhm und seiner Größe unter. Der Vater hat oft gescholten auf das Hofleben und auf Weimar; die Mutter verstand den Sohn, wenn er sich heraussehnte „aus dem unthätigen Leben zu Hause, wo er mit der größten Lust nichts thun konnte;“ wenn er glaubte, in der philiströsen und engherzigen Umgebung in Frankfurt zu Grunde gehen zu müssen.

Allerdings war Wolfgang ja nur zum Besuch in Weimar, aber Frau Aja ahnte schon, was dieser Besuch zu bedeuten hatte, während er von widerstreitenden Gefühlen bewegt, zuerst nur bleiben wollte, bis er Herders Berufung durchgesetzt hätte, dann die Frist auf ein paar Jahre festsetzte und schließlich durch die Liebe zu Frau von Stein und die Freundschaft des Herzogs sich für immer fesseln ließ. Und gewiß hatten die Verhältnisse in Weimar für ihn, den beneideten Günstling des Fürsten, vieles, was den Entschluß zu bleiben erschwerte. Als Karl August Goethe kennen lernte, war sein erster Gedanke, diesen Mann für immer an den Hof zu ziehen. Nicht nach dem Dichter verlangte er, nicht ahnte der Jüngling die staatsmännische Begabung Goethes, nein, er glaubte in dem Verfasser des Götz und des Werthers, den Mann gefunden zu haben, der ihm helfen würde, die verhaßten, konventionellen Fesseln der Etikette, die strenge Sitte des Hergebrachten zu durchbrechen und in das langweilige Hofleben Bewegung,

Freiheit und Leben zu bringen. Daß er sich schwer in ihm täuschen sollte, ahnte er freilich nicht; gerade dieser Mann sollte den tüchtigen Kern seiner Natur von den Schlacken der Leidenschaft reinigen und den Fürsten von einer frivolen Auffassung des Lebens emporheben zu der, die des tüchtigen Mannes allein würdig ist: „Dasein ist Pflicht.“ Aber der weise Erzieher schlug nicht den Weg ein, den zu gehen ein Klopstock in nicht geziemender Weise von ihm verlangte. Den Grundstein der Erziehung des eigenwilligen und eigenmächtigen Jünglings mußte das unbedingte Vertrauen bilden; und um dieses zu gewinnen, nahm Goethe mit der ganzen Genußfähigkeit seines Geistes und Körpers an den geräuschvollen Vergnügungen des Fürsten teil, nur suchte er ihnen durch die herrlichen Gaben seines Geistes einen edleren Inhalt zu geben und mit dem Beistande der Grazien das Unbändige allmählich zum Schönen zu veredeln. Daraus entstanden die Gerüchte von dem tollen Leben Karl Augusts und Goethes, die, von der auf Goethe neidischen Hofpartei ausposaunt und übertrieben, Goethe als den eigentlich Schuldigen anklagten. Auch zu Frau Aja drangen diese Verleumdungen. Ihr gesunder Sinn fand sofort den wahren, wenn auch versteckten Grund der böswilligen Angriffe: „Sie können nicht begreifen, wie man ohne von Adel zu sein, Verstand haben könne,“ äußerte sie sich über die neidischen Gegner in einem Briefe an Freund Krespel.

Als der Oberstallmeister von Stein, damals noch bei der Gegenpartei, nach Frankfurt ging, gab Wolfgang durch Johanna Fahlmer der Mutter Weisung, wie man ihn behandeln solle. Man solle ihn wohl empfangen, aber nicht „allzu entzückt“ über Weimar scheinen; was den Herzog und Goethes Verhältnis zu ihm beträfe, so solle man „drüber hingehn, überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen, als reden, das übrige überlasse er ihrer Klugheit.“ Das war ein Auftrag für Frau Aja, die kluge Vermittlerin. Es ist schade, daß uns kein Bericht über die Ausführung dieser Rolle enthalten ist.

Zwischen Vater und Sohn die begütigende Versöhnerin zu spielen, hatte sie auch nach der Entfernung Wolfgangs vollauf Gelegenheit. Ihre Herzensfreundin war damals die schon mehrmals erwähnte Vertraute Wolfgangs, Johanna Fahlmer. Ihr schreibt Goethe, was für die Mutter bestimmt war, oder er richtet die Briefe an beide zugleich. „Liebe Tante,“ so beginnt ein Brief vom 5. Januar 1776, „ich sollt an meine Mutter schreiben, darum schreib ich an Sie, daß Ihr zusammen meinen Brief genießt und verdaut.“

Beiden offenbart er seine üble Lage, als ihm das von Frankfurt mitgenommene Geld ausgegangen war. „Jetzt nun brauch ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen, Täntchen, überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl, ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 fl. zu geben, oder einen Teil davon. Mag das nicht gehn, so soll die Mutter Mercken schreiben, daß der mir's schickt." Frau Aja besorgte diesmal das Geld durch Merck. Der Vater an und für sich schon übel auf den Weimarer Aufenthalt zu sprechen, scheint bei seiner großen Sparsamkeit über die Geldforderungen des Sohnes in Zorn geraten zu sein, zumal auch noch unbezahlte Rechnungen des Sohnes an ihn gelangten. Nur so sind dessen Worte vom 6. März zu verstehen. „Jetzt bitt ich euch, beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten; nicht immer die Grillen zurechtlegen. Soviel ist's: Ich bleibe hier, hab ein schönes Logis gemietet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenkt." . . . . Welch schweren Stand Frau Rat in Geldangelegenheiten ihrem Manne gegenüber hatte, lassen die weiteren Worte Goethes uns erraten: „Die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun und sehn, was auf den Vater möglich ist, ohne sie zu plagen." So war es natürlich, daß sie, bevor der Gatte angegangen wurde, aus eignen Mitteln dem Sohne spendete. Denn bald darauf bittet er sie: „an ihre Kasse zu denken, ich habe sie rasend ausgeben gemacht;" ja er will ihr etwas schicken, „wenn sie in Verlegenheit wäre und vom Vater nichts erhalten könnte." Die Klagen verstummen, als der Herzog seinen Freund zum geheimen Legationsrat mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannte. Am 16. März ließ Karl August Goethes Eltern diese Ernennung mitteilen „unter der Voraussetzung, daß sie unfähig sein würden, die Einwilligung zu versagen."

Der Vater grollte noch etwas, daß seine Absichten und Pläne vereitelt würden, aber man merkt doch seinem Berichte über die Ernennung des Sohnes an Freund Schönborn den Vaterstolz und die Genugthuung an. Frau Rat aber jubilierte und teilte das große Ereignis, das ja die hohen Erwartungen der Mutter so schön in Erfüllung gehen ließ, bald Klingern und dem alten Freunde Goethes, Salzmann in Straßburg mit. Wolfgang selbst hoffte und wußte, daß die Eltern in Freund Merck einen vertrauenswürdigen Vertreter

des nun so weit entfernten Sohnes haben würden. Die wiederholten Bitten an ihn, „seine Alten nicht zu verlassen,“ zeigen, wie sehr ihn deren Einsamkeit beunruhigte. Wie natürlich machte die Ernennung des bürgerlichen Dichters zu hoher Stellung, die ja, wie man wußte, in Wirklichkeit noch viel mehr war, als sie besagte, überall großes Aufsehen. Die im Frühjahr 1776 erfolgte Berufung Herders nach Weimar ließ jene Vermutung zur Gewißheit werden, daß Goethe Weimar zum Sammelplatz der schönen Geister machen wollte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß die alten Freunde des Dichters, die Genossen von Sturm und Drang, sehnsüchtig nach Weimar blickten und einige kurzer Hand sich entschlossen, das Dorado der schönen Geister aufzusuchen, um ihr Glück zu machen. Die Gerüchte von dem tollen Leben des Herzogs und Goethes klangen verlockend und ließen freudiges Willkommen erwarten.

Lenz und Klinger; Kaufmann.

Es waren die jugendlichen Dichter Reinhold Lenz und Max Klinger, die alsbald in Weimar, als ihrer Versuchsstation, sich einfanden. Mit beiden müssen wir uns beschäftigen, da Frau Rat an ihren Schicksalen thätigen Anteil genommen hat. Reinhold Lenz, 1750 in Livland geboren, mit Goethe in Straßburg bekannt geworden, war einer der eifrigsten Genossen von Sturm und Drang, ein genialer Dichter, aber kein Charakter, haltlos, eitel, zur Intrigue geneigt. Zuerst schloß er sich mit innigster Freundschaft an Goethe an, er ahmte ihm im Leben und Dichten nach, so daß man ihn für einen zweiten Goethe, oder wie Karl August sagte, den Affen Goethes halten konnte. Im Sommer 1774 war Schlosser mit seiner Gattin in Straßburg. Hier verliebte sich der leicht entzündbare Dichter in Cornelia, ja er träumte sich in seiner Eitelkeit in eine erwiderte Liebe und erfand einen Liebesroman, aus dem sein Fragment „Die moralische Bekehrung eines Poeten“ entstand. Als Lenkerin des Herzens, als Werkzeug Gottes, als heiliger Schutzgeist wird hier Cornelia gepriesen und angebetet. Auf diese Tändeleien des eitlen Menschen einzugehen, fiel Cornelia natürlich nicht ein. Bei seinem Besuche im Mai 1775 nahm sie ihn wegen ihrer Krankheit nicht an und auch, als Wolfgang ihn in demselben Monat nach Emmendingen bei dem schon erwähnten Besuch der Schwester mitnahm, blieb er unbeachtet. „So, Cornelia, lieb ich dich. Ach du entferntest dich von mir, weil du mich deiner nicht wert fandst..... Ich bin ausgeschlossen.... Hast du denn nur einen

Segen? . . . . Stelle mich bei deinem Bruder, oder stelle mich zu deinen Gespielinnen — oder zu deinem Hunde, ich werde ihm wenigstens an Treue nicht nachgeben," so lautet eine Stelle des Romans.

Ende März 1776 begab sich Lenz von Straßburg nach Weimar. Durch den jungen Herzog glaubte er seine Ideen verwirklichen zu können. „Die Reise," schrieb er an Zimmermann, „wird für das Vaterland wichtiger sein als für mich." Er kam nach Darmstadt und wurde von hier aus von Merck nach Frankfurt begleitet. Der Empfang, den ihm Klinger und sein Freund Schleiermacher bereiteten, und den sonderbaren Aufzug der genialen Herren hat uns Agnes Klinger in einem Briefe an Kayser geschildert: „Klinger und Schleiermacher ritten ihm entgegen. Sie waren gleich gekleidet;



blaue Fräcks und gelbe Westen, weiße Hüte mit gelben Bändern; so ritten sie in der Stadt vor Lenzens Kutsche einher." Sie machten in Frankfurt großes Aufsehen; „jeder Kerl blieb stehen und gaffte sie an." Als Freund Goethes und Schlossers fand Lenz bei Frau Rat gastliche Aufnahme und freundschaftlichen Verkehr, er will sogar während des Frankfurter Aufenthalts gar nicht aus Goethes Hause herausgekommen sein. Lenz muß damals nur einen vorübergehenden Besuch in Weimar beabsichtigt, wahrscheinlich nur, bis er den Herzog für seine militärischen und wirtschaftlichen Pläne eingenommen hatte, oder wenigstens sich in diesem Sinne Frau Rat gegenüber ausgesprochen haben. Denn anders sind ihre Worte der Verwunderung Klinger gegenüber nicht zu verstehen, daß der Poet noch immer (Mai 1776)

wie angenagelt in Weimar wäre; Weimar müßte vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein.

Am 1. April traf Lenz in Weimar ein, aber nicht zur Freude Goethes; denn er konnte jetzt, da er gerade in Begriff stand, aus dem Stürmer und Dränger ein Hofmann zu werden, diese excentrisch-krankhafte Karikatur seiner selbst nicht brauchen, zumal er allein von der ihm feindlich gesinnten Hofpartei für Lenzens Thorheiten verantwortlich gemacht wurde.

Wie groß war nun aber die Ueberraschung, als sich im Juni desselben Jahres nicht ohne Wissen Lenzens auch noch der alte Freund Klinger in Weimar einfand, in keiner andern Absicht, als hier sein Glück zu machen. Goethe hatte seit seiner Ankunft in Weimar an Klinger, der in Gießen studierte, nicht mehr geschrieben. Nur in den Osterferien hatte Klinger durch Goethes „liebe Mutter," wie er sagt, manchmal etwas von Goethe gehört. Auch haben wir einen Brief von ihr vom 26. Mai 1776, den Klinger uns in einem Schreiben an Kayser überliefert hat.

Gestern schrieb mir Goethes liebe Mutter. . . . Hier ihre eigenen Worte!

„Der Doktor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen, Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben, und mir zum Durchlesen zugeschickt. Der Poet sitzt auch dort als wenn er angenagelt wäre, Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort sein, alles bleibt dort, nun wenns dem Völklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott. — Nun, lieber Freund, leben Sie wohl, so wohl sichs in Gießen leben läßt. Ich meine immer das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren, könnt ihr aus nichts etwas machen, so müßt es doch mit dem sey bey uns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Stadt zu machen wäre. Darinn habe ich zum wenigsten eine große Stärke, Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber in Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freilich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die lateinische Sprache. Grüßen Sie Schleiermacher von uns und sagen ihm, er würde künftige Messe Ihnen doch nicht allein hierher Reisen lassen, und dann versteht sich das andere von selbst, daß wir Ihn und Sie bei uns sehen, manch Stündchen vergnügt verschwatzen, allerlei schöne Geschichten erzählen" u. s. w. —

Gerade damals war Klingers Drama „Die Zwillinge“ günstig aufgenommen worden. Mit dem Examen wollte es nicht vorwärts gehen, aber wohl war schon wieder ein neues Drama in Vorbereitung. So beschloß er denn zu dem allmächtigen Freunde an den Hof der Dichter zu ziehen. Goethe brachte die unbequemen Gäste in einem Gasthause unter. Für sie im Weimarer Staatsdienst zu sorgen, war bei dem Mißtrauen, das man gegen ihn hegte, unmöglich. Beide benahmen sich in dem Tone der genialen Derbheit und der groben Natürlichkeit, wie es früher unter ihnen Sitte gewesen war; Goethe aber war jetzt Staatsmann, er hatte das Wesen und das Aeußere abgethan, worin die Freunde den eigentlichen Inhalt der von ihm begründeten litterarischen Richtung sahen.

Schon im Juli schreibt Wieland, wie sehr Goethe durch dieser Poeten Wesen gedrückt werde. Bald kam es zum Bruch. „Lenz ist,“ schreibt Goethe einige Wochen darauf an Merck, „unter uns wie ein krankes Kind . . . . . Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwärt sich aus und er wird sich herausschwären.“ Bald darauf verließ Klinger Weimar, von Goethe aufgegeben.

Eine häßliche Rolle spielte bei diesen Vorgängen der berüchtigte Kraft- und Genieapostel Kaufmann, ein Mann, den man heute ins Irrenhaus schicken würde, der aber damals als wahrer Vertreter der unverbildeten Menschheit von Lavater gepriesen, selbst Männern, wie Schlosser, Karl August und Goethe eine Zeit lang gewaltig imponierte. Indem er jede Bildung des Geistes und Herzens für eine Verletzung der Natur erklärte, trat er auf „mit mähnenartig flatterndem Haar, langem Bart, die Brust bis auf den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand.“ So durchreiste er die Welt, um unverbildete, kindliche Gemüter zu suchen: die wahre Karikatur der Ideen seiner Zeit. So erschien er auch 1776 vor Frau Rat, von Wieland angekündigt als ein „edler, starker und guter Mensch“. Daß Frau Elisabeth nicht gleich, so wenig wie ihr großer Sohn hinter das wahre Wesen des Betrügers kam, wird uns wohl nicht wundern; zum mindesten wagte sie sich nicht mit ihrer Meinung einem Lavater gegenüber, der Kaufmann wie einen zweiten Christus verehrte, hervor, man müßte denn gerade in den Worten an ihn: „Was macht Kaufmann und sein liebes Weib? Ich möchte ihn doch als Hausvater sehen; es muß ihm recht gut zu Gesicht stehen,“ eine feine Ironie zu Kaufmanns oft faunischen Auftreten Frauen gegenüber finden wollen.

Nach manchen Irrfahrten fand Klinger im Frühjahr 1778 ein Unterkommen bei Schlosser, dem Schwiegersohne der Frau Aja, die wie man vermutet, auch hierbei ihre Hand im Spiele gehabt hat.



Jakob Michael Reinhold Lenz.

Ein sonderbares Geschick wollte es, daß Klinger den in Weimar zurückgelassenen Freund Lenz hier wieder traf, freilich nur einen gebrochenen wahnsinnigen Mann. Nach den vielen Thorheiten, durch die er Goethe in Weimar kompromittierte, schrieb er Ende November auch noch ein Goethe

und andere beleidigendes Pasquill, was seine Verbannung aus Weimar zur Folge hatte. Der Obdachlose fuhr, von der Herzogin Luise mit Reisegeld versehen, am 1. Dezember fort, besuchte Frau Rat, der er nur Gutes von Weimar erzählte, erinnerte sich dann einer Einladung Schlossers und suchte Halt und Rettung bei seinem heiligen Schutzgeist Cornelia.

Dorthin sandte ihm Frau Rat einen Neujahrsgruß:

Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß
Und Eurem Klepper Pegasus
Die Krippe stets voll Futter.
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang
Der bleibt ein Narr sein Leben lang,
Sagt Dr. Martin Luther.

Weihnachten 1776 kommt er nach Emmendingen, wo ihm Cornelia Trösterin und Helferin wurde; im April ist der Ruhelose in Zürich. Der Tod Corneliens (8. Juni 1777) ruft ihn zu Schlosser zurück. In ergreifenden Worten klagt er an der Bahre:

Mein Schutzgeist ist dahin, die Gottheit, die mich führte
Am Rande jeglicher Gefahr,
Und wenn mein Herz erstorben war
Die Gottheit, die es wieder rührte.

Im November 1777 brach Lenzens Wahnsinn aus. Nach vergeblichen Heilversuchen brachte man ihn wieder zu Schlosser, dem er nun fast 1½ Jahre zur Last fiel. Hier traf ihn Klinger im Frühjahr 1778. Für einige Zeit gab Schlosser den kindisch gewordenen Mann zu einem Schuster, dann zu einem Förster, doch wurde er immer wieder zurückgebracht. Lenzens Vater, obgleich in hoher und einträglicher Stellung (1779 wurde er Generalsuperintendent von Livland) wollte den verlorenen Sohn nicht mehr unterstützen und antwortete auf Schlossers Brief gar nicht. So wandte sich Schlosser denn in der Bedrängnis an Frau Rat, die stets hilfbereite. Es ist ein schöner Charakterzug dieser Frau, daß sie die einmal auch ihre Freunde gewordenen Freunde des Sohnes, selbst wenn dieser sie fallen ließ, im Unglück nicht aufgab. Der Brief, den sie wegen des unglücklichen Lenz nach Weimar an Wieland schrieb, hat folgenden Wortlaut:

„Eben da ich meinen Brief zusiegeln wollte, erhalte ich inliegendes von Schlosser nebst einem Schreiben an mich. Was nun Verschiedenes in meinem Briefe an Lenz anbetrifft, und von ihm handelt, das im promemoria nicht steht, so will ichs hier beifügen: 1) ob die Weimarer gegen Neujahr

etwas geben wollen, 2) daß Lenz wöchentlich 3 Gulden, also das Jahr 156 Gulden kostet, doch daß darunter 3) keine Kleider begriffen sind.

Es ist unverantwortlich von Lenzens Vater, seinen Sohn so zu verlassen, und dessen Freunden mit moralischen Sprüchen und Chrien aufzuwarten. Auch ist es schlecht von Lenz, daß er lieber faullenzt und seinen Freunden beschwerlich wird, als daß er zu seinem Vater nach Hause ginge. Mit dem allen ist's aber doch ein armer Teufel, und es ist doch auch so eine Sache, ihn ganz zu verlassen. Merck und ich wollen herzlich gern auch etwas beitragen. In der Eile fällt mir nur Nachfolgendes ein; wißt ihr was Besseres, so thut, als hätte ich nichts gesagt. Die Woche drei Gulden, NB. schlechtes Geld, macht alle Vierteljahr oder alle dreizehn Wochen 39 Gulden. Rechnet, daß das in sechs Personen geteilt wird, trägt jeder alle Vierteljahr 2 fl. 10 Kreuzer, finden sich mehrere, versteht sich von selbst, daß es noch weniger macht. Wie gesagt, Merck und ich sind dabei. Ueberlegt und sagt mir Eure Meinung nur mit ein paar Zeilen, damit ich Schlossern Nachricht geben kann. Inliegenden Brief gebt dem Doktor und sagt ihm, daß er ehestens eine lange schöne freundliche Epistel von Frau Aja erhalten soll; bisher haben es gewisse Umstände verhindert."

Der Brief hatte seine Wirkung. Schlosser aber wurde den unheimlichen Gast erst Pfingsten 1779 los. Lenzens Bruder Karl, der in Jena studierte, holte ihn, von Anna Amalia auf Goethes Ansuchen mit sechzig Louisd'or Reisegeld versehen, ab. Unter vielen Entbehrungen und Nöten, da von Hause immer noch kein Geld erschien, kamen die Brüder in Riga an.

Die Samstagsmädels und Freund Krespel.

Es war eine uns schon bekannte Eigenschaft der Frau Rat, daß sie ihren Verkehr stets mit jüngeren Leuten suchte. Im eigenen Hause hatte sie ja immer auf Seite der Kinder gestanden und das Recht der Jugend vertreten. Nachdem auch Wolfgang sie verlassen hatte, suchte sie Ersatz im Umgange mit seinen Freunden und Freundinnen. Außer der Tante Fahlmer, mit der sie sich damals nach ihrer eigenen höchst gelungenen Schilderung täglich am Schachspiel ergötzte, waren es eine Reihe von jungen, lachlustigen, einfach natürlichen Mädchen, „ihren Samstagsmädels", die sie einmal in der Woche um sich versammelte. Dazu gehörten zwei Schwestern Clermondt, Verwandte der Brüder Jakobi, Minchen Starck, ihre Nichte, die zahlreichen Schwestern Gerock, soweit sie nicht bei Cornelia zu Besuch waren, und die Schwestern

Krespel, von Frau Rat als „herrliche Geschöpfe“ bezeichnet. Tante Fahlmer nahm natürlich auch an diesen Kränzchen teil und auch wohl öfter Maximiliane Brentano. Wie lustig es hier jeden Samstag zuging, erfahren wir aus einem Briefe der Frau Rat an ihren Freund Krespel: Rätsel wurden aufgegeben, Märchen erzählt, Spiele gespielt, wie das von Goethe besungene: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; kurzum es gab immer einen „Hauptspaß und groß Gaudium“; daß es auch an Leckereien nicht fehlte, dafür sorgte natürlich Frau Rat, die wohl wußte, womit sie die Leckermäuler erfreuen konnte. Alles, was Wichtiges in der Woche geschehen war, wird hier besprochen. Hier ist der rechte Ort, wo Frau Rat sich ergehen kann in der Schilderung des herrlichen Sohnes und seiner Thaten. Auch wird alles gezeigt, was Gutes von den hohen Herrschaften aus Weimar für die liebe Frau Aja eintrifft. Als nun gar die herrliche Dose von der Herzogin mit ihrem Bilde ankommt, da kann Frau Aja es nicht erwarten, das Geschenk ihren Freundinnen zu zeigen: „Morgen, Gott lob! schon morgen ist Samstag. Was soll das für ein Festtag sein.“ Und nicht bloß gelacht und geschwatzt wird in diesem Kränzchen, nein, Frau Rat liest auch vor, was der treue Diener Philipp Seidel aus Weimar von den Werken des Sohnes und seiner Freunde, oder was diese selbst geschickt haben. Auch Musik wird getrieben und sogar eine neue Oper mit Noten und Anmerkungen verbessert und vermehrt. Von den Freunden Goethes nahm Krespel an diesem Kränzchen teil; die hohe Stellung, die ihm Frau Aja, seine zweite Mutter, in ihrer Wertschätzung einräumte, gab ihm dazu das Anrecht. Er war schon während Goethes Schweizerreise und so auch später der Vertraute der Maxe und ihrer Mutter geworden. „Meine Seele segnet Sie,“ schreibt Sophie von La Roche aus der Mitte des Jahres 1775 an ihn, „für das, was Sie edelmütig mitleidend für meine gute, gute arme Maxe thun.“ Der Gatte Brentano war natürlich über Krespels Thätigkeit anderer Ansicht. In die Leiden der Frau Maxe und zugleich in die nahen Beziehungen Krespels zur Familie Goethe lassen uns Briefe der Frau Rat an Krespel, aus denen hier Auszüge folgen mögen, zum Teil in höchst ergötzlicher Weise blicken.

Die Briefe sind nach Regensburg gerichtet, wo sich Krespel als Archivarius und Hofrat seit November 1776 in freilich unbehaglicher Stellung befand:

„Lieber Sohn! Einen mächtigen großen Lobstrich soll ich Euch im Nahmen des Papas schreiben, wegen der geschwinden Bestellung des Briefs . . . .

Ich weiß, Ihr nehmt die viele Mühe so Euch das Ding macht, nicht übel, Ihr solt auch davor am runden Tisch sitzen und über Euer Haupt soll ein ganzes Füllhorn vom guten ausgeschüttet werden. . . . .

Eure Grüße an die Maxe, Tante, Gerocks habe wohl ausgerichtet, Sie haben Euch alle samt und sonders lieb und werth und wünscheten, daß Ihr wieder da wäret. Nur vor einem gewissen Peter (Brentano) ist Eure Abwesenheit ein groß Labsal, es ist überhaupt ein wunderlicher Heiliger, bis die arme Maxe ins neue Haus kommt, wird's vermutlich noch manchen Tanz absetzen. . . .

Fasset also Eure Seele in Geduld, machtet daß Ihr Euer Geschäft bald in Ordnung bringt, als dann fliegt zu uns. Mit aller freundschafftlichen Wärme solt Ihr empfangen werden, darauf verlaßt Euch . . . . .

Alle Samstage reden wir von Bruder Krespel und bedauern, daß Ihr uns nicht lachen helft. Wir haben jetzt ein Steckenpferd, welches uns ein groß Gaudium macht, das ist die neue Deutsche Opera von Herrn Professor Klein in Mannheim, Günther von Schwarzburg. Sie ist von der löblichen Samstagsgesellschaft mit Noten, Anmerkungen, ja sogar mit Handzeichnungen verbessert und vermehrt worden. Ferner hat uns Philipp (Goethes Schreiber Seidel) ein Verzeichnis von den Weimarer Carnevals-Lustbarkeiten zugeschickt, worunter eine Tragödie mit vorkommt, welche den Titel führt: Leben und Thaten, Tod und Elysium der weiland berühmten Königin Dido von Carthago. Eine noch nie gesehene Tragedie in 31 Aufzügen. So ein Spektakel ist's unter dem Mond weder gesehen noch gehört worden. Unter andern ist Hanswurst Carthagischer Burgemeister und Nebenbuhler des Aeneas . . . . . Mit einem Wort, das Ding muß man lesen, wenn der Unterleib verstopft ist und vor die Kur bin ich Bürge."

Als Krespel seine Rückkehr meldet, schreibt sie voller Freude:

„Lieber Sohn! nun die sechs oder acht Wochen werden sich also noch erleben lassen, was wird das vor ein Gaudium sein!!!!! . . . .

Schwärmer, Raketen, Feuer-Räder wollen wir unter die Kerls werfen, die Kleider sollen ihnen zum wenigsten verbrennt werden, wenn sie auch schon die Haut zu schonen davon lauffen. Daß er keinen Brief an die Maxe geschrieben, daran hat er sehr weislich gethan; was ich von ihr weiß, ist folgendes: Ihre große Jugend und leichter Sinn hilft ihr freilich schwere Lasten tragen. Peter ist immer noch Peter, seine Standeserhöhung ist auf der einen Seite von Mama la Roche ein guter Einfall gewesen, denn da

er sich erstaunlich viel darauf einbildet, und es doch niemand als seinen Schwiegereltern zu verdanken hat, so hat das einen großen Einfluß auf seine Frau. Auf der andern Ecke aber hat das Ding viele seine verteuffelten Mucken. Sein Haus will er (weil die La Roche ihm in Kopf gehengt hat, der Churfürst würde bei ihm einkehren) unterst zu oberst wenden, als Resident muß er einen Bedienten hinter sich hergehen haben, das viele zu Fuße gehen, sagt er, schicke sich auch vor die Maxe nicht mehr. Nun denkt Euch bey dieser angenommenen Größe den Peter, der jetzt fürchterliche Ausgaben und sich zu einem vornehmen Mann wie der Esel zum Lautenschläger schickt. —

Soviel rath ich Euch, ihn nicht anders als Herr Resident zu Tituliren. Neulich war er beim Papa, der im Discurs Herr . . . . sagte. Wissen Sie nicht, daß ich Churfürstlich Thurnscher Resident bin? Ha Ha Ha, darnach könnt ihr Euch also richten und vor Schimpf und Schande hüten. Wieviel nun die gute Maxe bei der Historie gewonnen oder verloren hat, weiß ich nicht. Eure Schwestern sind herrliche Geschöpfe, Tante und ich haben sie recht lieb. Ich vor mein Teil weiß doch keine größre Glückseligkeit als mit guten Menschen umzugehen. Kommt also bald wieder und helft die Zahl der braven Leute vermehren, mit offnen Armen solt Ihr empfangen werden. Der Papa, und die Samstags-Gesellschaft grüßt Euch von Herzen und von mir seyd versichert, daß ich bin meines lieben Sohn wahre Freundinn und treue Mutter C. E. Goethe.

N. S. Vor die Nachricht, daß ich die Briefe an Euch nicht frankiren soll, dank. Die Galgenvögel auf der Post haben mich ausgelacht, daß ich es bisher gethan habe.

Nur ein Wort von Peter — kein Mensch kann begreifen, warum er nicht ins neue Haus zieht, bauen thut er auch nicht, da doch jetzt die schönste Zeit dazu wird, die Maxe darf nicht davon reden, sonst ergrimmt er im Geist, es ist ihr himmelangst, daß das bischen Verstand so noch in seinem Hirn wohnt, nicht auf einmahl mit Extrapost in Mond reiste.

Der Bruder in Weimar ist Gott sei Dank gesund, baut, pflanzt, gräbt in seinem Garten, auf Pfingsten können wir gute neue Mähr hören."

Schon im Mai des nächsten Jahres war Krespel wieder in Frankfurt, er verheiratete sich dort und lebte mit Frau Rat noch viele Jahre in ungetrübter Freundschaft, als deren äußeres Zeichen wir ihre Patenschaft bei seinem ältesten Sohne ansehen können.

Corneliens Tod.

Wir hatten das Schlossersche Ehepaar verlassen, als es im November 1773 bald nach der Hochzeit, nach Karlsruhe aufbrach. Die ersten Briefe der jungen Frau zeugen von Glück und Zufriedenheit. „Alle meine Hoffnungen," schreibt Cornelia an die ebenfalls jungverheiratete Caroline Herder, „alle meine Hoffnungen, alle meine Wünsche sind nicht nur erfüllt, sondern weit — weit übertroffen." Die Förderin des Götz von Berlichingen verrät der Zusatz „Wen Gott lieb hat, dem geb er so einen Mann."

Nur die Klage um die Entfernung vom Bruder, der sie in den Worten Ausdruck giebt, „wir waren in allem Betracht mit einander verschwistert und seine Entfernung fühle ich am stärksten" und der Wunsch, eine Mutter wieder zu finden, bringt einen Ton der Wehmut in den Brief. Aber das Glück der Ehe war nur scheinbar. Aeußere und innere Verhältnisse und Gegensätze untergruben den Frieden trotz der großen Liebe Schlossers, trotz der Vorsätze Corneliens, ihre Pflicht zu erfüllen — „da sie mit wahrer Engelsgeduld die Lasten des Lebens dem Gatten tragen half."

Erstlich waren die äußeren Verhältnisse durchaus nicht glänzend, da Schlossers Gehalt gering war. „Wir könnten," meldete er dem treuen Freunde Lavater, „ja wohl auskommen, aber meine Frau ist auf einem besonderen Fuße erzogen worden. Sie beklagt's und hilft soviel sie kann." Dazu kam ihre zarte körperliche Konstitution, die allerdings im schroffstem Gegensatze zu Schlossers derber Natur stand. „Jeder Wind", klagt er demselben Freund, „jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube und vor Keller und Küche fürchtet sie sich noch zuviel."

Seit der Geburt der ältesten Tochter Maria Anna Luise im Oktober 1774 war sie fast zwei Jahre hindurch ans Bett gefesselt gewesen; erst der Arzt Zimmermann, „ihr guter Genius", verschaffte ihr Linderung und Besserung. Mehr noch als diese äußeren und körperlichen Mißstände drückten seelische Leiden die unglückliche Frau. „Sie gehörte," so sprach sich einmal Goethe zu Eckermann aus, „zu den Frauen, denen der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, widerwärtig ist." Sie hatte trotzdem einen ungeliebten Gatten geheiratet, um ihren Beruf zu erfüllen; aber sie hatte sich zuviel zugemutet. Die Worte Schlossers an Lavater vom 13. Februar 1774: „Ich finde auf der Welt nichts, was mich liebt, wie ich wollte; Menschen können es nicht, sonst würde es meine Frau; aber auf der Welt ist das nicht,"

lassen uns hinter die Coulissen sehen. Die Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit von Emmendingen, wohin Schlosser bald nach seiner Verheiratung versetzt worden war, dazu die geschilderten Leiden, ließen jenen Charakterzug Corneliens, der ihr und den Ihrigen schon in Frankfurt das Leben verbittert hatte, noch stärker hervortreten: Den Unmut und die Unzufriedenheit mit sich selbst und ihrer Umgebung, die pessimistische Anschauung von allen Dingen. Daraus erwuchs ihr eigentliches Unglück, vor dem niemand sie bewahren konnte, auch der Bruder nicht, der seiner geliebten Freundin Frau von Stein einen Brief Corneliens im Mai 1776 mit den Worten übersandte: „Sie fühlen, wie er mir das Herz zerreißt. Ich hab schon ein Paar von ihr unterschlagen, um sie nicht zu quälen. . . . . . Ich bitte Sie flehentlich, nehmen Sie sich ihrer an;" und Gustchen gegenüber den Wunsch ausspricht: „O daß ihr verbunden wärt! — daß in ihrer Einsamkeit ein Lichtstrahl von dir auf sie hinleuchtete!" —

Am 10ten Mai 1777 wurde Cornelia von einem Mädchen entbunden. Leider mußte Schlosser die Vaterfreude mit dem Tode der Gattin bezahlen. Cornelia starb am 8. Juni 1777. Am 13. erhielt die Mutter die Nachricht. Kurze Zeit vor der Ankunft der Nachricht hatte sie an Lavater geschrieben, ahnungsvoll, daß die Schlossern krank, vielleicht gefährlich krank wäre, da so lange Zeit alle Nachrichten ausgeblieben waren. Bald darauf erhielt sie von Lavater, der durch den Gatten sofort benachrichtigt worden war, ein Beileidschreiben. Ihre Antwort, einige Tage später geschrieben, zeigt, daß sie den Schmerz mit dem Mittel zu bekämpfen suchte, das sie noch nie im Stich gelassen hatte, mit den Tröstungen der Religion; es ist ein bewundernswürdiger, man möchte sagen, beneidenswerter Glaube, der sich in diesem Briefe ausspricht. Eine Stelle mag Zeuge davon sein:

„Ohne den felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zählt, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft noch schlummert, der nicht verreist ist — der den Gedanken meines Herzens kennt ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nöthig habe mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas unmöglich auszuhalten."

Am 16. Juni erhielt Goethe die Todesnachricht aus Emmendingen.

„Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler zerrissener Tag", steht an diesem Tage in seinem Tagebuch; „Leiden und Träumen", an den beiden nächsten Tagen. Außer der Mutter hatte ihm niemand näher gestanden.

Aeußerungen in späteren Jahren zeigen uns die Größe seines Schmerzes. Aber wie es bei großem Schmerze seine Art war; er vergrub den Kummer in sich.

Nur wenige Worte schrieb er an die Mutter mit der Aufforderung: „Sorge Sie für des Vaters Gesundheit, wir sind nun einmal so beisammen. Grüße Sie den armen Schlosser auch von mir." Grade zu der Zeit, als ihn die Liebe zu Frau von Stein beseligte und beglückte, traf ihn die Todesnachricht. Dieser doppelten Stimmung gab er in den herrlichen, an Gustchen gesandten Versen Ausdruck:

Alles geben die Götter, die unendlichen
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Die nachhaltige Größe des Schmerzes zeigte sich bei der schon im November desselben Jahres erfolgenden Wiederverlobung Schlossers. Eine der jungen Mädchen aus dem Gerockschen Hause hatte zuerst die Wirtschaft in Emmendingen geführt; aber die einsame Lage der Wohnung, die Erziehung und Pflege der beiden von Cornelia hinterlassenen Töchter, von denen Julia erst wenige Wochen alt war, verlangten Ersatz für die fehlende Mutter. Schlosser traf eine Wahl, die für Frau Rat die angenehmste und erfreulichste war: ihre liebste Freundin und Tochter, von der sie einst Lavater geschrieben hatte: „Von meinem Geschlecht habe ich nur eine Fahlmern, die mich versteht," — die vertraute Freundin des Sohnes und der verstorbenen Tochter, Tante Fahlmer hatte sich Schlosser ausersehen. Das vorläufige gegenseitige Versprechen erfolgte schon im November. Wenn auch der Schmerz der Frau Rat sich erneuerte, das Gefühl der Freude, daß die einzige, die ihr die Tochter, den Enkeln die Mutter ersetzen konnte, sie nun auch wirklich ersetzen sollte, blieb vorherrschend. Aber sie verstand den Sohn, der ihr auf die Nachricht antwortete: „Sagen kann ich über die seltsame Nachricht Ihres Briefs gar nichts. . . . Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde . . . . Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel, Teilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt, von dem um mich jezzo zu sagen:

Das ist meine Mutter und meine Geschwister ꝛc. Was Euch betrifft, so segnet Gott, denn ihr werdet auf's neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebessert.“ Sie verstand es auch, daß er der Aufforderung ihres Bruders, des Dr. Textor, nicht Gehör gab, zu der auf den 27. September 1778 festgesetzten Hochzeit Schlossers und Johannas ein Gedicht zu senden. An demselben Tage, da er obigen Brief an seine Mutter sandte, schickte er auch an Johanna, die ihm ihre Verlobung selbst mitgeteilt hatte, seine Glückwünsche:

„Daß Du meine Schwester seyn kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bey Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so warm, wie's mich hält und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat.“ . . . .

Nach Frauenart stand Johanna von nun an ganz auf der Seite Schlossers, der als Mensch und Schriftsteller Goethen immer unsympathisch war. „Ich verehre und liebe Schlosser, aber er hat mir etwas Unverträgliches, weswegen ich mich vor ihm scheue,“ so spricht er sich einmal über den Schwager aus.

Bald erkaltete darum auch das Verhältnis zwischen Goethe und Johanna; sie haben sich nie wiedergesehen. Aber Frau Rat und Johanna blieben sich treu bis zum Tode. Die Sorge und Liebe für Corneliens und Johannas eigene, von der Großmutter nicht weniger geliebte Kinder bildete ein neues unzerreißbares Band der beiden wackeren Frauen.

Weimarer Freunde.

Der Tod Corneliens ließ Frau Aja sich noch fester an den Sohn in Weimar schließen. Durch den Umstand, daß der Rat Goethe bald darauf schwer krank und unzurechnungsfähig wurde, wuchs in ihr das Gefühl der Vereinsamung. Der directe Briefwechsel mit ihrem Sohne genügte ihr nun nicht mehr. Die ersten beiden Jahre hatte sie noch viel durch seine Briefe an die Fahlmer erfahren; nun hörte auch diese Quelle auf zu fließen. Darum gewann Frau Aja, um von dem Leben des Sohnes, seinem Wohlergehen aufs genaueste unterrichtet zu werden, zum Korrespondenten und Vermittler aller Aufträge, die ihr für das leibliche Wohl des Sohnes nötig erschienen, den ihr als treu und geschickt bekannten Schreiber Goethes, Philipp Seidel, den sie ihm aus Frankfurt nach Weimar mitgegeben hatte.

Der kluge Bursche Philipp war durch Rat Textor ins Goethische Haus gekommen. Da er große Geschicklichkeit im Schreiben zeigte, wurde er bald dem jungen Herrn überlassen; er schrieb dessen Werke ins Reine, führte sein Ausgabebuch und ward in Weimar sein unentbehrliches Faktotum. Er verstand es bald seines Herrn Handschrift so getreu nachzuahmen, daß man sie schwer unterscheiden konnte, wurde allmählich mehr Vertrauter als Diener und konnte so zum Modell für Egmonts Sekretär Richard werden. Frau Rat hatte an dem Burschen schon in Frankfurt Gefallen gefunden, weil er Verständnis für die Dichtungen ihres Sohnes zeigte.

„Ich weiß noch gar zu gut," schreibt sie ihm einmal, „wie Ihr am runden Tisch den Götz von Berlichingen abschriebet und wie Ihr das Lachen verbeißen wolltet, da der junge Offizier nichts bei der Sache zu danken fand." — Frau Rat meint den Ritter im dritten Akt, dem Götz zwei Rippen entzweibrach. — „Ich freute mich damals schon über Euch, daß Ihr das alles so fühlen konntet." „Meine Liebe," so fährt sie dann weiter fort, „und das Vertrauen zu Euch hat nur immer zugenommen, weil ich mich nicht betrogen und Ihr täglich braver worden seid."

Daher glaubt sie in ihm den rechten Mann gefunden zu haben, der mit seinem praktischen Sinn dem idealen Dichter die kleinen Sorgen des Lebens abnähme und durch den sie alles über den Sohn erfahren könne, ohne den vielbeschäftigten Staatsmann und Dichter selbst durch Fragen zu quälen. Deshalb erhält er den Auftrag: „Die Reise von Eurem Herrn mag gehen, wohin sie will, so werdet Ihr uns doch als im Vertrauen sagen, wo Er ist, denn man kann nicht wissen, was alles vorfällt, daß doch ein Brief zu Euch gelangen kann." Durch ihn erfährt sie, mit welchen Delikatessen sie den Sohn oder den Herzog erfreuen könne; ihm schreibt sie, „von neuen Strümpfen, alle von einer Hand gestrickt, die dem Herrn Doktor sehr wohl behagen werden," und ähnlichen Dingen, die eine Mutter für wichtig hält, und mit denen sie doch den Sohn nicht belästigen wollte. Denn Philipp war Haushalter und Kassierer, und hatte die Dienerschaft unter sich. Auch Aufträge an Wieland und Kranz, an die Herzogin mußte er ausrichten; ja sie überträgt ihm sogar die Bewerbung eines Schulmeisters um eine Weimarer Stelle, der sie um „ihr Vorwort" bei ihrem Sohne gebeten hat, bei seinem Herrn zu vertreten. Daß Frau Rat sich an den richtigen Mann gewandt und den rechten für ihren Sohn ausgesucht hatte, zeigen besonders die Briefe Goethes an ihn während der italienischen Reise, die fast im Tone

des wohlwollenden Gönners, ja Freundes geschrieben sind, der sogar Meinungen und Ratschläge des Schreibers über seine Dichtungen annimmt oder berichtigt.

Seidels Berichte waren besonders in der Zeit für Frau Rat von Bedeutung, als sie von den Weimarer Freunden Goethes noch fast niemand persönlich kannte. Aber nicht lange sollte es dauern und Frau Rat war in Weimar fast so bekannt, wie zu Hause. Das Wort, das sie einmal spöttelnd über die durch Deutschland reisende, auch sie besuchende Frau von der Recke ausgesprochen hat: „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf;" paßt auch schon für diese Zeit. Denn es geschah ein förmliches Wallfahren von Weimar nach Frankfurt; ja es giebt wohl keinen der Freunde und Gönner des Dichters, der nicht Frau Rat in Frankfurt besucht hätte. Die Ursache war die begeisterte, verehrungsvolle Schilderung des Sohnes von ihr, der auch ihre Briefe zeigte, um „von dem Leben, das in ihnen war, einen Begriff zu geben." Am allermeisten Eindruck machte diese Schilderung auf den Mann, der nach kurzem Groll über die bekannte Satire „Götter, Helden und Wieland" der herrlichen Lichtgestalt Goethes fast anbetend gegenüberstand, auf Wieland; sein schönes und edles Benehmen gewann ihm sofort das Herz der Mutter für immer. Zimmermann konnte seiner Freundin keine größere Freude bereiten, als daß er ihr ein Zeugnis dieser schönen Gesinnung seines Freundes schickte, einen Brief Wielands an ihn, vom 8. Januar 1776, in dem es unter anderem heißt:

„Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Goethe, Lavater, Herder, warum sollten sie nicht auch meine Freunde sein? seit ich dieses Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen. Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm, er ist in allem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen das Gott geschaffen hat. Das sage ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit ebenso innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möchte ich es der ganzen Welt sagen können. Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen, schönen, gefühlvollen, reinen Mensch-

lichkeit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an."

Die Antwort der freudig erregten Mutter enthält eins der wenigen Urteile von ihr über den Charakter des Sohnes:

„Das Zeugnis von Wielands Liebe gegen meinen Sohn . . . freute mich herzlich; das ist nun einmal das glückliche Loos von Doktor Wolff, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt, das ist nun freilich ganz natürlich, er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht wo er hin kommt Freude zu verbreiten, man sieht in der Nähe nur den Menschenfreund, und vergißt gerne den Satirenschreiber."

Schon vom Ende des Jahres 1776 besitzen wir einen Brief Wielands an Frau Rat, dessen Anfang gleich beweist, daß beide bereits längere Zeit im Briefverkehr standen: Er schickt ihr regelmäßig seine neuesten Erzeugnisse, er giebt viel auf ihr Urteil und nennt sich ihren Sohn; ja er macht sogar von ihrer Ansicht die Aufnahme eines Klingerschen Manuskripts: „Der neue Orpheus" in seinen Merkur abhängig. Die Briefe der Frau Rat haben ihm eine so große Vorstellung von ihr gegeben, daß er sie zu besuchen beschließt. „Ich muß Goethes Mutter sehen, da hilft nichts für" schreibt er an Merck im Mai 1777. Wie freut er sich, als er seine Ankunft anmelden kann. „Ich muß nach Mannheim und Schweizers Rosamunde (Wielands Rosamunde, komponiert von Schweizer) hören. Das beste aber davon ist, daß es mir Gelegenheit giebt, Ihnen zu Frankfurt und unserm Merck zu Darmstadt einen Besuch zu machen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ich mich darauf freue." . . . . Goethe ist und bleibt halt doch mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden. Und wer sollte nun den Vater und die Mutter eines solchen Mannes nicht persönlich kennen wollen?"

Am 1. Dezember kann er den Tag der Ankunft angeben und zugleich einen zweiten Gast anmelden, „einen großen, hübschen, wackern, jungen Kerl, Namens Kranz, der ein junger angehender Virtuose bey unserer Kapelle ist . . . . er soll Ihnen Solos, und wenn Sie wollen Trios, Quadros und Konzerte auf seiner Braatsche geben, die Ihnen in Ohr und Herz wohl thun sollen." Darauf folgt Frau Ajas nochmalige Versicherung freundlicher Aufnahme und Wielands Bitte, sich die häusliche Ordnung in keinem Punkte stören zu lassen: „Die größte Ehre, die Sie mir erweisen können, ist, mich wie einen Sohn zu behandeln."

Am 17. Dezember 1777 trafen Wieland, Kranz und Merck bei Goethes Eltern ein.

Selige Tage verlebten sie hier in der Casa santa, wie der begeisterte Wieland damals das Goethische Heim nannte. Die Samstagsmädel, Maxe Brentano, Tante Fahlmer und alle Freunde des Hauses wurden zu Ehren der Gäste eingeladen. Noch nach einem Jahre, da Merck wieder in der Casa santa am runden Tisch saß, rekapitulierte er mit Frau Aja alles, „was damals in dieser Stube allen begegnete."

Am 23. Dezember nahm Wieland dankbar gerührt von Mannheim aus noch einmal Abschied: „Ade lieber Papa, liebe Mutter Aja! Der Himmel vergelte Ihnen die seligen Tage, die ich mit und bei und durch Euch gelebt habe! Kranz beugt seine Kniee. Der gute Mensch weinte wie ein Kind, da wir aus Frankfurt hinaus und wieder im Freien waren, und sagte von Zeit zu Zeit wunderbare Dinge im Sturm und Drang seines Herzens." Welches Inhalts diese Worte gewesen sind, erfahren wir aus dem begeisterten Schreiben, das Kranz selbst nach seiner Rückkehr aus Weimar an Frau Rat richtete. Niemals ist die Frieden und Glück atmende Häuslichkeit Frau Ajas wahrer, begeisterter und ergreifender geschildert, als in dem Briefe dieses einfachen, tief fühlenden Mannes.

„Liebe Frau Räthin! Erlauben Sie immer einmal, daß ich an Ihnen schreiben darf: es geschieht nicht aus Prahlerei, nicht daß ich sagen wollte: „Hört, Ihr Leute! ich schreibe an die Fr. R. G.!" Nein gewiß nicht, sondern bloß um mir Luft zu machen, denn noch will in Weimar mir weder Luft noch Menschen behagen. Ganz natürlich, denn erstlich war ich so glücklich mit Wieland ganze sechs Wochen zu existiren, und dann die Tage bei Ihnen zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anstand die glücklichsten meines Lebens. Wie mir an Ihrem runden Tische zu Muthe war, kann ich ohnmöglich beschreiben. . . . . Nächst den lieben Eltern Goethes, Wieland und Merck — welche Reinheit der Seelen! O wie lieb ist mir seitdem die Menschheit worden. Noch nie habe ich mich meines Daseins so sehr gefreut. Ich war so selig, daß ich ganz vergaß, wo und was ich war. Sie müssen es auch oft an mir wahrgenommen haben — wie könnte Ihnen so etwas entgangen sein! — ich saß da und lachte oft bis zur Unanständigkeit, so wie mich denn auch hinwiederum viele Gespräche sehr ernsthaft, nachdenkend und beinah zum Weinen gebracht haben. Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung! Mir war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel auf-

geschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sahe einen Abstand von Ihnen allesammt gegen die übrigen Menschen. Meine Seele seufzte, nicht nachkommen zu können. Der Herr Rath war immer stille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruche kam, sagte aber doch einige Mal: „O, das ist gut! O, das ist gar gut!“ Sie saßen mir gegenüber als die Großmächtigste. So viel Sie auch in dem Gespräch interessirt sein mochten, so entschlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorging. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf Herrn Rath und — immer wieder fortgesprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was vergessen haben, Schwups! — kriegte die einen Hieb und immer wieder fortgesprochen — ich saß dann immer wieder da und sog nur ein. Der Kriegs-Rath Merck ist doch ein göttlicher Mann! Alles, was er sagt, ist so rein wie Gold . . . Unser Abschied war mir so empfindlich, als merkwürdig. Der Herr Rath gab uns seinen Segen mit wärmster und wahrer Liebe. An Ihnen bemerkte ich mir ganz etwas Unbekanntes. Sie gaben mir auf eine herzliche Art die Hand und drückten die meine freundschaftlich. Ihre natürliche Munter- und Lebhaftigkeit verließ Sie nicht, Sie lächelten und doch rollten Thränen über Ihre Wangen. Von Merck habe ich mich losgewunden, er umfaßte mich, drückte mich an seine Brust und küßte mich herzlich. Dies fuhr mir durch alle Adern. Empfehlen Sie mich doch dem lieben Herrn Rath aufs Beste. Ein Orden oder Gnadenzeichen kann nicht so hoch, als die Gedächtnis-Münze, welche er mir geschenkt, von mir verehrt werden. O casa, o casa santa! —

Von dem neuen Stücke, welches Ihr lieber Doktor und unser Geh. L. Rath Goethe am 30. Januar und hernach am 10. Februar hier aufgeführt, würde ich Ihnen viel schreiben, wenn nicht der glückliche Ph. (Philipp Seidel) Ihr Korrespondent wäre. Doch Eins muß ich wegen der großen Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andrason kömmt vom Orakel; ihn empfangen nebst seiner Schwester vier feurige Mädchen, freuen sich herzlich ihn wieder zu haben, fragen ihn, was er vor eine Antwort mitbringe, wie es dort aussähe rc. Er fängt an zu erzählen, aber vor allem Fragen der neugierigen Mädchen kann er in seiner Erzählung nicht fort kommen; endlich kömmt er auf den Ausspruch des Orakels. Andr. „Wenn wird ein greiflich Gespenst“ rc. (folgt eine Scene aus dem I. Akt des Triumphs der Empfindsamkeit). O wenn Sie ihn nur da hätten sehen

sollen! Augen, Gebärden, Ton, Gesticulation, Alles in Allem, sage ich Ihnen. Ich war garnicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von Casa santa." . . . . .

Welchen Eindruck Frau Rat selbst von Wieland gewann, zeigen ihre Worte an Lavater: „Diesen Winter haben wir nun auch Freund Wieland kennen lernen. Wer diesen Mann sieht und ihn nicht lieb kriegt, über den sage ich mein Urteil einmal nicht. Er war nebst Freund Merck acht Tage bei uns. O was war das wieder einmahl für eine herrliche Zeit." Und launig schildert sie der Freundin Großmann die Tage des Besuchs.

„Liebe Freundin!"

Das Vertrauen so Sie zu mir haben, freut mich ungemein, ich würde es Ihnen in einer langen Epistel noch deutlicher vorlegen, wann nicht mein Haus von oben bis unten mit schönen Geistern vollgepfropft wäre. Wielandt ist schon einige Tage da, auch Freund Merck. Herr Doctor Wagner wird's Ihnen sagen, daß von Morgens bis in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gevatterin, da Sie selbst einen Poeten zum Mann haben, und also aus Erfahrung wissen, daß die Gattung Menschen in einem Tage mehr Unfug anrichtet, als wir andern arme Erdenwürmer in einem Jahr; so können Sie sich leicht meine dermalige häusliche Unordnung und Verwirrung vorstellen. Dieses schreibe ich Ihnen früh Morgens um 6 Uhr, da alles noch im tiefsten Schlafe begraben liegt."

Als ein Jahr später Merck in der casa santa einen an Wieland gerichteten Brief zurückließ, schrieb Frau Rat auf die Rückseite scherzhaft die Worte:

„Lieber Sohn! Merck war drei Tage bei uns, da er fort ist suche ich im Zimmer nach, räume auf, wie das bei Poeten ein sehr nötiges Werk ist, wie Ihr aus vorhergehendem Brief zu genüge ersehen könnt. Denn der arme Brief hätte gewiß gelegen und wär niemals an Ort und Stelle gekommen, hätte Frau Aja weniger Einsicht in der Poeten Wesen. Aber die ist Gott sei dank noch nicht aus der Uebung obgleich Herr Wolfgang Goethe schon drei Jahr ihr Haus nicht mehr erfreut, sondern sein Licht in Weimar leuchten läßt."

Wielands und Kranzens begeisterte mündliche Berichte, von denen wir uns nach dem Ton jener Briefe eine Vorstellung machen können, mußten vor allem auf die hohe Frau starken Eindruck machen, die in ihrem innersten

Wesen und Charakter und in ihren schönsten Tugenden der Frau Rat verwandt war. Wie uns die Herzogin-Mutter Anna Amalia geschildert wird, heiter und lebenslustig, immer geneigt, an den Freuden des Lebens teilzunehmen, vielseitig gebildet und lernbegierig, musikalisch beanlagt, vor allem aber einfach und natürlich, aller Verstellung, Schmeichelei und Etikette abhold, mußte sie an Frau Rat schon nach des Sohnes und Wielands Schilderungen Gefallen finden und den innigsten Wunsch hegen, die Vielgepriesene kennen zu lernen. Anna Amalia war als Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel am 24. Oktober 1739 geboren, demnach acht Jahr jünger als Frau Rat; sie hatte sich 1756 mit dem Herzog Ernst August Konstantin von Weimar verheiratet, der bereits 1758 starb und sie als Witwe und Mutter zweier Söhne zurückließ, eine Herzogin Mutter, die erst vom Kaiser für majorenn erklärt werden mußte, um die Regentschaft übernehmen zu können.

Bis zum Jahre 1775 regierte sie glücklich und weise auch in den Stürmen des siebenjährigen Krieges das Land für den Sohn Karl August, trefflich selbst nach dem Urteil des großen Königs Friedrich. Ihre Hauptaufgabe sah sie in der Erziehung des Sohnes, die bei seinem eigenartigen Charakter nicht leicht war. Mit großer Strenge suchte sie sein Ungestüm, den Trotz und das störrige Wesen des jungen Fürsten zu brechen. An ihr lag es gewiß nicht, wenn dem von jungen Fürsten später freiwillig gewählten Berater Goethe noch so viel zu erziehen nötig erschien. Sobald Karl August achtzehn Jahre geworden war, überließ ihm Anna Amalia die Regierung und trat in das Privatleben zurück; von nun an widmete sie sich freudig und gern allein der Pflege der Kunst, insbesondere der Musik, Malerei und Dichtung. Schon hierin, vor allem aber in der Tiefe des Gemüts, in der jugendlichen Frische und Natürlichkeit ihres Wesens, die auch gelegentlich vor einer Derbheit nicht zurückschreckte, fanden die Fürstin und die Mutter des Dichters Berührungspunkte, die uns das beiderseitige Gefallen an einander erklären; beide haben dem, nachdem sie sich kennen gelernt hatten, oft Ausdruck gegeben.

Wir bringen nebenstehend ein bisher noch unbekanntes Bild der Herzogin aus späteren Jahren ihres Lebens, das dem von Angelika Kauffmann gemalten, idealisierten Bilde von ihr wenig ähnelt, um so mehr aber aller Wahrscheinlichkeit nach der Wirklichkeit entspricht. Es ist ein Oelgemälde auf Leinwand, 70 × 81 Centimeter, in Lebensgröße. Das auf der Rückseite



Herzogin Anna Amalie.

befindliche Monogramm J. E. H. verschlungen, darf wohl als das des Malers angesehen werden. Der jetzige Besitzer kaufte es 1891 von einem



Leipziger Sammler, der es in Weimar erworben hatte. Die bekannte Schilderung der Freifrau Henriette von Egloffstein bietet zu unserem Gemälde den besten Text. Die genannte Dame teilt in ihren Memoiren aus dem Jahre 1887 über den Eindruck, den Anna Amalia damals auf sie machte, folgendes mit: „Die Einbildung hatte mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten Farben gemalt. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung auf keine Weise. Eine kleine, unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah. . . . . . Als ich mich näherte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben . . . . . . mit Erstaunen gewahrte ich wie sehr sich das Angesicht, das mir vorhin so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig, wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Güte und Teilnahme aus und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerten die starkmarkierten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte."

Den besten Halt gewann die Verehrung, die Frau Aja der Herzogin entgegenbrachte, durch deren festes, den Hofumtrieben trotzendes Eintreten für Goethe, als selbst der Minister Fritsch, der beste Berater der Herzogin der Ernennung Goethes zum Mitglied des geheimen Rats sein Entlassungsgesuch entgegensetzte. Ihren Vorstellungen, ihrer schönen Verteidigung Goethes war es allein zu danken, daß der altbewährte Staatsmann blieb und bald mit Goethe in ein freundschaftliches Verhältnis trat.

Auf der Reise nach dem Rhein begriffen, kam die Herzogin Anna Amalia am 15. Juni 1778 mit ihrem Gefolge, darunter Fräulein von Göchhausen und Kammerherr von Einsiedel, nach Frankfurt und hielt sich

hier bis zum 20. Juni auf. Sie wiederholte den Besuch im nächsten Monat vom 18. bis 27. Juli. Während dieser Zeit verkehrte die Herzogin täglich im Hause der Frau Rat, wo natürlich Merck und die Tante Fahlmer, sowie ein alter Hausfreund, der Kornhändler Bölling sich einfanden.

„Das waren wieder einmal selige Tage, da ich die Gnade hatte, täglich um ihre Durchlaucht zu sein . . . wenn Bölling, Merck, die Tante und ich auf den Punkt — der Vater mit eingeschlossen, kommen — so werden wir in einem Tage nicht fertig."

Und dem Herzensfreund Lavater sendet sie zugleich mit der Meldung des ehrenden Besuches ihr Urteil:

„Eine vortreffliche Frau, das glaubt mir auf mein Wort — großes, edles Menschengefühl belebt Ihre ganze Seele, aber sie schwätzt und prahlt nicht, wie das so viele falsch Empfindsame zu thun gewohnt sind." —

„Wahr ist's," so schreibt sie an die Herzogin selbst, „ich habe große und edle Seelen gekannt, eine Klettenbergern zum Exempel, aber . . . die war doch sozusagen Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, mit einem Wort meinesgleichen — Aber eine Amalia kennen zu lernen!! Gott! Gott! das ist kein Gepappel oder Geschwätz, oder erdachte Empfindsamkeiten, sondern so wahres Gefühl, daß mir die Thränen anfangen zu laufen." Fast jeder Brief enthält eine Huldigung, die man wohl hin und wieder für überschwänglich, aber gewiß nicht für servil, sondern für den unverfälschten Ausdruck einer sehr lebhaft gefühlten Verehrung im Stile jener Zeit halten wird.

Und die Herzogin? Ihre Erwartungen waren sicher erfüllt, wenn nicht übertroffen worden. Sie schließt mit Frau Rat sofort vertrauliche Freundschaft, würdigt sie des schönen Namens „liebe Mutter", wiederholt ihren Besuch schon im Juli und schreibt auf einen Brief mit einem Andenken der Frau Rat:

„Liebe Frau Aja, Meine Freude über den Empfang Ihres Briefes ist wohl schwerlich zu beschreiben, auch will ich es nicht unternehmen, denn wahre Empfindungen sind zu heilig, um sie schwarz auf weiß zu setzen; Sie wissen, Liebe Mutter, was Sie mir sind, also können Sie leicht glauben, wie unendlich mich ihr Andenken gefreut hat."

Noch mehr sprechen für ihre Liebe und Verehrung der Frau Rat die Worte Wielands, die er an Merck schrieb: „Wenn die Herzogin einen Brief von Frau Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr

ein großes Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen gefunden habe." Der Begleiter der Herzogin, der Kammerherr von Einsiedel, schrieb, als er sie damals kennen gelernt hatte, an Knebel: „Goethes Mutter ist über alle Beschreibung erhaben, Du kennst sie selbst."

Daß bei so großer gegenseitiger Verehrung ein brieflicher Verkehr an die geschlossene Freundschaft sich knüpfte, erscheint selbstverständlich. Die Briefe der Frau Rat sind sämtlich erhalten und im Jahre 1885 den Mitgliedern der Goethegesellschaft als kostbares Geschenk dargeboten worden. Von den Briefen der Herzogin sind nur acht bekannt geworden, die in der 1889 veranstalteten Ausgabe abgedruckt worden sind.

Die Herzogin überschüttet dir ihr so lieb gewordene Mutter mit den Zeichen ihrer Huld und Freundschaft. Bald nach der Abreise schickt sie ihr einen Höllenbreughel „den jeder Connaißeur für einen der vorzüglichsten hält, — der große Gedanke in der Composition! der starke Geist in der Gruppierung . . . . . mich freut nur, daß ich es aufgespüret habe um Ihnen, Liebe Mutter Aja, eine kleine Freude damit machen zu können"; sie schickt ihr ferner eigne Kompositionen z. B. eine zu dem Liede Goethes: „Sieh' mich Heiliger" aus Erwin und Elmire und zum Jahrmarktfest von Plundersweilern; auch ein Zeichen ihres Maltalents, das Gemälde von den Bänkelsängern, an dem sie mit geholfen hatte. Noch viel größere Freude bereitete sie Frau Rat durch die Uebersendung eines Bildes des Sohnes und später einer Dose mit ihrem eigenen Bilde:

„Ihro Durchlaucht legens recht drauf an Goethens Vater und Mutter in ihrer Einsamkeit zu erfreuen. Kaum haben wir uns über den Jahrmarckt und alles was dabey war herrlich ergötzt; so bringt der Postwagen wieder etwas in schönem grünem Wachstuch wohl verwahrt mit — Wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her; macht in einer Geschwindigkeit die Cordel ab und will nun sehen, was es ist — da waren aber so viele Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben all ihre Geduld zusammen nehmen und warten mußte bis die Zange und der Hammer das ihrige gethan und der Deckel vom Kästchen in die Höhe ging: nun lag noch ein Papier drauf, rischs war das auch weg, und Frau Aja that einen großen Schrei als sie ihren Häschelhanß erblickte. Wir finden viele Gleichheit drinnen, und haben eine große Herrlichkeit damit wie das Ihro Durchlaucht Sich leicht vorstellen können, da wir ihn selbst in 3 Jahren nicht gesehen haben, zumahl da er im Frack

gemahlt ist worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte, und es auch seine gewöhnliche Tracht war."

„Durchlauchtigste Fürstin! Was soll ich zuerst, was soll ich zu letzt sagen! Mein Hertz ist zu voll, alle Ausdrücke gefallen mir nicht, sagen das nicht was ich fühle — so gern sagen wolte — Aber Theuerste Fürstin Sie kennen mein Herz und werden leicht begreifen wie mir zu Mute war als ich die Schachtel eröffnete, und das liebreiche, holdselige, freundliche Antlitz meiner Großen Verehrungswürdigen Amalia erblickte, und zwar mit einer solchen erstaunlichen Gleichheit, daß ich in meinem gantzen Leben so keine Silhouette gesehen habe — Von der übrigen Kostbarkeit, Pracht und Schönheit der Dose kan ich weiter gar nichts sagen als daß es ein wirklich fürstliches Geschenk ist. O! was können die Großen, die Götter dieser Welt, wenn Sie einer Amalia gleichen, vor Freuden um Sich her verbreiten! So habe ich noch keinen Geburtstag gefeiert — nein warlich noch keinen! Was wird mir das herrliche Geschenk noch alles vor Freude bereiten! Was werden meine Freunde Merck, Bölling, die Samstags Mädel sagen — Morgen, Gott Lob schon Morgen ist Samstag! Was soll das vor ein Festtag seyn! Das was jetzt kommt hätte ich nur wünschen mögen daß Ihro Durchlaucht davon ein Augenzeuge gewesen wäre. Als der Vater herunter zum Essen kam fand er das Futteral auf seinem Teller, er machte es auf fuhr vor Erstaunen zusammen — großer Gott das ist ja unsere Frau Herzogin mit Leib und Seele, und was ist das für eine prächtige Dose — als ich ihm die Sache erklärt hatte war er eben so erfreut und erstaunt wie ich. Mit einem Worte es war ein Tag der Freude und des Wohllebens, ein Geburtstag wie noch keiner war."

Dem Freunde Wieland wird die große Freude sofort überbracht:

„. . . . . Ihr wißt doch, lieber Sohn, was mir unsere liebe Frau Herzogin vor eine Freude gemacht hat? O, wenn Ihr Frau Aja gesehen hättet! Das war ein Geburtstag! Ich habe zwar gleich auf der Stelle meine Freude und Dankbarkeit in einem Brief an Ihro Durchlaucht darzulegen versucht, allein es sind nachher zu großem Vergnügen der Frau Aja noch solche Dinge mit der herrlichen Dose passirt, daß ich ein Tagebuch darüber schreiben könnte. Bölling kommt alle Tage, um seine Andacht vor dem liebevollen Antlitz unsrer theuern Fürstin zu halten — manchmal reißt ihn sein Entzücken so hin, daß er sich ganz vergißt. Soll soll mich der Teufel holen, ruft er dann aus, wenn ich begreife, wie man so einen Schattenriß machen

kann. Liebe Frau Aja, fragen Sie doch die Weimarer, wer das gemacht und und ausgeschnitten hat, je mehr man's ansieht, desto unbegreiflicher kommt's einem vor. Es ist ja unsere beste Fürstin mit Geist, Seele und Leib, ich werde noch ein Narr drüber, und so ist er im Stande, eine Glockenstunde in einem fortzureden. . . . ."

Ja, die Sendungen von Weimar kommen so zahlreich, „daß man mir," so ruft sie aus, „zu Beantwortung wenigstens acht Tage Respiro verstatten muß: denn stellen sich Ew. Durchlaucht nur einmal die Sache vor!!! Eine Beschreibung der Fete von Fräulein Thusnelde, einen Brief nebst Präsent von Herr Krauß, ein Brief von Wieland, ein dito von der lieben Caroline Herder, noch ein ditto nebst Einschlag von Meister Philipp." Darum hat sie auch ein eigenes Weimarer Zimmer, sonst die gelbe Stube genannt, eingerichtet, wo alle diese Herrlichkeiten aufgehäuft werden. Als ihr Einsiedel und Merck von Weimar kommend einen von der Herzogin gearbeiteten Geldbeutel und einen Schattenriß von „des Doktors ganzer Gestalt" — mitbringen, ruft sie aus: „Alle Freuden, derer ich mich nun bald an die vier Jahre besinnen kann, kommen aus dem gebendeieten Weimar! Eia wär Mutter Aja auch einmal da."

Und wirklich faßte man ihren Besuch in Weimar ernstlich ins Auge. An Einladungen hatte es natürlich die Herzogin bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt nicht fehlen lassen. Goethe selbst war dafür, den Besuch auf den nächsten Frühling festzusetzen; Merck sollte der Begleiter sein. „Er besteht darauf, daß ich's Frühjahr mit ihm nach Weimar müßte, — vor der Hand kann ich die Möglichkeit noch nicht so recht einsehen;" meinte Frau Rat in dem Brief vom Oktober an die Herzogin: Die Pflege des kranken und schwachen Gatten war der Hinderungsgrund. Sofort antwortete die Herzogin:

„Liebe Mutter. . . . . Sehen Sie die Sache nicht so schwer an, Freund Wolff (Goethe) wünscht es auch . . . . wir wollen den alten Vater unter der Zeit schon allerhand Vergnügen verschaffen; Kranz soll zu ihn und soll ihm etwas vorgeigen, daß es eine Art und Muster hat; ich denke, Liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl selbst genug für den Hätschel Hans (Goethe) sprechen wird, um zu wünschen, ihn einmal wieder zu sehen. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich darauf freue."

Solch liebenswürdiger Einladung konnten Herr und Frau Rat nicht widerstehen. Als Merck Mitte November zwei Tage in der „Casa santa" verweilte, „erklärte der Herr Rat großmütiger Weise, daß er seine Frau

wolle ziehen lassen.“ Frau Rat hält nun auch das für möglich, was für sie „der höchste Grad von irdischer Glückseligkeit wäre.“ Ja, sie lebte in Gedanken schon in Weimar und träumte sogar davon, aber der Zustand des Vaters vereitelte den Plan, wie uns folgende Briefstelle beweist: „ich halte es für unmöglich, den Vater allein zu lassen — es ist gar zu abwechselnd mit ihm; in der einen Stunde glaubt er selbst, daß es anginge und in der andern macht ihn der bloße Gedanke meines Fortgehens krank.“

Wenn Frau Rat nun auch nicht nach Weimar kam, so hatte sie doch auch außer Philipp Seidel noch andere fleißige Korrespondenten dort, die ihr alles, was den Sohn betraf, berichteten. Zu diesen gehörte vor allem die Gesellschafterin und Hofdame der Herzogin-Mutter, Fräulein Luise von Göchhausen, die in der Begleitung ihrer Herrin in Frankfurt gewesen war und dort Frau Rat kennen gelernt hatte. Körperlich mißgestaltet und sehr klein, hatte sie umsomehr geistige Vorzüge aufzuweisen. Lebhaft, geistreich und lebenslustig, frisch und derb, ja manchmal keck in ihren Witzen war das damals dreißigjährige Mädchen so recht nach dem Herzen der Frau Rat. Wegen ihrer Verehrung Klopstocks und ihres persönlichen Muts hatten die Stolbergs sie Thusnelde genannt, welchen Namen sie beibehielt. Karl August und Goethe, die sich viele, von ihr nie ohne Antwort gelassene Neckereien mit ihr erlaubten, stifteten für sie um ihres Namens willen sogar einen Orden. Sie liebte es, in Versen zu schreiben und da Frau Rat als die Mutter Goethes darauf doch nicht gut in Prosa antworten konnte, so haben wir die Proben von Frau Ajas dichterischer Begabung Fräulein Thusnelda zu verdanken. Auf ihre poetische Epistel zum 19. Februar 1779, dem Geburtstage der Frau Rat, antwortete diese:

Dein guter Wunsch auf grün Papier
Hat mir gemacht sehr viel Pläsir.
Im Versemachen hab ich nicht viel gethan,
Das sieht mann diesen warlich an;
Doch hab ich geboren ein Knäbelein schön
Das thut das alles gar trefflich verstehn.
Schreibt Puppenspiele kunterbunt
Tausend Alexandriner in einer Stund.
Doch da derselbe zu dieser Frist
Geheimdter Legations-Rath in Weimar ist
So kan er bei bewandten Sachen
Keine Verse vor Frau Aja machen,
Sonst solltest du wohl was bessres kriegen.
Jetzt mußt du dich hieran begnügen!

Nachdem sie Frau Rat im Juni des Jahres 1778 kennen gelernt hatte, berichtete Fräulein Thusnelda getreulich über die Aufführungen in Weimar besonders von Goethischen Dramen und von seiner Mitwirkung als Schauspieler: so vom Jahrmarktsfest und dem Bänkelsängergemälde, das der Frau Rat, „da sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sei," in einer Kopie zugeschickt wurde. Von der berühmten ersten Aufführung der Iphigenie am dritten Osterfeiertag, dem 6. April 1779, bei der der Herzog den Pylades, Goethe den Orest, Corona Schroeter die Iphigenie spielte, theilt Thusnelda sofort der Frankfurter Freundin mit:

„Der Herr Doctor (Goethe) hat seinen Orest meisterhaft gespielt. Sein Kleid, sowie des Pyladus seins, war griechisch und ich hab ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehn. Ueberhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt — daß König und Königin hätten sagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal."

Daß Frau Rat die Iphigenie sobald wie möglich in Abschrift erhalte, dazu „ermahnt sie den Doctor und Philipp alltäglich." „Das wird wieder einen seligen Tag geben", schreibt das Fräulein, „wenn ihr da so zusammen sitzen und euch daran freuen werdet. Daß aber nur die Gesundheit vom Doctor in den besten und ältesten Wein dabei getrunken wird. — Er und seine Iphigenia verdienens gewiß." Zugleich berichtet sie über die Aufführung von Goethes Lustspiel: Die Laune des Verliebten „mit einigen Arien, die der Kammerherr von Seckendorf komponiert hat." Der Brief spricht auch die Sehnsucht der Herzogin und Thusneldens nach dem Freunde Merck aus. „Beim Erwachen und Schlafengehen denken wir seiner," der nun allein, ohne Frau Rat kommen mußte. Zu Weihnachten 1781 erhält Thusnelda zur Belohnung für ihre Berichte eine Silhouette der Frau Rat in Medaillon, nebst einem langen, launigen Gedicht, dessen Schluß lautet:

Doch ist Frau Aja auserkorn,
In einen guten Zeichen geborn
Kennt brave Leut, deß ist sie froh
Und singt in dulci jubilo.

Ein geradezu schwärmerischer Dank folgte hierauf: „Ihr Silhouett so ähnlich! von so einer herrlichen, lieben, geliebten Frau! in so einem köstlichen, artigen und modischen Zierrat; und Ihr Brief — o Ihr lieber Brief! daß ich doch nur sagen könnte, wie unbeschreiblich trefflich der Brief ist! — so lautet die Antwort an die „allerliebste, beste Herzensmutter."

Einige andere Briefe und Gedichte aus späteren Jahren beweisen den Fortgang des freundschaftlichen innigen Verkehrs.

Allen Besuchern aus Weimar sollte aber die Krone aufgesetzt werden durch das Erscheinen des Herzogs Karl August und Wolfgangs bei den Eltern. Wohl niemand hatte Frau Rat Veranlassung, mehr zu ehren, als den jugendlichen Fürsten. Seine große Liebe und Freundschaft für Goethe mußten gerade bei ihr das wärmste Verständnis finden. Trotz des Murrens der Staatsbeamten, die sich weigerten mit Goethe wegen seiner Unkenntnis der Verwaltung in einem Rat zu sitzen, hielt Karl August mit eiserner Festigkeit an dem Freunde fest.

Am 10. September 1779 schreibt Goethe an Frau von Stein: „Nach Frankfurt gehen wir, ich weiß, Sie freuen sich mit in der Freude meiner Alten."

Es war die bekannte Schweizerreise Karls Augusts und Goethes, die sie und ihren einzigen Begleiter, den Oberforstmeister von Wedel, am 18. September nach Frankfurt führte. Welche Freude für Frau Aja, als Mitte August 1779 die Anfrage des Sohnes bei ihr anlangte, ob der Herzog mit Wedel und ihm einige Tage bei ihr aufgenommen werden könnten. Auf die freudig bejahende Antwort folgt die genauere Angabe, daß der hohe Gast ein paar Tage für sich in Frankfurt bleiben wollte, ohne von seinen in Frankfurt etwa anwesenden Vettern oder Tanten belästigt zu werden. Auf der Rückreise würden sie offiziell in Frankfurt auftreten.

„Essen macht ihr Mittags vier," so beginnt die besondere Vorschrift für die Hausfrau, „nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste ...... In des Herzogs Zimmern thu sie alle Lustres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen ......

Eine Schilderung der Ueberraschung hat Frau Rat in einem ihrer schönsten Briefe an Anna Amalia gegeben, den wir hier buchstabengetreu abdrucken.

Frankfurth, den 24. September 1779.

Durchlauchdigste Fürstin.

Der 18te September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja, denen seeligen Göttern weder Ihre Wohnung im hohen Olymp, weder Ihr Ambrosia nach Nectar, weder Ihre Vocal noch Instrumentthal Mucick beneideten, sondern glücklich, so gantz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemahls größre und reinere Freuden geschmeckt hat als wir

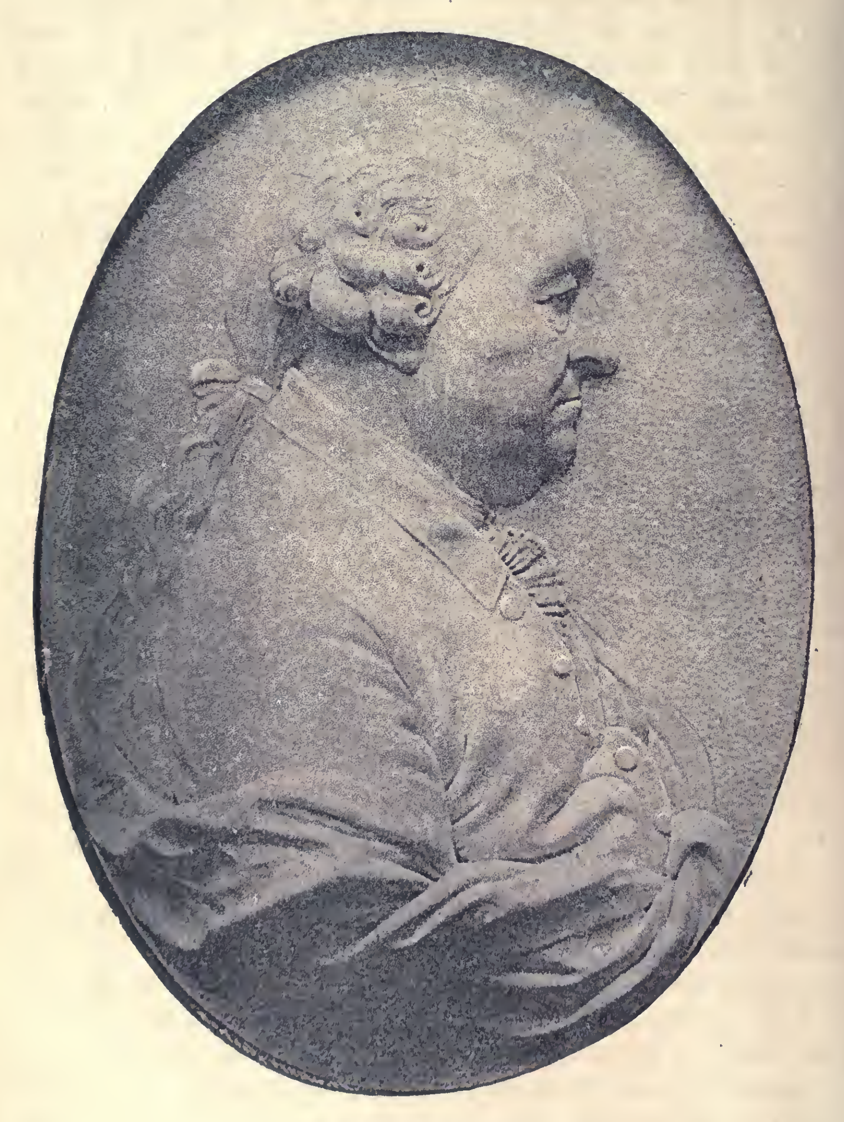
beyde glückliche Eltern an diesem Jubel und Freuden Tag — Niemahl hat mich mein Unvermögen eine sache gut und anschaulich vorzutragen mehr belästig als jetzt da ich der Besten Fürstin |: von Der doch eigendtlich alle diese Freude ausgeht, die doch eigendlich die erste Ursach aller dieser Wonne ist: | so recht aus dem Hertzen heraus unsere Freude mittheilen mögte — Es gerade nun wie es wolle, gesagt muß es nun einmahl seyn.

Ihro Durchlaucht unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen |: um uns recht zu überraschen: | eine strecke von unserm Hauße ab kamen also gantz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betruncken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint halb lacht gar nicht weiß was sie thun soll wie der schöne Cammerherr von Wedel auch allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch am dem heutigen Tag, da Ihro Durchlaucht schon eine zimmliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar beßer — Ihro Durchlaucht können Sich leicht vorstellen wie vergnügt und seelig wir diese 5 Tage über geweßen sind. Merck kam auch und führte sich so zimmlich gut auf, den Mephisthoviles kan Er nun freylich niemahls gantz zu Hauß lassen, das ist mann nun schon so gewohnt. Wieder alle Gewohnheit waren dieses mahl gar keine Fürsten und Fürstinnen auf der Meße, das war nach Unsers Theuresten Herzogs Wunsch, Sie waren also gar nicht genirt — Am Sontag gingen Sie in ein großes Concert, das im Rothen Hauß gehalten wurde, nachdem in die Adliche Gesellschaft ins so genandte Braunenfels, Montags und Dinstags gingen Sie in die Commedie, Mittwochs um 12 Uhr Mittags ritten Sie in bestem Wohlseyn der Bergstraße zu, Merck begleitete Sie bis Eberstadt. Was sich nun alles mit dem schönen Cammerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimdten Rath Goethe zu getragen hat, wie sich unsere Hochadliche Freulein Gänßger brüsteten und Eroberungen machen wolten, wie es aber nicht zu stande kam u. d. m. das verdiente nun freylich hübsch dramatisirt zu werden. Theureste Fürstin! Sie verzeihen diesen kalten Brief der gegen die Sache sehr zu kurtz fält — es ist mir jetzt gantz ohnmöglich es beßer zu machen — ich bin den gantzen

Tag vor Freude und Wonne wie betruncken, wen sichs etwas zu Boden ge=setzt hat wird meine Vernunfft auch wieder zu Hauße kommen — biß dahin bittet Frau Aja daß Ihro Durchlaucht Geduld mit ihr haben mögten. Uns ist jetzt nichts im Sinne, als die Freude des wieder Zurückkomens, da soll der jubel von neuem angehn. Gott bringe Sie glücklich und gesund zurück, dann soll dem alten Reihnwein in prächtigen Pocalen mächtig zugesprochen werden. Wüsten Ihro Durchlaucht wie oft wir mit Freudenthränen an Ihnen dachten, von Ihnen redeten, wie Frau Aja den Tag seegnete da die Beste Fürstin Ihrem glücklichen Land einen Carl August gebohren hat, Der wie es nun am Tage ist, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, sondern auch dazu um auf unsere Tage Wonne Leben und seeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner, Frau Aja sich nicht mehr halten konte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte; so weiß ich gantz gewiß die Beste Fürstin hätte Sich unserer Freuden gefreut — dann das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzens gefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner abriß von denen Tagen wie sie Gott |:mit dem seeligen Werther zu reden:| seinen Heiligen auffspart, mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltag Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche er=quickungs stunden zu theil worden sind. Nun Durchlauchdigste Fürstin! Be=halten Sie uns in gnädigstem Angedencken — der Vater empfiehlt sich gantz besonders — und Frau Aja lebt und stirbt als

Ihro Durchlaucht
unterthänigste treugehorsambste Dienerin
C. E. Goethe.

Fünf Tage blieben die Reisenden bei den Eltern, Karl August wohnte im ersten Stock, Wedel im grauen Zimmer, das kleine Stübchen war das Schlafzimmer, daneben das Kaminstübchen diente als Dienerstube, das große Zimmer als Audienzzimmer. Links davon war die Wohnstube des Herzogs, die jetzt Karl=Augustzimmer genannt wird. Gleich nach seiner Ankunft schrieb Karl August an Anna Amalia; Beste Mutter, es ist aus Goethens Haus, den ersten Morgen, den ich daselbst zubringe, daß ich Ihnen schreibe. Goethens Mutter ist eine herrliche Frau. Ich freue mich erstaunlich sie zu kennen" und zwei Tage später: „Hier ists mir sehr wohl ergangen, die alte Mutter habe ich erstaunlich lieb bekommen und ich denke sie mich auch." Ueber die fünf Tage schreibt die glückselige Frau Rat:



Goethes Vater.
Relief von J. P. Melchior.



Goethes Mutter.
Relief von J. P. Melchior.

„Häschelhans habe ich zu seinem Vortheil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden, sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in ihm den alten Freund wieder — mich hats in der Seele gefreut wie lieb ihn alles gleich wieder hatte — den Jubel unter den Samstags Mädel, unter meiner Verwand- und Bekandschaft, die Freude meiner alten Mutter u. s. w. wie alle Welt nun auch des Goethe seinen Herzog sehen wolte, wie meine Wohnstube immer voll Menschen war, die mit Schmerzen warteten bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunter kamen — wie der beste Fürst voll Freundlichkeit in die Stube trat, Sich von allen beschauen ließ, mit einem und dem andern redete, wie alle Anwesenden froh und fröhlich waren u. s. f. Eine Chronik müßte ich schreiben und kein Brief, wenn ich Ihro Durchlaucht das alles berichten wolte, was sich in den 5 glücklichen Tagen bey uns zugetragen hat — es waren eben Feier und Freuden Tage deren uns Gott mehrere gönnen wolle."

Am 24. September waren die Reisenden schon in Speyer. Der Herzog begleitete seinen Freund zum Grabe Corneliens. „Hier bin ich nun nah am Grabe meiner Schwester," berichtet dieser am 28. September an Frau von Stein, „ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist."

Von Basel aus, der nächsten Station, beeilte sich Karl August an Frau Rat ein Dankschreiben zu senden. Auch seine Anrede ist die traute: „liebe Mutter Aja" . . . . . „Ihre gute freundliche Aufnahme und Ihre Fürsorge für uns in Frankfurt, hat uns die nötige Ausdauer völlig gegeben und die verlorenen Kräfte ersetzt. Glauben Sie ja, liebe Frau Rätin, daß ich recht und ewig dankbar bin für die viele Güte, die Sie und der Herr Rat für uns gehabt haben. Glauben Sie ja auch und das ohne allen Zweifel, daß ich Sie so sehr als jemand schätze und liebe . . . . . ."

An Merck und auch an seine Mutter schickte Goethe wiederholt Berichte von seiner Reise, auch Teile der für Frau von Stein bestimmten, großen Beschreibung, die dann später gedruckt und in seine Werke aufgenommen wurde.

Als die Reisenden Ende November wieder in Zürich angelangt waren, meldete sich Goethe bei der Mutter für einen längeren Besuch an. Aber die Ankunft erfolgte erst in den letzten Tagen des Jahres. Diesmal währte die Anwesenheit des Herzogs bei Goethes Eltern bis etwa den 11. Januar. Der Brief in dem Frau Aja ihrer traurigen Einsamkeit nach den Tagen

des Glanzes und der Freude Ausdruck giebt mit den Worten der Bibel: „Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedars und ihre Harfe hängt an den Weiden: — Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käutzlein in verstörten Städten," ist am 18. Januar 1780 geschrieben.

Man kann sich wohl denken, welch einen Aufruhr in Frankfurt und welches Aufsehen in allen Goethe näherstehenden Kreisen in Deutschland die Nachricht brachte, daß der regierende Herzog von Weimar bei Goethes Eltern wohne. „Wenn er noch länger hier geblieben wäre, hätten mir die Leute mein Haus gestürmt," meinte Frau Rat selbst und Frau von La Roche äußerte zu Merck:

„Das Wundern aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirten ist gewiß sehr groß, denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice . . . Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben mußte. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde und ich möchte wohl sagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die diese Freuden so sehr verdient hat, als Frau Goethe."

„Denn meine Glorie", schreibt diese selbst, „war fast groß und meine Freude ohne alle Gränzen." Nun hatte sie auch Gelegenheit, den verehrten fürstlichen Freund ihres Sohnes näher kennen zu lernen. Ihr Urteil faßt sie in die an seine Mutter gerichteten Worte zusammen: „Den besten Fürsten täglich zu sehen war herrlich, aber ihn reden zu hören ging über alles. Wie oft saß ich ganz unbemerkt in einem Eckelchen und hörte Dinge darüber man staunen mußte. Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntniß der Menschen bis in die innersten kleinsten Falten und Winkel des Hertzens — Mit dem allen die ganz erstaunliche Entäußerung als wenn das alles gar nicht da wäre — und das in einem Alter von 22 Jahren! Jedem sagte Er was Verbindliches, jedem was ihm Freude machte, besonders unsere Damen Frauen und Jungfrauen sind so entzückt, haben in ihrem Leben noch so gar nicht gesehn — So einen Herzog! Diejenigen die das Unglück gehabt haben Ihn nicht zu sehen oder zu sprechen werden von den andern glücklichern vor halb unehrlich gehalten."

Auch der ob seiner Schönheit berühmte Kammerherr von Wedel erwarb ihre Zufriedenheit. Was der Sohn ihr über ihn geschrieben hatte: „Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles, was sie von uns Mannsvolk gesehen hat" bestätigt sie wiederholt in dem Sinne, wie er es

gemeint hatte. Ein verunglücktes Liebesabenteuer dieses schönen Kavaliers in Straßburg hatte seinen Kollegen von Einsiedel zur Abfassung eines sehr derb gehaltenen Scherzes veranlaßt, der Frau Aja zugeschickt und von ihr den Reisenden vorgelesen wurde. „Das Buch vom schönen Wedel," berichtet sie an die Herzogin „hat mir ein groß Gaudium gemacht und bei der Rückkunft unserer Reisenden soll das ein Hauptspaß werden, auf so was versteht sich Frau Aja meisterlich."

Die Büste des Herzogs, vom Hofbildhauer Klauer gefertigt, langte in Frankfurt am 31. März als äußeres Zeichen des Dankes an. „Die Freude und die Wonne, den Jubel über dieses so gnädige Fürstliche Andenken nur einigermaßen zu beschreiben, das ist mir platterdings unmöglich," so lautete eine Stelle aus dem Dankbrief der beglückten Frau. Karl August hatte dazu ein Schreiben übersandt, aus dem wir nur eine Stelle hervorheben:

„Ich kann Ihnen nicht viel sagen, liebe Frau Aja, was schönes, das in einem Briefe gut klingen würde, mißtönt in den meinigen. Daß ich Sie liebe und ehre, wissen Sie, ich brauchte es also nicht zu sagen; da die zwei Worte einmal dastehn, so mögen sie bleiben, es hieß alles, was man mit 3 000 000 Worten nicht sagen kann."

Auf Mercks Mitteilung an Anna Amalia:

„Dieser alte Mensch (Goethes Vater) ist ganz incorrigible, und die Filzerei ist so arg, daß, wenn der Herzog 4 Wochen in seinem Hause logiert, Er der Frau nicht einem Thaler Wochengeld mehr giebt. Dieser Mensch ist Goethes Vater und Frau Aja Eheliebster. Neuerlich hat er sich sehr gefreut, daß Ers nicht war, der das Geld für des Herzogs Malerei auszulegen hatte, ich glaube, er hätte dafür nicht schlafen können. Warum nur Gott solche Menschen läßt, das mag ich nicht verantworten," übermittelte der Herzog in sehr zarter Weise durch Merck eine Summe Geldes für die vielen Auslagen der Frau Rat für ihn und seine Dienerschaft, was aber niemand, vor allem weder der Vater, noch der Sohn Goethe jemals erfahren sollte.

Diese innige Freundschaft mit dem regierenden Fürsten und seiner Mutter und den ihnen nahestehenden Personen steigerte natürlich den schriftlichen und mündlichen Verkehr zwischen Frankfurt und Weimar. Frau Rat lebte im Geiste mehr in Weimar als zu Hause, besonders seit der Zeit, da auch Tante Fahlmer sich verheiratet hatte und Mutterstelle an Corneliens Kindern vertrat. Der Gatte war seit vielen Jahren krank und nur durch die für ihn nötige Pflege bemerkbar, die Tochter tot, der Sohn weit fort, ebenso

die geliebte Freundin; wer kann es da Frau Aja verargen, daß sie trotz allen Humors über Einsamkeit und Verlassenheit klagt. War doch der guten Frau Mitteilung des Guten und Erfreulichen zur zweiten Natur geworden. Und so machen ihr alle die Freundschaftsbezeigungen aus Weimar zwar „Feiertage", aber „die weiß ich nur und Gott." „Freilich," klagt sie, „hätte ich nur eine einzige Freundin, eine einzige teilnehmende Seele, so hätte meine Wonne und Freude den höchsten Gipfel erreicht, denn ein Vergnügen, das man niemand sagen kann, bleibt allemal nur halb. Was kann ich aber machen? Vor der Hand ist das nun jetzt eben Frau Aja ihr trauriges Loos." Und wahrhaft rührend klingt die Klage in dem Dankschreiben für die Uebersendung der Büste der Herzogin zum Geburtstage der Frau Rat, dem 19. Februar (1781):

„Das liebe Frühjahr kommt freilich heran, aber ich habe weder Ahndung noch Freude. — Gebe man einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt, was hilft's, wenn er keinen Freund hat, dem er's sagen kann. — Eine Glückseligkeit, die wir allein genießen, bleibt ewig nur halb — und das ist so ohngefähr mein Fall — weder in noch außer dem Hause habe ich jemand, mit dem ich so ein Herzensgesprächsel führen könnte. Wissen Ihro Durchlaucht so etwas Freudenbringendes, so haben Sie die Gnade, mich's ganz in der Stille merken zu lassen, niemand soll's erfahren, und die Vorfreuden haben auch einen großen Wert."

In dieser trüben Zeit, besonders trüb durch die langwierige Krankheit des Herrn Rat, die selbst Frau Ajas rosenfarbenen Humor für einige Zeit „flohfarb" werden ließ, waren ihr die Briefe und Besuche der lieben Weimarer Labsal und Erquickung.

So hatte Wieland, der „beste Gevatter, Freund und Sohn" immer in freundschaftlichstem Verkehr mit ihr gestanden und ihr regelmäßig seine Werke und seine Zeitschrift, den Merkur zugeschickt. Besonderen Gefallen fand bei ihr von Wielands Werken das Märchen „Pervonte." Voller Begeisterung teilt sie ihren Beifall dem Dichter mit:

„Gestern abend las ich Euren Pervonte" schreibt sie an ihn am 12. März 1779, „hatte darob eine solche Freude, fühlte so ganz was Ihr vor ein herrlicher Mensch, vor ein lieber Wieland seyd, und daß keiner vor Euch und schwerlich einer nach Euch sein wird, der in solcher Art von Gedichten und Erzählungen den Grad erreichen wird, den Ihr von Gottes Gnaden und der Mutter Natur empfangen habt."

Bei so liebenswürdigem Urteil verschwieg ihr Wieland natürlich auch nicht seinen großen Plan, die Dichtung des Oberon. „Sie soll die erste sein, die ihn außerhalb Weimars gedruckt erhält.“ Das verspricht er mit Mund und Hand. Als er im Dezember 1779 den 10. Gesang beendet hat, ruft er ihr zu: „Einen Finger von jeder Hand gäb' ich drum, wenn ich zu Euch fliegen und Euch meine zehn Gesänge, die da hier vor mir liegen, vorlesen könnte.“ Im März 1780 traf nun der fertige Oberon bei Frau Rat ein. „Wielands treffliches Werk, genannt Oberon,“ so lautet der Bericht, „habe zum ersten Mal verschlungen, hernach wie ein vernünftiger Mensch mich dabei geberdet und es langsam und ordentlich gelesen. Sohn, Freund und Gevater Wieland soll . . . . ein eigenhändiges Schreiben von mir erhalten; worinnen nebst dem wärmsten Dank eine Beurteilung in Frau Ajas Manier erfolgen soll.“

Diese Beurteilung ist uns leider nicht erhalten, aber wohl die Worte, in die Wieland beim Empfang des Schreibens ausbrach:

„Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben.“

„Was mir sein Oberon für seelige Tage gemacht hat und noch macht, das belohne ihm Gott,“ bekommt auch Anna Amalia zu hören. Sie berichtet auch von einem Geschenk der Frau Aja für den Dichter in dem letzten der erhaltenen Briefe: „Der Herr Gevatter Wieland ist ganz stolz über ihr liebes Andenken, mit großem Enthusiasmus schrie er aus: Das ist mir eine Frau! sie ist die Zierde ihres Geschlechts!“ und ich sage „Amen.“

Neben den schriftlichen, so vielseitigen Nachrichten, erfreuten auch mündliche Berichte gerade in der zweiten Hälfte des Jahres 1780 die einsame Mutter. Im August erschien „ihr lieber Sohn“ Knebel, der Frau Aja schon bei seinem ersten, so folgenschweren Besuche ans Herz gewachsen war, und in demselben Monat, wenn auch nicht aus Weimar, so doch über Weimar, Frau von Branconi, die wegen ihrer Schönheit gefeierte Geliebte des Erbprinzen (seit 1780 Herzogs) von Braunschweig, des Bruders von Anna Amalia. Goethe hatte sie, Lavaters innige Freundin, schon auf der Schweizerreise in Lausanne kennen gelernt. „Sie kommt mir so schön,“ schrieb er damals, am 23. Oktober 1779 an Frau von Stein, „und angenehm vor, daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmut, daß man eben



Frau von Branconi.
Nach dem Stich von Weger.

nicht weiß, woran man ist . . . . . Ich blieb zum Essen. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt. Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedes mal anderer bedienen. Pour la colombe du jour elle a echappé belle, doch mag er sich das nächste Mal anderer bedienen." —

Am 26. und 27. August 1780 war die Sirene, auf die ein Goethe nicht ohne Eindruck geblieben war, in Weimar. Er giebt ihr einen Gruß an die Mutter mit und schreibt ihr schon am 28. August:

„In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. . . . . Erst jetzt spür' ich, daß Sie da waren, wie man erst den Wein spürt, wenn er eine Weile hinunter ist. In Ihrer Gegenwart wünscht man sich reicher an Augen, Ohren und Geist, um nur sehen, und glaubwürdig und begreiflich finden zu können, daß es den Himmel nach so vielen verunglückten Versuchen auch einmal gefallen und geglückt hat, etwas Ihresgleichen zu machen."

Ihres großen Eindrucks auf die Mutter ist er gewiß. „Meine Mutter", so lautet jener Brief weiter, „schreibt mir gewiß gleich, sagen Sie ihr etwas für mich. Sie wissen ja so Schönes und das Schöne so schön zu sagen, daß es einem immer wie in der Sonne wohl wird, wenn man sich's gleich nicht träumen läßt, daß sie um unsertwillen scheint." Leider ist dieser Bericht nicht mehr vorhanden; der andere Brief Goethes jedoch an die Frau von Branconi vom 16. Oktober läßt uns ahnen, was die für Schönheit und Anmut so leicht empfängliche Frau von der „überschönen Branconi" geschrieben haben mag. „Meine Mutter," heißt es dort, „ist recht glücklich gewesen, Sie bei sich zu haben. Die gute Frau schreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntschaft. So gehts dem Astronomen, wenn an dem gewohnten und meist unbedeutenden Sternenhimmel, sich Gott sei Dank, endlich einmal ein Komet sehen läßt." Bald sollte ein noch freudiger begrüßter Stern sich zeigen.

Die große Sehnsucht der Frau Rat nach der Herzogin, der sie oft in Einladungen Ausdruck gegeben hatte: „Ihro Durchlaucht bedenken doch, daß es beinahe zwei Jahre sind, daß das vor Frau Aja eine Ewigkeit ist, in der ich unsere teuerste Fürstin nicht gesehen habe," wurde noch in dem besuchreichen Jahre 1780 erfüllt. Von Mannheim nach Hause reisend, traf

die Herzogin im Oktober in Frankfurt ein und blieb dort zwölf Tage. Leider fiel des Vaters schwere Krankheit in diese Zeit. „Freilich wäre es," so lautet der Brief nach der Abreise an die Herzogin, „vor mich Freude und Wonne gewesen, wenn unsere beste Fürstin sich noch länger in dem so weltberühmten Frankfurt zum Trost obenbenannter Frau Aja hätten aufhalten mögen, so aber war leider diese Herrlichkeit, dieser Sonnenschein von gar kurzer Dauer — und des Vaters Krankheit hätte zu keiner ungelegeneren Zeit kommen können — denn das gab meiner Glückseligkeit einen sehr harten Stoß."




Goethes Eltern.
Aus Nicolovius: Ueber Goethe.

Ueber den Verkehr der beiden Frauen während dieser zwölf Tage fehlen uns zwar Berichte, aber die Wirkung des Besuchs erkennen wir an dem immer reger werdenden Verkehr mit Weimar. Der Musikus Kranz, der nach seinem ersten Besuch eine so schöne, ergreifende Schilderung von Frau Ajas Haus gegeben hatte, erschien plötzlich im Dezember 1780 auf einer Studienreise begriffen, am „runden Tisch" und brachte Grüße und genauen Bericht über Weimar. „Die unvermutete Erscheinung des Herrn Kranzens", so meldet Frau Rat über den Besuch, „hat uns sehr gefreut. — Seine Reise wird gewiß von großem Nutzen sein. Er wird seine musikalischen Talente erweitern und als ein herrlicher Virtuoso nach Weimar zurückkehren. Mir ist das für den guten geschickten Menschen überaus lieb; Gott segne Ihro Durchlaucht und unsern besten Herzog für dies alles — Kranz hat uns mit

gerührtem Herzen die große Gnade, so Ihro Durchlaucht für ihn haben, der Länge nach vorerzählt. Dero hohen Befehl infolge habe ich ihn gütig aufgenommen, und am runden Tisch meine Protection ihm angedeihen lassen. Wir waren recht vergnügt zusammen und tranken uralten Rheinwein auf das Wohlsein des hochfürstlichen Hauses Weimar und Eisenach die Gläser wacker leer. Der alte Vater wurde sogar von Freude belebt, drückte Kranzen einmal über das andere die Hände, weinte aber bei seinem Abschied die bittersten Thränen. Ich habe den Mann in langer Zeit nicht so gerührt gesehen."

Natürlich hatte die Herzogin ihre Einladung der Frau Aja nach Weimar mündlich wiederholt, aber der Zustand des Vaters war immer hilfloser geworden und Frau Rat kann nur betrübten Herzens schreiben: „Mit dem Sehen der Iphigenia, des Jahrmarkts und der übrigen schönen Sachen des Herrn Häschelhansens wirds wohl noch Zeit haben; Frau Aja muß noch im Glauben leben, das Schauen muß sie mit Geduld erwarten.

Bald darauf schickte die Herzogin zum Danke für die liebevolle Aufnahme und zugleich zum Geburtstag der Mutter ihre von Klauer verfertigte Büste. Sie wird mit Jubel begrüßt und in die Weimarer Stube neben die des Herzogs gestellt: „Aber ist es möglich," so heißt es in dem Dankschreiben vom 19. Februar 1781, „einem Stein so viele Aehnlichkeit und Wahrheit zu geben! Alle meine Bekannden, die die Gnade haben Ihro Durchlaucht zu kennen, stunden alle vor Erstaunen mit offenen Mäulern da, konnten sich gar nicht satt sehen — ja bei der Brentano gings gar so weit, daß sie sich anfing zu fürchten — Mir ist Himmelangst der Stein fängt an zu reden sagte Sie — mit einem Wort, es ist ein Meisterwerk wo die |:ohne all ihr Verdienst und Würdigkeit:| glückliche Frau Aja Besitzerin davon ist. Ja Theuerste Fürstin! dieser neue und große Beweis von Dero Huld und Gnade gegen mich thut meinem Herzen so wohl, erfüllt mich so mit Freude, Leben und Wonne, daß das alles, so wie ichs fühle auszudrucken oder an den Tag zu geben platterdings ohnmöglich ist."

Im Juni desselben Jahres konnte die Herzogin der „lieben Mutter" mündliche Grüße übersenden durch ihren zweiten, damals zweiundzwanzigjährigen Sohn Konstantin, der in Begleitung des Legationsrats Albrecht eine größere, auf mehrere Jahre berechnete Bildungsreise unternahm.

„Mein Sohn Constantin," so begann das von ihm mitgebrachte Empfehlungsschreiben, „der Ihnen diesen Brief bringen wird, kann Ihnen alles

mündlich sagen wie es hier mit uns stehet. Sie werden, Liebe Mutter, einen jungen Menschen an ihm finden der noch nicht ganz flügge ist, sein Herz aber ist gut, und ich hoffe, daß die Reise, die er jezt antritt, ihn zu einem guten und brauchbaren Menschen machen wird."

Noch vor dem Eintreffen des Prinzen waren von Kalb und von Seckendorf aus Weimar angekommen. Wie sehr Frau Rat durch den Sohn in die Weimarer Verhältnisse eingeweiht war, erkennen wir aus dem zufällig erhaltenen Brief an ihren Sohn über diesen Besuch. Von Kalb war derselbe, der einst Goethe von Frankfurt abgeholt hatte, und glücklich gewesen war, sich einen „Sohn von Goethes Eltern" nennen zu dürfen. Als Goethe in den Staatsrat trat, hatte der Herzog ihn zum Kammerpräsidenten gemacht. Leider hatten beide sich in ihm getäuscht; er mußte 1782 entlassen werden. Goethes Freundschaft hatte er schon vorher eingebüßt, eine Notiz im Tagebuch vom 2. April 1789 läßt uns das erraten: „Er ist sehr herunter; mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe." Darum wird er auch von Frau Aja nicht mehr als Sohn begrüßt und gar vorsichtig behandelt:

„Von Kalb und von Seckendorf waren bei mir, und schienen vergnügt zu sein, da ich aber wuste daß erster dein so gar guter Freund nicht mehr ist so war ich ihm zwar überaus höflich, nahm mich aber übrigens sehr in acht, um nicht nach Frau Aja ihrer sonstigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren, wenn mann deinen Namen nennt — Ich machte im Gegentheil meine Sachen so fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme gewesen wäre."

Die darauf folgenden Worte berichten von dem Besuch des Prinzen selbst: „Wir waren ungemein aufgeräumt und behaglich zusammen, Frau Aja ajate, das kannst Du leicht denken, doch alles hübsch mit Maß und Ziel — Sie wird ja einmal gescheidt werden." Die Antwort der Herzogin: „Was soll ich Ihnen schreiben, liebste Frau Aja, nachdem sie mit Kayser, Ertzherzogen, Fürst und allen Teufeln sich untergetrieben haben?" spielt gewiß auf die köstliche Schilderung der Ankunft des Kaisers Joseph in Frankfurt (27. Mai) in dem schon genannten, von Goethe dem Herzog übergebenen und dadurch erhaltenen Brief der Mutter:

„Der Kaiser Joseph hat unserer Stadt ein groß Gaudium gemacht, Er kam zwar im strengsten Incognito — aber das half alles nicht — die Frankfurter als echte Reichsbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil am Römischen Kaiser (wo das Quartier bestellt war) Drei Kutschen kamen, alles

hatte schon das Maul zum Vivat rufen aufgesperrt — aber vergebens — Endlich kam Er in einer Chaiße mit vier Pferden — Himmel und Erde was vor ein Lärmen! Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Kaiser — nun kommt aber das Beste — Nachdem Er gespeist (um 4 Uhr) ging Er zu Fuß in sein Werbhaus im rothen Ochsen auf der Schäffergaß — vor Freude Ihren Kaiser zu Fuß gehen zu sehen, hätten Ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wolten zuschmeißen um Platz zu machen — loßt sie holter gehn — schlagt ja nit — sagte Er sah alle freundlich an, zog den Hut vor jedem ab — Als Er zurück kam stellte Er Sich in ein Fenster (nicht auf den Balcon) und der Lärmen ging mit Vivat rufen von neuem an. Du fragst, wie der Kaiser aussieht — Er ist gut gewachsen, sehr mager, von der Sonne verbrannt — hat einen sehr gütigen Blick im Auge — Sein Anzug war, ein grauer Ueberrock die Haare in einem Zopf — Stieffeln — Batistne Manschetten — Jetzt wartet alles auf Seine Zurückkunft denn es ist ein Spaß, und eine halbe Krönung. Frankfurt ist ein curioser Ort, alles was durchpassiert muß den nämlichen Weg wieder zurück — Vivat Frankfurt!!!"

„Aber bei uns," schreibt die Herzogin auf solche Schilderung, „passirt gar nichts, sogar kein ausländisch Tier geht durch Weimar, geschweige denn ein Kaiser. — Doch mein Herz sagt mir daß Frau Aja, bey allem Gaudium Frau Aja geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworfen hat, und ewig die liebe gute Mutter ist und bleiben wird Amen!

„Das Fräulein Thusnelde überschickt Ihnen hier ein Portefeuille, welches sie mit eigener hohen Hand verfertiget hat, und damit ich nicht ganz leer ausgehe, so schicke ich Ihnen liebe Mutter ein paar Strumpfbänder, die ich auch selbst fabriciert habe; ich hoffe Liebe Mutter, daß Sie wenigstens daraus ersehen wie fleißig wir an Sie denken."

Die Antwort der Frau Rat, vier Tage später geschrieben, bringt neben dem Dank für die Strumpfbänder, dem sie die launigen Worte beifügt: „nur müssen Ihro Durchlaucht eine große Idee von meiner Corpulenz gehabt haben, denn eins giebt gerade zwei", jene oft angeführte Schilderung von ihr selbst, „mit dem herrlichen Portefeuille in der Gesellschaft":

„Ich bitte . . . meiner lieben besten Fräulein Tausend Dank in meinem Nahmen zu sagen und Sie zu versichern, wie Ihr gütiges und liebes Andenken mir Freude und Wonne in großem Maße gemacht hat. Ferner wie das herrliche Portefeuille mich überall all überall hinbegleiten soll — in

große und kleine Gesellschaften und wie Frau Aja so |:als geschehe es ohngefähr:| einen Brief oder ein Liedchen sucht — wie das nun alles die Augen aufsperrt — Ei Frau Räthin, ums Himmelswillen! was haben sie da? und wie ich mich dann in Positur zurechte rücke, mich räuspre, mir ein Ansehn gebe, und nun die Geschichte beginne — und wie da, zu meinem großen Gaudium, Lob, Preis, Ehre und Ruhm, auf meine liebe Fräulein herabträufeln wird — Ich weiß zuverlässig, daß unsere beste Fürstin die Gnade haben wird, dies alles wohl zu besorgen."

In demselben lustigen Ton berichtet sie am 28. September über den Besuch des Buchhändlers Nicolai aus Berlin:

Diese Messe brachte außer den verschiedenen Gauklern, Comödianten ꝛc. auch schöne Geister in unser Frankfurt. Der vornehmste drunter war ohne allen Zweifel Herr Sebaldus Nothanker. — Er machte mir eine Visite nebst Herrn Merck. — Wer diese zwei nicht beisammen gesehen hat, hat nichts gesehen — das behaupte ich. Sie scheinen überaus gute Freunde zu sein — O Jemine! O Jemine!!!"

Mit Sebaldus Nothanker meint Frau Rat den Verfasser dieses Romans, den bekannten Buchhändler und Anführer der Aufklärer Fr. Nicolai. Daß dieser Mann sie besuchte, mußte sie verwundern. Jung, Wieland und ihr eigner Sohn waren ihm entgegen getreten oder von ihm angegriffen worden; und überall war Frau Rat ins Vertrauen gezogen worden, daher findet der spöttische Ton ihrer Worte seine Erklärung. Nicolai, einer der philisterhaftesten und schalsten Köpfe der Aufklärer, dünkelhaft geworden durch die Freundschaft Lessings und Mendelssohns und besonders durch den äußerlich großartigen Erfolg seines rationalistischen, dichterisch ganz wertlosen Romans, Sebaldus Nothanker, hatte den Kampf gegen die neue Schule der Stürmer und Dränger aufgenommen. Im Jahre 1775 schrieb er eine Parodie gegen Goethes Werther, die bekannte Schrift: Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes, ein sehr schales Machwerk, dessen Ausgang dadurch untragisch, ja sogar sehr komisch wird, daß der Dichter Werthers Pistol mit Hühnerblut geladen sein läßt. Freilich machte die Travestie nur Nicolai lächerlich, und nicht den Verfasser des Werthers, aber dennoch verdroß sie Goethen, weil sie überall gelesen wurde.

„Ich bin," schrieb dieser im März 1775 an Gustchen, „das Ausgraben und Seciren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner p. Hundezeug, der eine schilt darauf, der andre

lobts, der dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere."

Goethes Freund Wagner rächte in derber Weise den Dichter ohne dessen Wissen in seinem „Prometheus", für dessen Verfasser auch von Nicolai Goethe selbst gehalten wurde. Merck, der sowohl mit Nicolai wie mit Goethe befreundet war, suchte zu vermitteln und verstand es in einer sehr feinen Rezension in der allgemeinen deutschen Bibliothek sowohl dem Genie des Dichters als den pedantischen Befürchtungen über die Verherrlichungen des Selbstmords gerecht zu werden. Die auf litterarischen Klatsch sich gründenden Anklagen Nicolais gegen Goethe wies Merck entschieden und warm zurück. „Wenn Sie nur einige Abende mit ihm so nahe wie Wieland zusammengesperrt würden, Sie würden einander so liebgewinnen wie zwei Eheleute" . . . „Wenn Sie ihn sähen, den Burschen im Schlafrock und Nachtwamms der Bonhommie, er würde Ihnen gefallen," schrieb er damals an Nicolai. Freilich gelang es Merck nicht, wie leicht begreiflich, seine beiden Freunde einander näher zu bringen.

Dazu kam noch ein Streit Nicolais mit Wieland, in den Frau Rat ebenso eingeweiht worden war, wie in den ihres Sohnes. Nach mehrfachen Angriffen gegen Nicolai hatte Wieland einen Hauptstreich gegen die von jenem verlegte Uebersetzung von „Johann Bunkels Leben" in seinem Merkur geführt, worin er dieses Buch als ein schales, glattes und sittenloses Machwerk mit Recht brandmarkte. Goethe, alle Weimarer und natürlich auch Frau Rat, standen auf Wielands Seite. Sie war empört über Nicolais Angriff und Verteidigung und knüpfte das Urteil an die Dankesworte für das von ihr mit Begeisterung gelesene Wielandsche Märchen Pervonte an:

„Da mir nun bei dem Lesen so wohl ward, daß ich's Euch gar nicht beschreiben kann, ergrimmte mein Geist, daß ein Mann wie Ihr sich notgedrungen sieht, einem solchem Schuft von Buchhändler nur eine Zeile zu antworten. Bunkel wird immer und in Ewigkeit ein abscheuliches Buch sowie Eure Recension ein Meisterstück bleiben und hie mit Gott befohlen. Lassen wir den fatalen Menschen fahren und suchen auf andre Gedanken zu kommen."

Merck dagegen ließ seinen Freund Nicolai nicht fallen. Das Mephistophelische in seinem Charakter, das Goethe und seine Mutter so oft an ihm hervorheben, veranlaßte ihn sogar, bei seiner Anwesenheit in Ettersburg an einer Tafel von zwanzig Personen „Wieland eine Stunde lang in die Pfanne

zu hauen, so daß jedermann ihn der Grausamkeit beschuldigte." „Allein die Dummheiten," fährt Merck selbst in seinem Berichte an Nicolai fort, „die er sagte, waren auch unerträglich, und ich mußte einmal laut reden, denn Goethe und der Herzog waren auch dabei."

Auf diese in Weimar gegen Nicolai herrschende Stimmung beziehen sich die oben angeführten Worte der Frau Rat: „Sie scheinen überaus gute Freunde zu sein — O Jemine! O Jemine!!!" sie erklärt auch die Worte Karl Augusts an Frau Rat (15. November 1781): „Schreiben Sie mir doch, wie sich Merck aufführt, er hat sich ordentlicher Weise entschuldigt, daß er sich mit Nicolai so gemein gemacht hat; was hat er vor Scandala mit diesem getrieben!"

Aus dieser Zeit stammt das Wort der Mutter: „Wenn es kein Weimar gäbe und kein Hätschelhans, so würde ich katholisch und macht's wie Maler Müller." Sie spielt damit auf den Dichter Maler Müller an, der damals in Rom zur katholischen Kirche übergetreten war. Durch seinen Besuch im Jahre 1777 hatte sie ihn persönlich kennen gelernt; da ihr seine Dichtungen durch Freund Wagner bekannt geworden waren, hatte sie ihn natürlich sehr gütig aufgenommen. So konnte er dem „lieben Mamachen" durch Wieland tausend Grüße bestellen lassen.

Bald darauf besuchte sie der badische Hofrat Friedr. Dominicus Ring, dessen geziertes Wesen auch in dem kurzen Berichte seines Reisejournals durchbricht:

„Madame Goethe unterhielt mich von Klopstock, Wieland, Schlosser und dem Herrn Sohn sehr angenehm, wies mir den letzteren auch in theatralischer Kleidung sehr treffend gemalt, würde mir auch eins vordeklamiert haben, wäre sie nicht so heiser — besser enrhumiert gewesen. Sie versprach, mich womöglich bey der Mlle. Fahlmer noch einmal zu sehen, und hielt Wort.

„Nach einem kurzen Besuch beym jungen Hrn. Schultheß in seinem Gewölb, so erzählt ein anderer Besucher, der Schweizer J. H. Landolt, gingen wir zur Madame Göthe, der Mutter des berühmten Gelehrten dieses Namens. Sie ist eine Dame von vielem Verstand, und eine große Verehrerin Lavaters. Sie spricht gern von gelehrten Sachen, und zieht bey jeder Gelegenheit gegen die Französirung Deutschlands, und gegen die parfumirten süßen Herren los, deren Annäherung man durch den Geruch schon auf viele Schritte weit fühlt. So wenig sie das gezierte im Aeußerlichen leiden kann, so unausstehlich ist

es ihr auch im Wissenschaftlichen. Auf Bahrdten und andre neumodische Theologen ist sie daher sehr übel zu sprechen; weil diese Herren, wie sie sagt, uns die Bibel allzustark modernisiren wollen, und die Apostel und Jünger Christi, und andre ehrwürdige, weise und vortreffliche Männer des grauen Alterthums zu hochfrisirten französischen petitmaitres umschaffen, und sie da mit dem Degen an der Seite, und dem Chapeau bas Hütchen unterm Arm auftreten, und hundert wunderliche Sprünge machen lassen. In diesem Ton unterhielt sie uns die ganze Zeit über" .....

Endlich ist auch der Besuch eines älteren Freundes aus Goethes Sturm- und Drangzeit zu berichten. Christian Kayser war 1781 aus Zürich nach Frankfurt gekommen, hatte Frau Rat besucht und ihr von Lavater „zu ihrer innigen Freude" die besten Nachrichten gebracht.

Daß Frau Rat bei allen diesen Besuchen sich gab, wie sie war, und sich als des Dichters Mutter zeigte, dafür ist jüngst eine hübsche Aeußerung Goethes bekannt geworden: „Indem man sie ehrte," so lautet seine Bemerkung, „gab sie sich immer zum besten, sie konnte sich nicht vollkommener als Mutter eines Poeten legitimieren."

Trübe Stunden; Tod des Gatten.

Es ist kein Zufall, daß in diesen Jahren von Goethes Vater so wenig zu hören ist; es entspricht das durchaus der Stellung, die er einnahm. In dieser Zeit hat der schwer leidende, zuletzt fast kindisch gewordene Greis sich nur durch die Sorge und Pflege, die Frau Rat ihm in vollstem Maße angedeihen ließ, bemerkbar gemacht. Es war ein Zustand, der selbst einer humorvollen, lebensfrohen und gottergebenen Frau wie Frau Aja die gute Laune, wenn auch nur für kurze Zeit verderben konnte. Mit siebzehn Jahren einem zwanzig Jahr älteren Mann angetraut, stand sie noch in ihren besten Jahren und jugendlich frischen Anschauungen, als sie gezwungen war, den übellaunigen, grämlichen Greis jahrelang zu pflegen und das Bild eines körperlich und noch mehr geistig zerfallenden Mannes täglich vor Augen zu haben. Im Sommer 1776 freilich besaß er noch, wie seine Briefe zeigen, die volle geistige Kraft, aber schon den ganzen darauffolgenden Winter war er krank und wurde so nervös, „daß ihn das harte Zuschlagen einer Stubenthür erschreckte." Die Nachricht von Corneliens Tode soll der Hauptgrund zur Erschütterung seines Geistes gewesen sein. Diese Vermutung ist durchaus nicht so unglaubwürdig, obgleich sie wenig zu dem fast feindseligen Verhalten

Corneliens dem Vater gegenüber zu stimmen scheint. Die beste Erklärung geben Wolfgangs Worte in Dichtung und Wahrheit:

„Der Vater gehörte zu jenen Naturen, die obgleich tief fühlend und liebevoll, jede Aeußerung eines solchen Gefühls für Schwäche halten und sie hinter erkünstelter Strenge verbergen.“ Wenn auch diese Strenge ihr Herz ihm entfremdet hatte, er liebte die Tochter deshalb nicht weniger innig. So sind auch die Worte der Mutter beim Tode Corneliens an Lavater zu verstehen: „Dem kranken Manne mußte ich der Todesbote sein von seiner Tochter, die er über alles liebte!“

Aus dem Winter desselben Jahres besitzen wir einen Bericht der Frau Rat an Seidel: „Der Herr Rat ist immer noch nicht recht wohl, wir brauchen Medizin, laufen spazieren u. s. w. Die Jahre kommen freilich heran, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht.“ Der Herzog fand bei seinem Besuche mit Goethe im September 1779 einen gebrochenen Mann und Frau Aja dachte damals: „Der Vater stürbe auf der Stelle“ bei der Ueberraschung. Auch der Sohn schrieb schonend und liebevoll in seinem Bericht an Frau von Stein: „Meinen Vater habe ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtnis nimmt ab.“ Im Jahre 1780 scheint voller Stumpfsinn eingetreten zu sein. Frau Rat ist nun ganz einsam, sie hat niemand mehr, dem sie ihre Freuden mitteilen kann; ein schwerer Anfall im Oktober 1780, gerade bei der Anwesenheit der Herzogin Anna Amalia, ist von dem Kranken überhaupt nicht mehr überwunden worden.

Und nicht nur die Pflege, auch des Gatten Arbeit lastete nun auf der Hausfrau. „Als ihn der Schlag rührte,“ so lesen wir in der Aristeia, „suchte sie sich in seine Geschäfte hereinzuarbeiten; sie besorgte nach seiner Weisung das meiste. Zum zweiten Mal rührte ihn der Schlag, er konnte nicht mehr selbst essen und nur sehr schwer sprechen.“ Das ist die Zeit, von der sie an Lavater berichtet:

„Der arme Herr Rat ist schon seit Jahr und Tag sehr im Abnehmen. Vornehmlich sind seine Geisteskräfte ganz dahin; Gedächtnis, Besinnlichkeit, eben alles ist weg. Das Leben, das er jetzt führt, ist ein wahres Pflanzenleben. Die Vorsehung findet eben für gut, mich durch allerlei Wege zum Ziele zu führen, denn daß ich dabei was rechtes leide, brauche ich einer so gefühlvollen Seele wie Ihr seid, nicht lange vorzuerzählen. Zumal da ich keinen Ersatz an meine Kinder habe; — alles ist ja von der armen Frau Aja weit, weit weg.“

Und noch mehr verrät die dem Sohn gegebene Schilderung von dem traurigen Zustand:

„Der Vater ist ein armer Mann, körperliche Kräfte noch so ziemlich — aber am Geiste sehr schwach — im übrigen so ziemlich zufrieden, nur wenn ihn die Langeweile plagt — dann ists gar fatal — An der Reparatur des unteren Stocks hat er noch große Freude — meine Wohnstube, die jetzt ganz fertig ist, weist er allen Leuten — dabei sagt er, die Frau Aja hats gemacht, gelt das ist hübsch — nun wird die Küche gemacht, das amüsiert auch gar sehr, und ich danke Gott für den glücklichen Einfall, den ich da hatte — wenigstens geht der Sommer dabei herum (denn vor August werd ich nicht fertig), für den Winter mag die Zukunft sorgen." Anderen gegenüber kommt kaum eine Klage über ihre Lippen.

Aber wenn Anna Amalia von ihr sagt: „Soll die arme Frau denn immer leiden?" und der Herzog bei der Todesnachricht ausruft: „Nun kann Goethes Mutter endlich Luft schöpfen," wenn ferner Frau Rat zur Antwort auf das Trostschreiben der Herzogin bei dem Ableben ihres Gatten schreibt: „Ihm ist wohl, denn so ein Leben, wie die letzten zwei Jahre, davor bewahre Gott einen jeden in Gnaden!" so erkennen wir leicht, welch ein Leben die getreue Pflegerin in diesen Jahren hat führen müssen.

Abgesehen von den schon geschilderten Besuchen, zu denen noch mehrere von Merck und von Frau La Roche hinzukamen, war das Leben der Frau Rat in diesen Jahren wie natürlich ruhig und still, auch hat sie wohl außer zwei Ausflügen zu Merck nach Darmstadt das ihr so liebe Frankfurt kaum verlassen. Von kleineren Abwechslungen werden die Montagsgesellschaften, bei denen das Kartenspiel nicht fehlte, erwähnt und die Freitags- und Mittwochskonzerte im Winter.

Diese Konzerte wurden im großen Saal des Roten Hauses, des jetzigen Posthauses auf der Zeil, abgehalten, und Frau Rat weiß nicht genug von der Pracht und Herrlichkeit zu berichten: „Mein einziger Trost sind die zwölf Spiegel im Roten Haussaal, und so ungefähr in der Mitte des Novembers hebt sich diese große Epoche des Vergnügens an." — „Haben Ihro Durchlaucht die Gnade, manchmal des Freitags abends um 6 Uhr an mich zu denken .... etwas dem neuen Jerusalem Aehnliches muß doch alle mal dabei herauskommen." Auch betrieb Frau Aja den Winter über ihr Steckenpferd, das Klavierspiel und Singen, von dem wiederholt die Briefe an die Her-

zogin sprechen, und das sie als unfehlbares Mittel gegen Trübung der guten Laune anwandte. — „Ich mach's wie Frau Aja," meinte einst Anna Amalia, „schüttle mich ein paar mal, setze mich ans Klavier oder zeichne, da werden die Ideen wieder couleur de Rose." Auch an einem zweiten Steckenpferd, dem Schachspiel, hatte Frau Rat „ein groß Gaudium". Bis zu ihrer Verheiratung war Tante Fahlmer ihre Partnerin, später gab es, wenn Großmanns in Frankfurt waren, schon morgens um zehn Uhr ein Schachspiel zu vieren. „Wir lachen was rechts," — so lautet ihr Urteil über das Schachspiel, „über den Matz Bumbs von König, den jeder Laffe Schach machen kann, verstehen nun auch die Rede des Olearius im Götz von Berlichingen vollkommen, wenn er sagt, das Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre ꝛc." Daß neben dem eifrig betriebenen Spinnen das dritte Steckenpferd, das Lesen, im Winter auch nicht zu kurz kam, wissen wir schon aus Wielands und anderer Briefen. Im Sommer wurden täglich Spaziergänge unternommen: „Auch Frau Aja hat im Sinn, sich diesen Sommer hübsch nutzbar zu machen, freilich muß ich Abends allemal wieder in mein Häuslein zurück kehren — kann also die Sonne, wenn sie geschmückt wie ein Bräutigam hervor tritt, nicht sehen, habe sie |: solten Ihro Durchlaucht wohl glauben: | nie aufgehen sehen — dafür will ich oft bei ihrem Untergang mich einfinden, um doch etwas zu genießen. Künftige Woche habe vor Freund Merck zu besuchen, die Fahrt ist jetzt wegen dem frischen Grün in denen Wäldern ganz herrlich — da nehme ich ein paar brave Mädels mit und einen wackern Bursch, der uns gegen die Räuber verteidigt, und dann singen wir den ganzen Weg, allerlei, was wir aus Operetten und andern Liedern wissen, z. E. Es lebe der Herzog mein Töffel und ich, der Herzog vor alle mein Töffel vor mich u. s. w."

Mochten auch sonst die Verhältnisse so trüb wie möglich sein, gute Nachrichten vom Sohn schufen Freude und Sonnenschein. Leider sind wir aus dieser Zeit wenig über Frau Rats Beziehungen zu ihrem Sohne unterrichtet, wenigstens nicht unmittelbar; hat doch der Sohn im Jahre 1797 fast alle Briefe, die von 1772 bis 1792 an ihn gerichtet worden waren, verbrannt, und manche Stellen in den Briefen an Frau von Stein zeugen von diesem Verlust.

Aber auch die erhaltenen Ueberreste und die mittelbaren Nachrichten sind Zeugen ihrer Liebe und der sich steigernden Begeisterung für den wachsenden Ruhm des großen Sohnes. Ihre treue Verehrung des Herzogs und

der Herzogin gründete sich zumeist auf Dank für die von ihnen dem Sohn erwiesenen Gnaden- und Freundschaftsbeweise. Welch' zärtliche Sorge für den geliebten Hätschelhans zeigen fast alle Briefe an die Herzogin!

Am liebsten flöge sie nach Weimar, um des Sohnes Triumphe mit zu feiern, besonders bei der Aufführung der Iphigenie. Da das nicht geht, welche Freude, als er am 9. August 1779 nach fast vierjähriger Abwesenheit seinen Besuch ankündigte. „Gott hat nicht gewollt," schrieb er damals, „daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle, er hat ihm den Appetit verdorben und so sei's; ich will gern von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen; ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat . . . . . wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet." Den Empfang des Sohnes und des Herzogs kennen wir aus dem schönen Briefe an Anna Amalia. Daß auch Goethes Erwartungen entsprochen wurde, beweisen die Worte an die Freundin in Weimar: „Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannte haben sich sehr gefreut. Den Abend unserer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum allerbesten deuteten . . . . . . meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe."

Aus der Schweiz sandte er ihr seine für Frau von Stein geschriebene Reisebeschreibung.

Wie stolz ist sie darauf, daß er ihr alle seine Werke zuschickt. Der große Freund Merck muß erst zu ihr nach Frankfurt kommen, wenn er sie schnell kennen lernen will. Die „Vögel" machten ihre besondere Freude und auch der Jahrmarkt von Plundersweilern, zu dem die Herzogin die Musik geschrieben hatte. Einen wahren Jubel aber erregte die Zusendung der Krauseschen Aquarellzeichnung zu dem Gedicht „das Neueste von Plundersweilern", in dem Goethe für die Herzogin Anna Amalia zu Weihnachten 1781 die deutsche Litteratur der letztvergangenen Jahre in einem Scherzbilde dargestellt hatte.

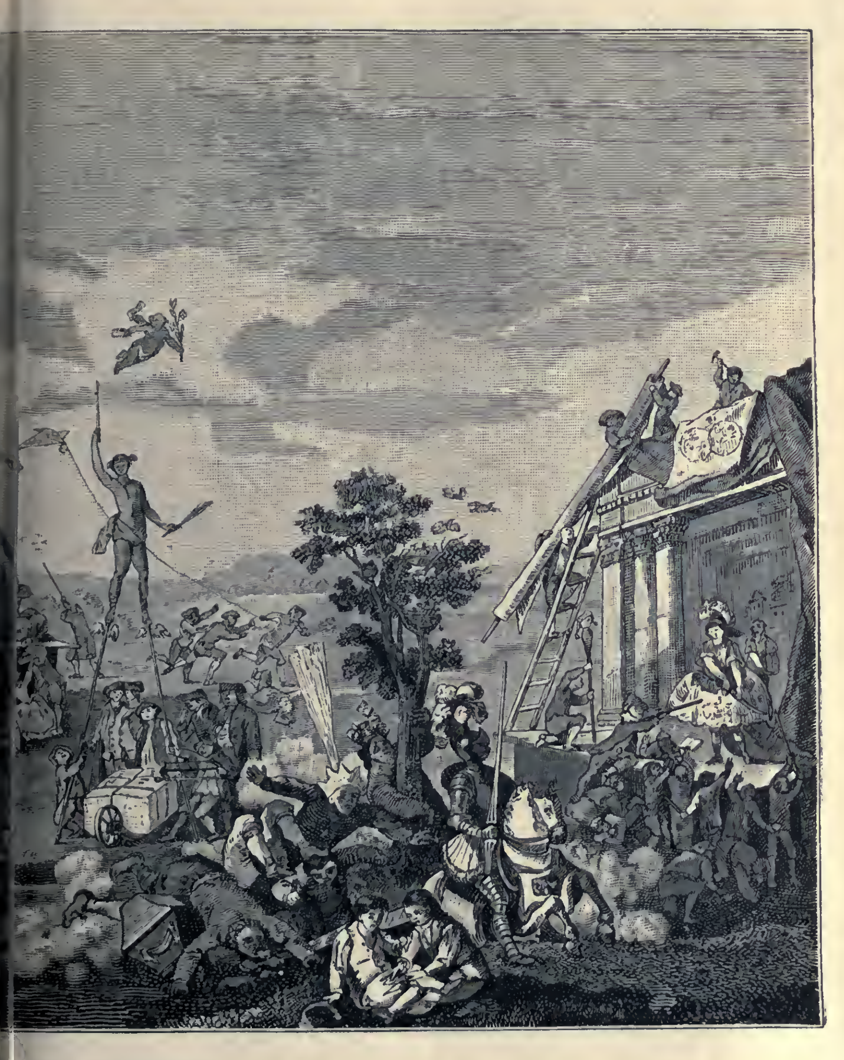




Das Jahrmarkt e

Aque ll

Zu Heinemann, Goethes Mutter, 5. Aufl., S. 169.



…u Plundersweilern.

…n Kraus.



Gleich nach dem Empfang bedankt sich Frau Aja mit den Worten:

„Durchlauchtigste Fürstin!

Den Augenblick kommt der berühmte Flecken von Plunderweiler gut und wohlbehalten an. Ich halte es für meine Pflicht, solches Ihrer Durchlaucht |:da zum Glück eben Posttag ist:| auf das geschwindeste einzuberichten. Mehr bin ich aber auch bei Gott nicht imstande! Gucken, Lesen, Lesen, Gucken, in die Hände klatschen, Lachen u. s. w. Das wird nun freilich wenigstens so ein paar Tage fortdauern — Wegen des Merkurs und meinem Liebling (Wieland) mit dem Lilienstengel in den Wolken, davor hätt' ich meinen Sohn küssen mögen — Alles soll aufs heiligste beobachtet werden — Mercken will ich schon im Respekt erhalten, darauf können Ihro Durchlaucht Sich verlassen."

Am 10. März wird der Eindruck auf Merck noch genauer berichtet:

„Mit unterthänigstem Dank, kommt hier das große Meisterwerk zurück. Die Freude und den Jubel, welches es mir und andern guten Seelen gemacht hat, ist ganz ohnmöglich zu beschreiben; nur von dem Gaudium des 5. Märzes muß ich doch etwas sagen. Merck war punkt 12 mittags in unserm Haus, zur Gesellschaft hatte ich Freund Bölling und Riese auch eingeladen. Wir speisten mit großer Behaglichkeit, und der 26ger versetzte alle in sehr gute Laune. Nach Tisch holte ich eine Staffelei, stellte sodann das Opus drauf, führte Mercken davor, ohne ein einziges Wort zu reden, hatte auch den andern verboten keinen Ton von sich zu geben. Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen, ganz betäubt ob all der Wunder — auf einmal fuhr er in die Höhe — Um Gottes Willen! da bin ich auch — seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele, das bin ich! Da ist Nicolai, der sägt an den Stelzen — die in der Laube, sind die Göttinger — das ist der Werther — den Mann im Talar hielt er vor Lavater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug getrieben wird, behagte ihm gar sehr. — Nach langem Beschauen von oben und unten, von rechts und links — fragte er endlich, ob denn gar keine Beschreibung dabei wäre, daß das alles noch anschaulicher würde. Jetzt rückte ich mit den Versen heraus und deklamierte mit solcher Kraft und Wärme, daß es eine Lust war es anzuhören."

Den Stolz auf die Werke ihres Sohnes bezeugt besonders aus dieser Zeit das Urteil über Friedrichs des Großen Schrift: De la littérature allemande, in der bekanntlich Goethes Götz schlecht weggekommen war.

„ . . . . . Von dem schönen Gelese des Königlichen Verfassers habe mir gar viel erzählen lassen — Aber sonderbar ist's doch, daß sogar unsere Philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituiert. Ich las neulich eine Anekdote von der großen Königin der Britten Elisabeth, die die Aufschrift hatte — Die größte Königin ist doch nur ein Weib — Hier möchte ich sagen, der größte König ist doch nur — ein Mensch! Meinem Sohn ist es nicht im Traum eingefallen, seinen Götz vor die Bühne zu schreiben — Er fand etliche Spuren dieses vortrefflichen Mannes in einem juristischen Buch — ließ sich Götzens Lebens-Beschreibung von Nürnberg kommen, glaubte daß es anschaulich wäre in der Gestalt, wie's vor Augen liegt, webte einige Episoden hinein, und ließ es ausgehn in alle Welt."

Die Entgegnung Goethes auf diese Schrift des großen Königs, in Gesprächsform geschrieben, ist uns leider verloren gegangen. Es ist bezeichnend, daß unter den wenigen, die sie zu lesen bekommen haben, eine der ersten die Mutter war.

Wie schwer ihr die Trennung von dem einzigen, vielgeliebten Sohn war, zumal die Aussicht auf ihre Reise zu ihm immer geringer wurde, leuchtet aus allen Briefen hervor. Darum hörte sie trotz aller Verehrung für Weimar doch hin und auch wieder auf die Stimmen, die seine Rückkehr nach Frankfurt verlangten; besonders wenn sie von Krankheit und seiner Klage über das Weimarische Klima, das auch sie in den Bann gethan hatte, vernahm.

In solcher Stimmung entstand der Brief vom 17. Juni 1781, in dem sie ihren Wunsch und ihre Befürchtungen durchfühlen läßt:

„Ich wollte mich eben zu Tische setzen (es war gleich 10 Uhr) als Merck schon wieder da war — Dieses späte Kommen befremdete mich schon etwas — noch unruhiger wurde ich als er fragte, ob ich keine gute Nachrichten von Weimar hätte — weiter erzählte er, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hier wären, er mit ihnen gesprochen, und auch noch diesen Abend mit Ihnen speiste — Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen, so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Nein sagte er, davon weiß ich nichts — aber allemal und auf alle Fälle sollten Sie suchen, ihn wieder her zu kriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich — Die Hauptsache hat er zu stande gebracht — der Herzog

ist nun wie er sein soll, das andere Dreckwesen — kann ein anderer thun, dazu ist Goethe zu gut u. s. w. Nun stelle dir vor wie mir Muthe war .... So bald ich allein war, stiegen mir die Grillen mächtig zu Kopf. Bald wollte ich an den Herzog, bald an die Herzogin Mutter, bald an dich schreiben — und hätte ich Dienstags nicht meine Haut voll zu thun gehabt, so wäre gewiß was passiert, nun aber war der Posttag versäumt."

Hierauf folgte der schöne Brief Goethes vom 11. August 1781, der alle ihre Befürchtungen zerstreute:

„Auf Ihren vorigen lieben Brief zu antworten, hat es mir bisher an Zeit und Ruhe gefehlt. In demselben ihre alten und bekannten Gesinnungen wieder einmal ausgedrückt zu sehen und von Ihrer Hand zu lesen, hat mir eine große Freude gemacht. Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großentheils zu thun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andre mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus einer Haut heraus in eine andere sehnen, will sich dünkt mich nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur, was ich aufopfre, und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht .... Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie, bei dem gegen-

wärtigen Zustande des Vaters, nie verläßt. Fahren Sie fort, Sich so viel Veränderung zu verschaffen, als Ihnen das gesellige Leben um Sie herum anbietet."

Eine Reihe Briefe der Frau Rat sind aus dieser Zeit verloren gegangen. Auch die Briefe, die zwischen beiden beim Tode des Vaters gewechselt worden sind, kennen wir nicht.

„Von meiner Mutter habe ich einen Brief bekommen, der fürtrefflich ist. Solang ich Euch beide habe, kann mir's an nichts fehlen." Diese schönen an Frau v. Stein gerichteten Worte stammen aus dieser Zeit. Mutter und Sohn sind nun allein von der Goethischen Familie übrig. Am 25. Mai 1782 war der Vater von seinen Leiden erlöst worden.

Frau Rat als Theaterfreundin.

Zufälligkeiten haben es verursacht, daß wir gerade aus dem ersten Jahrzehnt der Witwenschaft der Frau Rat über den Verkehr zwischen Mutter und Sohn sehr wenig unterrichtet sind: einmal die schon mehrfach beklagte Vernichtung aller an ihn gerichteten Briefe bis 1792 durch Goethe selbst im Sommer 1797 — nur einer von Frau Rat nach Rom gerichtet, ist durch wunderbares Schicksal erhalten — und ferner der Verlust aller Briefe des Sohnes selbst an die Mutter mit Ausnahme von dreien. Dazu kam der mehrjährige Aufenthalt Wolfgangs in Italien, der allein schuld daran war, daß Frau Rat in diesem Jahrzehnt auf den sehnlichst erwarteten Besuch des Sohnes vergeblich warten mußte. Uns gestattet diese durch die Lücke in den erhaltenen Quellen scheinbar vorhandene Pause in dem innigen Verkehr von Mutter und Sohn uns mit dem Frankfurter Leben der Frau Rat eingehender zu beschäftigen, vorerst mit jener Neigung, die sie unbeeinflußt durch den Sohn bethätigt, und die einen der wesentlichsten Züge in dem Charakterbild der Mutter ausmacht, ihre große Vorliebe für das Theater. Daß zuletzt auch diese Neigung mit dem Dichter Goethe in allerengsten Beziehungen stand, hat er ja selbst in dem bekannten Verse ausgesprochen:

> Vom Mütterchen die Frohnatur,
> Die Lust zu fabulieren.

Schon als Kind hat sie das Theater besucht und nachhaltigen Eindruck gewonnen, das beweist eine hübsche Stelle aus einem Brief an den Schauspieler Großmann vom 19. Februar 1779. Empört über das urteilslose

Publikum, das die Aufführung eines Hamlet gar nicht zu würdigen verstehe, schlägt sie vor, vor solchen Zuschauern, lieber den Hermann von Frau Gottsched — sie meint das Drama von Elias Schlegel — spielen zu lassen.

„Wenn ich Schauspiel-Direktor wäre (so will ich Schippen-Dame sein) wenn sie nicht den Hermann von Frau Gottsched zu genießen kriegen sollten; es ist ein feines Stück, regelmäßig, moralisch, mit einem Wort nicht schwer zu verdauen. — Der Schauplatz stellt einen Wald vor, an den Bäumen hängen Bildnisse von alten Helden, Hermann und sein Vater treten auf — Vater: Nun Hermann höre zu, und merke mit Bedacht, warum dein Vater dich in diesen Hain gebracht — Sohn!!! wo dich Mut und Glück zu edlen Thaten tragen; so laß dir deine Pflicht (er wendet sich gegen die Bäume) von diesen Bildern sagen u. s. w. Was Hermann drauf zur Antwort gab, habe ich vergessen, denn ich war zehn Jahre alt als es hier gegeben wurde. Halt — ho, ho — es war mein Steckenpferd gemeint, das gar zu gern im Galopp geht, der Spaß passiert ihm eben nicht oft — Wenn ich in eine honnette Kompagnie gehe, wirds vernagelt."

Aus dem fast wortgetreuen Zitat ersieht man, welch ein lebendiges Interesse Frau Rat dem Drama und Theater schon so früh entgegenbrachte. Die Aufführungen der deutschen Schaubühne auf dem neuerbauten Komödienhaus im Junghof in Frankfurt der unter Marchands Leitung trefflich spielenden Kurpfälzischen Gesellschaft in den siebziger Jahren wird sie häufig besucht haben. In dieser Zeit sah sie wohl auch das Lustspiel von Holberg, „Der politische Kannegießer", das ihr zu folgendem hübschen Briefe an Klinger, den sie über den langweiligen und öden Aufenthalt in Gießen trösten wollte, Veranlassung gab: „Ich meine immer, das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren ..... Darinnen habe ich nun wenigstens eine große Stärke. Jammer Schade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehen, aber in Prosa müßte es seyn, von Versen bin ich keine Liebhaberin, das hat freylich seine Ursachen, der politische Kannengießer hatte den nämlichen Haß gegen die Lateinische Sprache." So ist Theaterbesuch schon aus frühester Zeit bezeugt, aber „als Steckenpferd" rechnet Frau Rat ihre Neigung fürs Theater erst vom Jahre 1777 an.

In der Ostermesse dieses Jahres spielte zum ersten Male in Frankfurt die berühmte Seylersche Truppe. Bei ihr befand sich der treffliche Schauspieler, der bald in intimen Verkehr mit der Goethischen Familie trat und

besonders die treue Freundschaft der Frau Rat gewann, Wilhelm Großmann. Ein paar Jahre jünger als Wolfgang Goethe, hatte er zuerst Jura studiert und eine Stelle als Legationssekretär in Danzig angenommen. Von Jugend an für das Schauspiel interessiert, hatte er auf einer Reise durch Deutschland 1774 in Gotha die Seylersche Gesellschaft getroffen und bei Gelegenheit der Aufführung von Lessings Minna aus Gefälligkeit den Riccaut und bald darauf den Marinelli gespielt. Der große Erfolg dieses ersten Auftretens veranlaßte ihn bei der Gesellschaft zu bleiben. Dieser Entschluß wurde befestigt durch seine Verheiratung mit der schönen verwitweten Schauspielerin Caroline Sophie Auguste Flittner, geb. Hartmann, die ihm eine Tochter in die Ehe brachte, die später berühmt gewordene Friederike Unzelmann-Bethmann. Bald schwang er sich zu einem überall bewunderten Künstler empor, dessen Hauptrollen „Chevaliers, Deutsch-Franzosen und Juden" waren. Zu Ende des Jahres 1778 übernahm er die Direktion des kurfürstlichen Kölnischen Theaters in Bonn und veranstaltete Anfang der achtziger Jahre Gastdarstellungen in Münster, Göttingen und Frankfurt am Main. Großmann unterschied sich durch seine Bildung vorteilhaft von vielen seiner Kollegen. Die Briefe von Schiller an ihn zeigen, daß dieser ihn nicht nur als Schauspieler, sondern auch als Mensch schätzte. Großmann war auch ein sehr fruchtbarer Dichter. In jugendlichem Leichtsinn soll er sogar einmal dem großen Lessing auf dessen Behauptung, daß man zur Abfassung eines guten Lustspiels dreiviertel Jahr brauche, gesagt haben, daß er nur drei Tage dazu nötig hätte. Seine zahlreichen Dramen sind dafür auch der Vergessenheit anheimgefallen. Damals waren sie sehr beliebt; „Henriette" und „Nicht mehr als sechs Schüsseln" gehörten sogar zu den „Leibstückern" der Frau Rat.

Um die prächtigen Briefe der Frau Rat an Großmann zu verstehen, muß man die Theaterverhältnisse Frankfurts etwas genauer kennen. Nicht wie heute, wurde das ganze Jahr hindurch in einem festen, nur für diesen Zweck errichteten Gebäude gespielt, sondern nur während der Messen zu Ostern und Michaelis und in der Zeit von Neujahr bis Fastnacht. Während der übrigen Zeit spielten die Wandertruppen in anderen Städten. So tritt denn zwischen Frau Rat und Großmann in dieser Zwischenzeit der schriftliche Verkehr an Stelle des mündlichen oder auch dann, wenn eine andere Truppe die Seylersche aus Frankfurt verdrängt hatte. Seyler spielte zum ersten Male in Frankfurt vom 14. Mai bis 14. Juni 1777. Der intimere

Verkehr der Frau Rat mit mehreren Mitgliedern gerade dieser Gesellschaft scheint darin seinen Ursprung zu haben, daß ihr Freund, der mehrfach genannte Schriftsteller und (seit Herbst 1776) Advokat in Frankfurt Heinrich Leopold Wagner in nahen Beziehungen zu Seyler stand und der andere Frankfurter Freund Klinger in den Jahren 1776—1778 Theaterdichter der Seylerschen Gesellschaft war. Das Theater wurde am 14. Mai mit einem von Wagner gedichteten Prolog, auf den die Aufführung von Emilia Galotti folgte, eröffnet; auch spielte Seyler im Herbst desselben Jahres in Frankfurt und zwar vom 26. August bis 10. November. Der uns teilweise erhaltene Spielplan weist unter anderem Romeo und Julia, Minna von Barnhelm, Richard III. und mehrere Lustspiele von Großmann auf. Auch in den beiden nächsten Jahren finden wir während der Messen Seyler in Frankfurt. Da Großmann schon Ende 1778 die Seylersche Truppe verließ, so geben gerade über diese Zeit die Briefe Auskunft. Der Spielplan zeigt die Aufführungen des Götz und des Clavigo, des Macbeth, Othello und Hamlet. Am Schlusse des Jahres 1779 löste Seyler seine Truppe auf; sofort benutzten Großmann und Hellmut, die die Leiter der Kurkölnischen Truppe geworden waren, die Gelegenheit, um in Frankfurt Vorstellungen zu geben. Zu Ostern 1780 und 81, ebenso im Herbst 1780 konnte Frau Rat ihren Freund und seine Leistungen bewundern. In der Michaelismesse des folgenden Jahres 1781 aber wurde ihm sein Gegner Böhm, der Leiter der Kurmainzischen Truppe vorgezogen. Dieser hatte schon im Herbst 1780 neben Großmann in Frankfurt gespielt, er wußte den Geschmack der Frankfurter besser zu treffen. Böhm spielte auch im Herbst 1781, ebenso Ostern und Herbst darauf, wo er Schillers Räuber zur Aufführung brachte; von anderen Truppen sind zu erwähnen eine Hartmannsche um die Wende des Jahres 1778 und die Fischersche im Beginn von 1781. Aber für die Eröffnung des Städtischen Komödienhauses am 3. September 1782 wurde Großmann berufen. Erst mit diesem Tage erhielt die Kunst ein bleibendes Heim in Frankfurt. Hofrat Tabor, ein Frankfurter Kaufmann, pachtete das Haus auf zehn Jahre; er engagierte zuerst die Großmannsche Gesellschaft, später Böhm und Koberwein.

So oft Großmann in Frankfurt war, war sein und seiner Familie Verkehr im Hause der Eltern Goethes sehr vertraut. Die vielen herzlichen Grüße auch vom Herrn Rat an die Frau und die zahlreichen Kinder, die Erinnerungen an das gewohnte „Schachspiel um zehn Uhr früh zu vieren“

und vor allem die vielen herrlichen Briefe der Frau Rat an ihn und auch an seine Gattin lassen uns auf innige Freundschaft schließen. So werden denn auch Frau Rat und ihr Sohn zu Paten eingeladen und Frau Rat beeilt sich, in einem launigen Schreiben um sechs Uhr früh im Dezember geschrieben, schleunigst ihren und ihres Sohnes Namen für den zu erwartenden Sprößling mitzuteilen, „damit sie das Kind in der Angst nicht Ursula, Agnes oder wohl gar Tristmegistus tauften."

Wenn Großmann in anderen Städten spielte und andere Truppen in Frankfurt sind, werden getreue, meist sehr ergötzliche vergleichende Berichte geschickt. So von der Aufführung des Hamlet am 29. Januar 1779, wo, wie in der Ankündigung besonders hervorgehoben wird, auch die sonst immer weggelassene Totengräberscene gespielt wurde. Hören wir den Bericht unserer Theaterfreundin über das Publikum:

„Die günstige Aufnahme des Hamlets hatte mir beinahe unser Publikum ehrwürdig gemacht, aber beim Licht besehen, war es nichts, gar nichts als Neugierde — etliche, wenige ausgenommen räsonnieren sie wie die Pferde. Vor einigen Tagen traf ich in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten Welt an, die von Hamlet das Urteil fällte, es wäre nichts als eine Farce — O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farce!!!!! Ich dachte, ich kriegte auf der Stelle eine Ohnmacht — Ein anderer behauptete (noch obendrauf mit dem Ausdruck) daß ihn der Teufel holen sollte, wo er nicht eben so ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschrödrischer Weinhändler. Da ist nun als ein Gekreische von unserm Jahrhundert, von erleuchteten Zeiten u. s. w. und doch ist (eine kleine Zahl ausgenommen, die freilich das Salz der Erden sind), bei denen Herrn und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen und verdauen können — Milchbrei — gefrorene Sachen — Zuckerplätzchen — hogout das ist ihr Labsal, freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen."

„Es wurde," schreibt sie von der Aufführung einer anderen Truppe (November 1780), „ein moralisch Ding Armut und Tugend aufgeführt, und ohngeachtet es hundekalt im Saal war, so kriegte ich doch vor Angst so rote Backen, als wenn fingersdick der Carmin drauf läge. Die armen Leute heulten und greinten so erschrecklich, als wenn sie die Daumenschrauben an Händen und Füßen hätten. — Besonders war das auf die Knie fallen vor einem Wohlthäter u. s. w. ausnehmend ängstlich, und that allemal einen solchen

Plotz, daß ich alle Kniescheiben für verloren gab — der Vorhang fiel endlich zu meiner großen Erquickung — darauf wurde die Weinlese gegeben, und das geriet nicht übel, der Prinzipal, der Fischer heißt, ist ein guter komischer Schauspieler und die andern waren auch alle besser in ihrem Fach. — Man konnte doch vor seine 30 Xr. sich satt lachen, und das war doch allemal das Geld unter Brüdern wert. Die Weiber machen's doch im Schreiben wie im Reden, ists einmal im Gang, klipp, klapp geht's wie eine Mühle — Gott sei dem gnädig, der mit vielen korrespondierte!"

Ihren Einfluß bei den Ratsherrn, besonders bei ihrem Bruder macht sie für Großmann, wenn sie irgend kann, geltend. Auf andere Gesellschaften, die Großmann zu verdrängen suchen, ist sie natürlich nicht gut zu sprechen. Besonders die Mainzer Rivalin (die Böhmsche Truppe) erregt ihren Unmut:

„Böhms Truppe soll von Herzen schlecht sein, das wissen viele von der Obrigkeit selbst, aber sie sprechen, man hätte dem Kurfürst von Mainz doch einmal einen Gefallen erweisen müssen. Nun glaube ich ganz gewiß, daß ihn die Frankfurter bald satt kriegen — und werden dann gezwungen sein zu bekennen, daß Ihre Truppe weit besser sind — daß ich dazu aus allen Kräften helfen werde, darauf verlassen Sie Sich. Die Namen Schmidt, Steiger, Viala, Großmann, Hellmuth — will ich dem verkehrten Geschlecht so in die Ohren kreischen, — darob sie sich männiglich verwundern sollen. Auch kommt der glückliche Umstand noch dazu, daß vor dem Jahr Christi 1782 N. B. erst in der Herbstmesse (und wenns da erst wahr ist) das neue Schauspielhaus gar nicht zu genießen sein wird noch kann — Drum nur getrost Herr Gevatter, denn ich sehe im Geiste bei Aufziehung des Vorhangs im neuen Hause, Herrn Schmidt hervortreten, und an uns samt und sonders eine gar herrliche Rede halten, Amen."

Auch das Frankfurter Publikum sei schuld, da es nicht unterscheiden könne zwischen Großmanns künstlerischen Leistungen und dem Böhmischen Ballet und Hanswurstiade: „Der liebe Gott mag wissen, was sie wollen. Schon vor vierzig Jahren (sagte mein alter Agent Schneider) hatte Madame Neuberin beinahe ebendas gesagt und geklagt."

„So gut Wein und Früchte |:besonders in diesem Jahr:| bei uns gedeihen, desto stupider werden die Menschen um mich herum — Ich habe diese Messe die deutlichsten Proben davon — Unsere vorigen Schauspieler konnten mit Hamlet, Emilie Galotti, Minna von Barnhelm u. s. w. auf keinen grünen Zweig kommen, und nur noch gestern trug dem jetzigen Namens Böhm,

ein herzlich dummes Ballet über 1000 Gulden ein — Besonders applaudierten meine Landsleute die Teufel, die mit dem brennenden Werg so gut umzugehen wußten, daß kein Unglück damit geschahe — Auch waren die Furien gar schön frisiert — und Satan und der Adramelech sahen auch gar nicht bitter aus — Mit einem Wort, es war eine Hölle, die sich gewaschen hatte."

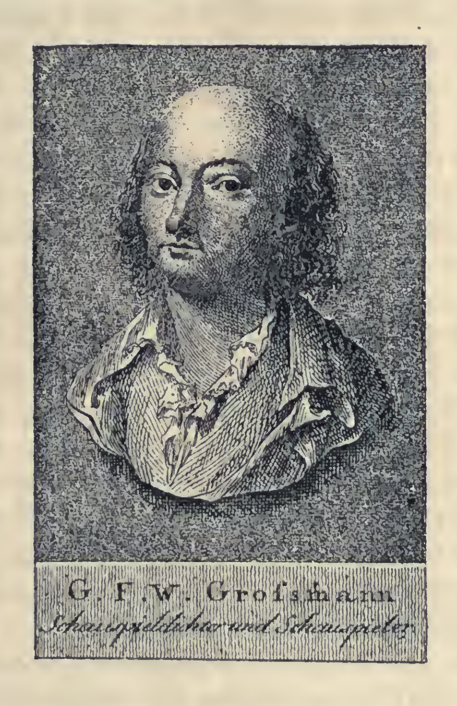
Die Klage der für die klassischen Dramen begeisterten Theaterfreundin war auch damals nicht mehr neu. Die Neuberin und Seyler hatten zu



Karoline Sophie Auguste Großmann, geb. Hartmann.

eigenem Schaden gesehen, daß man nicht gegen den Strom schwimmen könne. Das Theater wurde als Vergnügungsinstitut angesehen; der große Beifall, den die italienische Oper mit Ballet fand, zeigte den Direktoren, wo Gewinn zu holen war. Daher pflegte Böhm vor allem die Oper „und gestattete dem höheren Drama nur in soweit Raum, als es sich mit der nötigen Einnahme in Einklang bringen ließ." Aber der scharfe Tadel der Frau Rat gegen Böhm und seine Truppe ist nicht unparteiisch. Böhm war ein tüchtiger Direktor, Schauspieler und Komponist, den man die ersten und zwar vortreff-

lichen Aufführungen von Shakespeares Dramen wie Macbeth (1782), von Schillers Räubern und Mozarts Opern in Frankfurt verdankt. Auch Großmann trug der Geschmacksrichtung Rechnung, führte vor allem Singspiele und Ritterstücke auf. So ist das Urteil der Frau Rat mehr persönlich aufzufassen. Wie ja die meisten Frauen entschieden und stark sind in Liebe und Haß, so brachte bei ihr die Neigung für Großmann und die ihr lieb gewordenen Schauspieler Abneigung und Haß gegen den bösen Rivalen hervor, der nicht selten den Liebling verdrängte.



Als nun gar Großmann das schon bezahlte Abonnement der Böhmschen Truppe überließ, wurde sie auf den alten Freund ernstlich böse:

„Was haben wir Frankfurter denn gesündigt, daß wir bei Meister Böhm und Konsorten ins Schauspiel gehen müssen um unser Abonnement von dem vortragiert zu kriegen??? Geben Sie dann dadurch nicht zu erkennen, daß Ihre und Böhms Leute einerlei Schrot und Korn sind — Denn Schlechteres werden sie uns doch nicht zumuten zu sehen. Und nur den Kitzel von des Hanswurst Freunden mitanzusehen könnte einem wieder

gichtbrüchig machen. Spielen könnte er so lang er wollte, nur Ihr Abonnement sollten Sie absolut nicht an ihn abgeben. Ihre Freunde, zumal die die bei dem letzten Unglück sich so viele Mühe um Sie gegeben haben — sind fuchswild — und wenn sich der Vorhang hebt und es erscheint so ein Christel, Distel Petrübi N. B. vor mein großmännisches Abonnement, so ärgere ich mich abscheulich — und das haben Sie doch wahrhaftig auf Ihrem Gewissen."

Wie sehr Frau Rat mit Leib und Seele dabei war, wie tief sie die Schönheit der Dichtungen und Darstellungen empfand und wie richtig sie zu urteilen verstand, das zeigt neben vielen anderen Stellen der tief gefühlte Dank, den sie einmal schriftlich dem Freunde nach seiner Abreise übermittelt.

„Nochmals vielen Dank vor alle die Freuden und vergnügten Tage, die Sie mir vier hübsche Wochen lang tagtäglich verursacht und gemacht haben. Bei meiner Lage, bei der Stille, die um mich herum herrscht, ists nötig, ist Wohlthat, wenn mir etwas vor die Seele gestellt wird, das sie aufzieht, in die Höhe spannt, daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliert. Doch da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Aeste hat weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden; so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so — Nun eben dieses ungefälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulnis."

Neben einigen Stücken Großmanns, Sprickmanns und den Brandesschen Schwiegermüttern und Ariadne sind ihre Lieblingsdramen: Emilie Galotti, Hamlet, Clavigo — „und beinahe hätte ich meine Minna von Barnhelm vergessen — wenn ich noch an das Stück denke und wie alle Rollen so gut besetzt waren, so ist's mir immer noch ein Jubel." Und diese Neigung war mit einem wahrhaft künstlerischen Verständnis verbunden. Frau Rat war eine viel zu innerliche und tief angelegte Natur, als daß sie, wie viele andere Frauen, nur der Reiz einer Aufführung und die Begier zu sehn und gesehn zu werden, in das Theater gelockt hätte; die Lust zu Fabulieren, die Liebe zur dramatischen Dichtung, jenes köstliche Erbe des Sohnes, war die wahre

Triebfeder. Darum las sie auch gern kritische Arbeiten und Rezensionen über die neuen Dramen; die dramatischen, im Oktober 1788 erschienenen Blätter des Herrn von Knigge, die fortlaufende Beurteilungen der Großmannschen Truppe in Hannover brachten, bereiteten ihr „ein wahres Freudenfest“, und mit dem trefflichen, bei allen Schauspielern gefürchteten Kritiker Professor Wilhelm Aloysius Schreiber stand sie in nahem Verkehr. Es ist wohl der beste Beweis für das hohe Ansehen, das sie selbst und ihr künstlerisches Urteil genoß, daß dieser ausgezeichnete Kritiker den ersten Band seiner dramaturgischen, im Jahre 1788 erschienenen Blätter niemand anderem als Frau Rat widmete.

Vom Jahre 1780 an war Großmann als Direktor der Kölnischen Hofschauspieler wiederholt zur Messe in Frankfurt. Am 3. September 1782 eröffnete er das neue Schauspielhaus mit dem heute ganz vergessenen Schauspiel „Hanno von Norden“ von Joh. Chr. A. Bock. Nach den trüben Tagen, die Frau Rat gerade in diesem Jahre durchgemacht hatte, welche Freude, als gar Heinrich IV. von Shakespeare am 11. Oktober 1782 gegeben und bald der schon früher (1778 oder 79) mit großem Erfolge aufgeführte Clavigo auf den Spielplan gesetzt wurde. Doch lassen wir sie selbst ihre Freude berichten. „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möchte ich sehen, der die Courage hätte einem mit schwarzem Blut zu inkommodieren — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, alles lachte sich die Galle vom Hertzen. Diese Woche sehen wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemahl ein großer Spaß.“ Freilich wurde vorläufig aus der Aufführung nichts. Der Clavigo wurde nicht in Frankfurt, sondern erst nach der Uebersiedelung der Gesellschaft in Bonn am 4. Dezember 1782 gegeben. Aber dafür war für andern „großen Spaß“ gesorgt. Wenn Frau Rat schreibt, „da wird gegeigt, da wird trompetet,“ so geht das auf die italienische Operettengesellschaft, die unter der Direktion von Ferrari im Januar und Februar 1783 im neuen Komödienhause spielte. Die schöne erste Tänzerin Meloncini war das Hauptlockmittel für die Frankfurter.

Trotz aller Sehnsucht nach dem gebenedeieten Weimar ruft sie doch einmal aus: „eins ist besser in Frankfurt, nämlich das Schauspiel. Es sind Leute, die schon auf den besten Theatern Deutschlands mit Ruhm geehrt worden sind und die ihrem Ruhm stehn.“ Gerade damals im November

1784 hatte Großmann allerdings ein vorzügliches Zusammenspiel. Da war von den Damen, um nur die von Frau Rat erwähnten zu nennen, die schöne Frau Fiala, die viele Jahre hindurch die Frankfurter durch die Darstellung der Heldinnen in klassischen Dramen entzückte und mit Frau Goethe bis ins späte Lebensalter befreundet blieb, ferner Fräulein Flittner als Stieftochter Großmanns bei Goethes Eltern von klein auf gern gesehen, und auch als Gattin Unzelmanns und später Bethmanns immer in naher Verbindung mit dem Dichter Goethe und seiner Mutter, dann die Heroine Stegmann, deren Gatte, ein tüchtiger Baritonist, von Frau Rat als „Liebling des Frankfurter und Mainzer Publikums" bezeichnet, der auch Teil hatte an der Ehre „am runden Tisch der Frau Rat zu sitzen." In einem später geschriebenen Brief lebt er der Hoffnung, noch einmal „an der runden Tafel das Vergnügen zu haben, ein froher Mensch zu sein." Beck und Bösenberg spielten komische Bediente und Bösewichte; der von Frau Rat mehrfach als „braver Schauspieler" gerühmte Steiger jugendliche Liebhaberrollen. Auch für Abwechslung durch Gastspiele sorgte Großmann: So lesen wir von Ifflands Auftreten im November 1784: „In Goldonis Lustspiel: Der verstellte Kranke war der Jubel und das Gelächter so groß, daß die Schauspieler mit angesteckt wurden und alle Mühe von der Welt hatten, im Gleise zu bleiben und sich nicht zu prostituieren." Im Frühjahr vorher hatte Frau Rat von Schiller, „dem Verfasser der Räuber", ein ganzes neues Stück gesehen: Kabale und Liebe. „Alles verlangt danach," berichtet sie vorher an Fritz von Stein, „und es wird sehr voll werden." Es war die erste Aufführung dieses Dramas in Deutschland. Auch Schillers Fiesko hatte sie schon am 8. Oktober 1783 kennen gelernt. Leider wurde der Leiter der kölnischen Truppe schon im Jahre darauf von großem Unglück betroffen. Am 17. April 1785 entstand in seinem Schreibzimmer im Theater in der Nacht Feuer — in dem Nebenzimmer schlief die Familie — das Volk weigerte sich zum Teil zu löschen. „Laßt die Barfüßerkirche bauen, wir brauchen kein Theater," rief die aufgehetzte Menge. Zwar wurde das Feuer erstickt, aber der unglückliche Direktor büßte dabei an 4000 Gulden durch Diebstahl ein. Frau Rat berichtet darüber in einem Briefe an Fritz von Stein: „Den 16. April wäre bald der ganzen Stadt Lust und Freude in Trauer und Wehklagen verwandelt worden. Nach Mitternacht brach in dem neuen, prächtigen Schauspielhause Feuer aus, und wäre die Hülfe eine Viertelstunde später gekommen, so war alles verloren. Der Direktor hat alles eingebüßt — nichts

als sein und seiner 6 Kinder Leben davon gebracht. — In solchen Fällen da ehre mir aber Gott die Frankfurter, — sogleich wurden drei Collekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten, eine von den Freimäurern, die hübsches Geld zusammenbrachten — auch kriegten seine Kinder so viel Geräthe, Kleider u. s. w. daß es eine Lust war. Da das Unglück das Theater verschont hatte, so wurde gleich 3 Tage nachher wieder gespielt, und zwar „der teutsche Hausvater," worin der Direktor Großmann den Maler ganz vortrefflich spielt. Ehe es anging, hob sich der Vorhang in die Höh', und er erschien in seinem halbverbrannten Frack, verbundenen Kopf und Händen, woran er sehr beschädigt war, hielt eine Rede — die ich Ihnen hier schicke — seine sechs Kinder stunden in armseligem Anzug um ihn herum, und weinten alle so, daß man hätte von Holz und Stein sein müssen, wenn man nicht mitgeweint hätte, auch blieb kein Auge trocken, und um ihm Muth zu machen und ihn zu überzeugen, daß das Publikum ihm seine Unvorsichtigkeit verziehen habe, wurde ihm Bravo gerufen und Beifall zugeklatscht.

Im nächsten Jahre sollte auch der Götz, dessen erste Darstellung im Jahre 1778 mißglückt war, die zweite Aufführung erleben, jenes Drama des Sohnes, in dem er der Mutter selbst das schönste Denkmal gesetzt hatte. Denn die Gattin des Götz trägt nicht nur den Namen der Frau Rat, sondern ist sie selbst. Mit welchem Stolz wird sie an diesem Tage im Theater gesessen haben. Der rauschende Beifall des Publikums galt ja nicht bloß den Schauspielern, er galt dem Sohne und so auch der Mutter. Diesen freudigen Stolz hören wir in ihrem Berichte an Fritz von Stein: „Der 8. Mai war sowohl für mich als für Goethes Freunde ein fröhlicher Tag — Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier schicke ich Ihnen den Zettel,. — Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei ihrem Hiersein auf dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruders Martin, — Götz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgießerei, die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbescene von Weislingen und von Götz thaten große Wirkung. Die Frage: „Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?" und die Antwort: „von Frankfurt am Main" erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht aufs Theater*) in der dummen

*) Das Verbot, Bischöfe auf die Bühne zu bringen, datiert wohl vom März 1770. Damals war Großmann, weil er im Julius von Tarent Geistliche im Ornat hatte auftreten lassen und „wegen anderer schändlicher Freiheiten" bestraft worden.

Behaglichkeit dasaß, und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehn,“ — da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel.“

In der Nachschrift heißt es: „Dienstags den 30ten Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Potz, Fritzchen, das wird ein Spaß sein!“

Eine bald nach der Aufführung des Götz erschienene Kritik nimmt auch auf Goethes Mutter Beziehung: „1786 Montag den 8. May zum ersten Mal Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Das Stück wurde nach den Mannheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen seines eigenen, allgemein erkannten Wertes, weil es zu Frankfurt, dem Geburtsort des großen Goethe und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde, von der einer unserer beliebten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: Nun begreife ich, wie Goethe der Mann geworden ist.“

Freilich waren es nicht die Schauspieler des Freundes, die ihr diese Freude bereiteten. Großmann war 1785 nach Kassel gegangen, später nach Hannover; er ist wohl von 1787 an nicht wieder nach Frankfurt gekommen. Frau Rat blieb bis zu seinem Tode 1796 seine treue erprobte Freundin. Wie oft sie ihre Freundschaft durch That und Bürgschaft bewiesen hat, davon zeugen die meisten der erhaltenen Briefe. Ihren treuen Rat verlangt er auch bei der beabsichtigten zweiten Verheiratung. Frau Aja warnt ihn in ihrer offenen Weise, „deutsch, gerade und bieder,“ ohne freilich Anklang zu finden. Nach mehrjähriger Pause des Briefwechsels wurde ein unerwartet eingetroffener Brief mit den originellen Worten beantwortet:

„Die unerwartete Ankunft Ihres lieben Briefes hat mir viel Vergnügen verursacht — mir wards, als träte ein alter guter Freund in meine Stube — und spräche: Da bin ich wieder. Die Vergleichung gefällt mir — meine Einbildungskraft wird mir beistehen — Sie sitzen in der bekannten Wohnstube — das Band meiner Zunge wird los — und ich hebe an meinen Spruch. Wenn Thalien und Melpomenen an mir etwas gelegen war, so mögen sie ihre Häupter mit Flor verhüllen und ihre Leichname in Trauergewand einwickeln. Die Ursachen dieser großen Revolution lassen sich her sagen wie — ein pater noster. Wer nur das mindeste Gefühl hat, kann der es ansehen, daß ein Mensch von der plumpesten Sorte — Dessen eigentlicher Beruf Porteschäsentragen wäre, dessen heulendes Organ ihn zum Nachtwächter quali-

fizierte — Daß ein solcher den guten biedern Wolf im Otto spielt! Ein gewisser Herr Großmann stellte diesen treuen Diener so brav dar, daß bei Singung der Romanze kein Auge trocken blieb — bei dem vierschröterischen Wolf lachte alles überlaut — Muß es nicht alle Illusion stören, wenn Madam Beck, die wenig Zähne mehr hat, in den beiden Billets das Röschen macht — ich will ihren sonstigen Talenten dadurch gar nicht zu nahe treten — aber ein Röschen ist sie doch wahrlich nicht — In diesem Ton könnte ich Ihnen noch viel vorerzählen."

Es folgt noch ein ausführlicher Bericht über die Kochsche Truppe. Tabor hatte nämlich für die letzten Jahre (1789—92) seine Rechte an die kurfürstlich Mainzische Theaterintendantur abgetreten und der Intendant von Dalberg hatte zur Leitung der Truppe den Schauspieler Koch engagiert, der ebenfalls viel mit Frau Rat verkehrte:

„Da ich überzeugt bin, daß mein Lieber Herr Gevatter schweigen kann — und also von allen diesen Nachrichten keinen Gebrauch als von sich selbst macht; so kann ich auch von Koch offenherzig reden. Er scheint mir ein guter Mann zu sein, scheint keinen üblen Charakter zu haben, aber träge, unordentlich, manchmal wissen die Schauspieler nicht was übermorgen gespielt wird — in der Garderobe soll eine Konfusion herrschen, die ohne gleichen ist — einige Rollen spielt er brav — Den Siegfried in der väterlichen Rache — gutherzige Alte — aber zu jungen Rollen ist sein Körperbau zu stark, seine Stimme zu hohl und rauh und äußerst unangenehm z. E. als Hamlet, als Posa im Don Carlos ist er mir unausstehlich, auch als Tellheim ist er ungenießbar. Stegmann ist jetzt der Liebling des hiesigen und Mainzer Publikums — er ist Operndirector — hat jetzt gute Singstimmen — Madam Helmuth — Madam Schick, Madam Walther — er läßt die Opern recht einstudieren — und wenn Koch toll würde, so giebt er keine neue, bis die Leute sie aus dem Fundament hertrillern können — da nun Koch es mit dem Schauspiel just umgekehrt macht — und den Leuten mit den Rollen keine Zeit gelassen wird, so folgt ganz natürlich, daß alles in die Oper läuft — und beim Schauspiel leere Bänke in Menge sind."

Das Urteil unserer Theaterfreundin ist sehr stark subjektiv gefärbt und unter dem Einfluß des Aergers geschrieben, daß ihr geliebter Großmann aus Frankfurt verdrängt worden war. Gerade der Regisseur Koch und der Theaterdichter Dr. Schmieder suchten eifrigst Oper und Schauspiel auf gleich guten Fuß zu bringen, zumal sie über ganz vorzügliche Kräfte

verfügten. Daß die Oper besonders gepflegt wurde, läßt sich aus diesen Jahren erweisen: vorzüglich gelungen war die Aufführung der Oper „Die Entführung aus dem Serail," von Mozart, am 22. Oktober 1789, die auch unsre Mozartenthusiastin begeistert haben wird. Figaros Hochzeit hatte schon als Lustspiel die höchste Bewunderung der Frau Rat gewonnen; am 11. Oktober 1788 bei der ersten Aufführung der Oper gleichen Namens in Frankfurt konnte sie sich nun auch an der Musik ihres Lieblings Mozart erfreun.

Ihre Bemühungen, den verehrten Freund Großmann bei der Gründung des Nationaltheaters (1791) nach Frankfurt zu bringen, waren vergeblich.

Unter den Schauspielern der Großmannschen Truppe, von denen viele in den Briefen als befreundet erwähnt werden, nahm der geniale, später in Berlin zu großem Ruhme gelangte Komiker Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann bei Frau Rat eine Vertrauens- und Freundschaftsstellung ein, die uns nach den erhaltenen Briefen an ihn wie das Verhältnis eines Sohnes zur Mutter erscheint. So auffallend ist ihr Mitgefühl bei Freuden und Leiden des Mannes, so groß die Furcht bei drohendem Unglück, so groß die Freude über sein Glück. Der Grund für diese Ehrenstellung Unzelmanns im Herzen von Goethes Mutter lag in seiner genialen Begabung, die die für schauspielerische Talente leicht entflammte Frau zu Bewunderung und hülfereicher Freundschaft hinriß. Unzelmann war 1753 in Braunschweig geboren, hatte sich 1784 der in Frankfurt spielenden Großmannschen Truppe angeschlossen und hier bald die Aufmerksamkeit der Frau Rat erregt. Ihre Beziehungen wurden auch dadurch inniger, daß Unzelmann die schon mehrfach erwähnte Stieftochter Großmanns, die hochbegabte, damals siebzehnjährige Schauspielerin Friederike Flittner, 1785 heiratete. Während der Jahre 1874—88 spielte er häufig in den Messen als Mitglied der Taborschen Gesellschaft in Frankfurt, so daß Frau Rat in gewissem Sinne von seinem vierjährigen Aufenthalt in Frankfurt sprechen kann. Vieles aus ihren späteren Briefen an ihn deutet auf freundschaftlichsten und vertrautesten Verkehr. Frau Rat nennt diese Jahre die glücklichste Zeit ihres Lebens. Seine Gattin war schon vor ihrer Verheiratung der besondere Liebling der Frau Aja; nicht minder ihre Kinder. „Wie ergötzte ich mich" — teilt sie einmal aus der Erinnerung mit — „wenn die Frau Gevatterin bei mir am kleinen klimper kleinen Tisch saß und die Trine den Reisauflauf oder die Geleepastete wohl und schmackhaft zubereitet hatte." Vielfachen Verkehr und Freundschaft mit der ganzen Familie beweisen die

Briefe auf jeder Seite. Gar manche „Bouteille Tyrannenblut" hat Unzelmann in der berühmten Wohnstube, wo er einen besonderen Stuhl mit doppelten Kissen hatte, getrunken: „sie hat ihm manchen Gram von der Stirn gewischt — es war so ein Asilum, wenn die Winde tobten und der Donner in den Lüften rollte — es war gar ein sicherer Hafen, wenn das Schifflein von dem Wellenmeer angetrieben wurde."

„Als ich die alten Herrn von 1706, 1719 im Keller wieder in Ordnung brachte — da fielen mir mancherley Gedanken — Sie werden leicht erraten können, was ich alles dachte," schreibt sie an den fernen Freund. Als er nach dem Brande 1785 auf einige Zeit nach Kassel ging, sandte ihm Frau Rat eine Dose, „wo ein Mann mitten im Schiffbruch einen Felsen erklommte."

Der freudigen und vor Freude überlauten Begrüßung bei seiner Rückkehr: — „Ist er da!!" — gedenkt sie noch in späteren Jahren. Dem sich herrlich entwickelnden Schauspieler ließ Frau Rat alle Protektion und Begünstigung angedeihen, selbst um seine pekuniäre Lage und seine Ausgaben kümmerte sie sich eingehend. Sie kann von sich sagen, den Grundstein zu seiner Größe, „worauf nun andere, größere und geschicktere Baumeister fortbauen mögen" gelegt zu haben; wie eine zweite Mutter erzieht sie ihn, hebt ihn heraus aus seiner niederen Sphäre und treibt ihn zu immer größerer Vervollkommnung in seiner Kunst an. Denn nur so sind ihre Worte zu verstehen:

„Meine Meinung war so gut so bieder — hätte ich ihn gelassen, wie und wer er war, er wäre noch bei uns, das bin ich so fest überzeugt, als von meinem eigenen Dasein."

Im Frühjahre 1788 scheint Unzelmann den Entschluß gefaßt zu haben, seine Stellung bei der Mainzer Truppe aufzugeben und nach Berlin zu gehen. Am 5. April 1788 konnte Frau Rat ihren Liebling noch einmal in einer Glanzleistung bewundern. Er spielte den Franz Moor in Schillers Räubern, die Frau Rat gewiß schon seit ihrer ersten Aufführung in Frankfurt (19. November 1782) kannte. Wir besitzen eine Kritik dieser Vorstellung von dem schon mehrfach genannten Verehrer der Mutter Goethes Wilhelm Aloysius Schreiber. „Franz von Moor," heißt es dort, „gab Herr Unzelmann. Er spielte anfangs zu ruhig, zu überlegt, und machte eben dadurch diesen schwarzen Charakter noch schwärzer. Feuer und Empfindung hätten Gesinnungen und Handlungen mehr motiviert. . . . . Wahr und erschütternd war sein Spiel im vierten Aufzuge, wo Gewissensangst den Verbrecher ergreift und er in Verzweiflung betend niederstürzt. Das Frankfurter Publikum gab hier einen

Beweis seines — um das gelindert zu sagen — Mangels an Delikatesse und Gefühl — es lachte wiehernd auf bei einer Situation, wo kaltes Entsetzen mich packte! Herr Unzelmann fühlte sich und trat einen Augenblick von der Bühne ab und der Vorhang mußte fallen. Es gereicht ihm indessen zur Ehre, daß er in dem darauf folgenden fünften Akt sein Spiel mit aller Anstrengung vollendete, und besonders die letzte Scene mit schaudernder Wahrheit ausführte. Und das Publikum — lachte beinahe wieder. Wenn noch derlei Geschöpfe, die taub sind für die Vergnügungen des Geistes und der reinen Sinne, wenigstens andern diese Quelle nicht trüben wollten!" Außer der Rivalität Kochs, der, nachdem Tabor seine Rechte an die Mainzische Theaterdirektion abgetreten hatte, das Theater leitete, müssen Intriguen anderer Schauspieler und Geldverlegenheiten bei seinem Abgange mit im Spiele gewesen sein. „Das Otterngezücht," schreibt im März 1788 Frau Rat, „soll aus meinem Haus verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen — keine Hand will ich ihnen zur Ehre oder zur Ermunterung rühren . . . . räsonniren will ich, Bürgers Frau Schnips soll ein Kind gegen mir sein."

Sie ist besonders darum besorgt, daß Unzelmann als ehrlicher Mann fortgehe und macht ihm daher Vorschläge zur Deckung seiner Schulden, sie will sogar Brandbriefe an alle ihre Schuldner abgehen lassen, um ihm zu helfen; nur soll er jetzt nicht nach Frankfurt kommen, um nicht von seinen Schuldleuten „prostituirt" zu werden, sie verspricht ihm, mit dem Intendanten seine Angelegenheit zu regeln, wenn er die Summe genau angeben wolle. Dennoch kam Unzelmann nach Frankfurt, trat mehrmals auf, verließ aber ganz plötzlich die Truppe und ging nach Berlin. Diese unerwartete Abreise, die wohl auch wider Recht geschah, verursachte seiner Freundin großen Kummer, zumal er nicht nur seinen eigenen Intendanten, Grafen Spaur, erzürnt und sich die Möglichkeit einer Rückkehr nach Mainz abgeschnitten, sondern auch den Intendanten des Theaters in Mannheim, Dalberg, beleidigt hatte.

Ihre Betrübnis über seine Abreise sucht sie zuerst in ihrer bekannten launigen Art und Erinnerung an das Brandessche Singspiel Ariadne Ausdruck zu geben: „Den Tag Ihrer Abreise schickte ich die dicke Iris (ihre Magd) — mit einem warmen, prächtigen Kuchen, etwas Tyrannenblut — einem sehr wohl stilisierten Abschiedsschreiben in Ihr Logis — aber eine mitleidige Oreade rief aus der bretternen Wand (denn es gab da keine Felsen). Er ist auf ewig Dir entflohen! Was machte aber Ariadne? das sollen Sie gleich hören. — So wild und ungeberdig stellte sie sich nun eben nicht

— die Eumeniden — die Furien wurden nicht incommodirt — und die ganze Hölle erfuhr von der ganzen Geschichte kein Wort — hätte die arme Naxoser Ariadne in unserm aufgeklärten Zeitalter gelebt — wo alle Leiden und Freuden alles Gefühl von Schmertz und Lust in Systeme gezwängt sind — wo die Leidenschaften wenn sie in honetter Compagnie erscheinen wollen steife Schnürbrüste anhaben müßen — Wo Lachen und Weinen nur bis auf einen gewissen Grad steigen darf — sie hätte zuverlässig ihre Sachen anders eingerichtet."

Aber der Ton will ihr diesmal nicht gelingen. Betrübnis, Kummer, Aerger darüber, daß der Freund seine Lage selbst verschuldet habe, bricht überall durch: „Auch sei Ihnen unverhohlen, daß ich öfters bitterböse auf Ihnen bin, daß Ihr Ehrgeiz, Ihre falsche Chimäre, Sie von hie weggetrieben haben, da man jetzt ganz das Gegenteil von allem sieht, daß Koch ein guter Mann ist," und dieselbe Stimmung zeigt der bald darauf folgende Brief:

„So ist es denn beschlossen, daß Sie durch Ihren falschen, ganz am unrechten Orte angebrachten Stolz und Ehrgeiz sich um die Liebe Ihrer bewährten Freunde bringen, sich ins Unglück stürzen wollen. Hat Ihnen Ihr hitziges, aufbrausendes, sprudelndes Wesen noch nicht Kummer genug gemacht — wollen Sie nie dem Rat wahrer erprobter Freunde folgen — Freunden, denen Sie viel, viel Dank schuldig sind." —

Sie verlangt unter Androhung der Kündigung Ihrer Freundschaft, daß er Dalberg um Vergebung bitte: „welcher vernünftige Mann wird sich denn schämen, zu sagen, ich habe gefehlt?"; auch solle er den Grafen Spaur wieder versöhnen. Unzelmann hörte leider zuerst auf die Mahnung der Freundin nicht. Darum fürchtet und zittert sie, seinen Namen „auf eine schimpfliche Weise in der Zeitung zu finden und das Gerede in allen Gesellschaften und Ihre Freundin mitten darunter — was soll die nun machen?"

„Geschrieben am 2. Pfingsttage und 1788 krank an Leib und Seele," so hat die sonst so lebenslustige Frau Rat diesen Brief überschrieben. Sorge um den Schützling und die Furcht, ihn nie wieder zu sehen, hatte sie so sehr ergriffen. Nur die Nachrichten aus Berlin — „Sie wissen, daß ich keine politica bin aber jetzt lese ich die Zeitung aber nichts als den Artikel Berlin" — von den großen Erfolgen Unzelmanns und seiner Gattin geben ihr etwas Trost. Als Unzelmann berichtet, daß der König sich bei ihm für seine Leistung habe bedanken lassen, meint Frau Rat: „Eine solche Ehre

hätten Sie und die Frau Gevatterin hier nicht erlebt, und wenn Ihr wie die Engel gespielt hättet, das Königliche Haus ließe sich bedanken! Das hätte hier der Bürgermeister nicht gethan! .... Die Ehre, die Ihnen der Monarch erzeigt hat, freut mich so, daß ich deckenhoch springen möchte!"

Voller Freude nimmt sie die Zeitung zu dem Mittagsessen zu Stocks mit, „da wird sich alles freuen, Mann und Weib, auch die Kindlein ... mit einem Wort die ganze Pastete." Freilich ists eine bittersüße Freude; „Andre die nicht gesäet haben, ernten und die den Samen ausstreute, leidet Hunger — den Baum, den ich pflanzte, von dem essen andre die nun reifen Früchte," so klagt sie und so ernst meint sie's damit, daß sie ihn bittet: „diese Nerve unberührt zu lassen, wo sie, um mit Don Carlos zu reden, immer Gichter spüren werde." „Wenn Orsina recht hat, daß die Unglücklichen sich gern aneinander ketten, so ist der Gegensatz ebenso wahr, daß der Glückliche die Gefühle des Unglücklichen selbst mit dem besten Herz und Willen doch nicht mitempfinden kann." Seit Unzelmanns Abreise macht ihr das Theater keine Freude mehr. „Mein Schauspiel-schuß ist seinem Ende nahe — weder an meinen sonst so lieben Fenster im Schauspielhaus weder unter den Spielenden noch unter den Stummen sehe ich was ich sonst sah und wenn mir einfällt, daß es immer und ewig so bleibt ..., so packt's mich bei der Brust, daß ich denke, der Odem bleibt mir aus."

„Ach mein armes Steckenpferd!" heißt es in einem andern Brief. „Es war ein so gutes, wohlthätiges, niemand beleidigendes Tierchen ... und nun wieder aus Mangel der Nahrung so klapperdürr, wie der Papst im Basler Totentanz."

Es ist ihr jetzt gleichviel, „ob sie den Hanswurst im Schlafrock oder den Don Carlos spielen". „Vor Zeiten hatte mir so eine Dramaturgie (sie meint einen Bericht über die aufgeführten Dramen) großen Spaß gemacht — aber dazu gehört gute Laune, vergnügtes Herz — Hoffnung die Leib und Seele erfreut — Wehen des Geistes der den toten Buchstaben Leben giebt. Dieses ist aber einem Toten (und moralisch ist das jetzt mein Fall) ohnmöglich." Manchmal läuft sie sogar mitten im Stück davon, wie in der „glücklichen Jagd": „denn wer konnte Große Ihre Rolle spielen sehen um nicht vor Aerger das Gallenfieber zu bekommen." Empört „lorgnirt" Frau Rat „die paar Juden im dritten Rang" und lief dann „mit ein paar Hem, Hem, auf und davon." Die letzte Aeußerung wird durch die damals noch geltende Bestimmung verständlich, daß Juden nicht im Parterre zugelassen

werden sollten. Als am 5. Sept. 1782 der kurkölnische Hofjude Baruch, der Vater Börnes, im Parterre der Vorstellung beigewohnt hatte, entschuldigte sich Großmann beim Rat damit, daß er es aus Rücksicht auf den Kölnischen Hof gethan habe.

Den Direktor Tabor, von ihr immer das Organ genannt, haßt sie „wie die Sünde", ebenso hat sie auf den Nachfolger Unzelmanns einen „besonderen Pick" weil er Unzelmanns Rollen spielte, und als ihr gemeldet wird, daß Frau Unzelmann über eine auch in Frankfurt bekannte Schauspielerin gesiegt hat, will sie das längst geahnt haben. „Was ist denn" so wird diese Dame von ihr charakterisiert, „außer ihrem Ha, Ha, Ha und ihrem Hi, Hi, Hi an ihr — sie sieht aus wie eine Jüdin, spricht deutsch wie der Casperle in Wien — aber das plus ultra, das die Berliner versäumt haben, und deswegen sehr zu beklagen sind, ist der Töffel in der Operette Töffel und Dorchen . . . . sie gleicht dem kranken Löwen in der Fabel — der war vom Kopf bis auf den Schwanz — so mager wie der Pabst im Basler Totentanz."

Die immer wachsenden großen Erfolge des Künstlerpaares versöhnen die Freundin allmählich mit Unzelmanns Schritt. Sie erkennt, daß Berlin einen ganz anderen Wirkungskreis für diesen genialen Schauspieler bildet. Die großen Einnahmen, die Huld des Königs und der Königin lassen ihr jetzt sogar jenen einst so beklagten Schritt als „Meisterstreich" erscheinen. Ueber alle seine Erfolge muß er getreu der mitfühlenden Freundin berichten. Daß der ihm geschenkte Mantel nun auch zu so hohen Ehren gelangt „Schulter und Lende eines Kaisers zu schmücken" freut sie besonders. Auf die Nachricht einer Aufführung der Goethischen Geschwister giebt sie die hübsche Antwort: „Es ist ein kleines Stück, aber eben deswegen gehört von Seiten der Schauspieler mehr Kunst dazu, jeden Charakter ins rechte Licht zu setzen und mit Wärme und Wahrheit darzustellen als in einem großen Prachtstück mit Trommeln und Pfeifen."

Leider war der unbeständige, wankelmütige Freund schon andrer Ansicht geworden. Trotz aller Erfolge will er ganz plötzlich fort von Berlin, jetzt muß Frau Rat ihn beschwören zu halten, was er habe. Mitten im Winter will er nach Frankfurt zu ihr kommen, und nur mit Mühe kann sie ihm diese Absicht ausreden. Sie schildert ihm die Verhältnisse der Mainzer Gesellschaft, die bald darauf der noch immer gegen Unzelmann aufgebrachte Dalberg übernahm. „Meines Wissens sind alle die odiosen Menschen, die

Ihnen von hier weggetrieben haben, noch da und bleiben auch da. — Was in aller Welt kommt Ihnen denn auf einmal an? aus dem Paradies wieder in's Fegefeuer — da mache mir einer einen Vers daraus." — Kaum wird von einem Nationaltheater geredet, als auch schon Unzelmann die kühnsten Hoffnungen damit verbindet. Frau Rat schenkt ihm reinen Wein ein: „Da ich aus Erfahrung weiß, daß das so Ihre Methode und Art und Weise ist, die Haut feil zu bieten, ehe sie den Bären haben, so halte ich mich aus Freundschaft verpflichtet unsere hiesige Lage klar und deutlich vor Augen zu legen."

Auch als im nächsten Jahr der Plan eines Nationaltheaters greifbarer wurde (1791), warnt sie ihn vor der Hoffnung auf die Direktorstelle. „Solange die Unternehmer nicht selbst an Ihnen schreiben, so ist alles andre Geschwätz wischi waschi." Was sie von den Frankfurter Verhältnissen in demselben Briefe sagt: „die Zeit hat viel viel verändert", scheint auch auf sie zu gehen. Der begeisterten Bewunderung des Schauspielers, der warmen Teilnahme an seinem Geschick, dem uns fast übertrieben erscheinenden Schmerz über seinen Verlust, ist nach zwei oder drei Jahren eine kühle Betrachtung der realen Verhältnisse, eine Gleichgültigkeit gefolgt, die uns wunder nimmt. Trübe Erfahrungen — auch von wirklicher Unterstützung und Bürgschaft für Schauspieler ist in den Briefen wiederholt die Rede — sind es gewiß, die unsere Theaterfreundin ausrufen lassen:

„Ich bin ganz unwissend, was das hiesige neue Theaterwesen anbelangt. Ich bekümmere mich jetzt Gott sei Lob und Dank!!! um all das Zeug nicht mehr — denn Niemand weiß besser als Sie, wie ich vor meine Mühe, Sorge und Wohlthaten bin belohnt worden. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Da haben Sie meine jetzige Gesinnung und Gelehrten ist gut predigen."

Vom 22. Januar 1793 stammt der letzte Brief. Nichts verlautet von einem weiteren schriftlichen Verkehr zwischen Frau Rat und Unzelmann. Die scharfen Aeußerungen in den Briefen an den Sohn über ihn lassen auf einen Bruch der Freundschaft durch Unzelmanns Schuld schließen.

Daß dieses eingehende Interesse an dem Wohlergehen von Leuten, die weder ihr noch dem Sohne verwandtschaftlich nahe standen, gerade in die ersten Jahre der Witwenschaft der Frau Rat fällt, wird uns bei ihrer überaus thätigen und immer Beschäftigung suchenden Natur nicht wunder nehmen. Mit ihrem Gatten war ihr Sorge und Pflege, gar viel Mühe

und Last genommen, aber auch zugleich der Gegenstand ihrer, sich gerne für andere opfernden Thätigkeit. Der Sohn war in der Ferne, Cornelia längst tot; allein waltete sie nun, allein in dem öden Hause, das noch vor wenig Jahren der Sammelplatz genialer Geister und der Zeuge fröhlich ausgelassener Gesellschaft gewesen war. Solche Gedanken und Erinnerungen klingen auch in den Briefen dieser Zeit wieder: „Einsam, ganz allein mir selbst überlassen — wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser — oder sind gar trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen — könnte sagen, daß um nicht Durst zu sterben ich jetzt mineralisch Wasser tränke — welches sonst eigentlich nur vor Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hir noch anbringen — aber der Witz, der Witz! den habe ich immer vor Zugluft gehalten, er kühlt wohl, aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnikschnak — alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer meinem Haus suchen — da ist's so still und öde wie auf einem Kirchhof, sonst war's freilich ganz umgekehrt."

Aber wir müßten Frau Rat nicht kennen, wenn sie nicht gleich ein Mittel hätte gegen die schlechte Laune: „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht wie im Julius, nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt."

Ein halbes Jahr später ist die Rosenlaune wieder völlig hergestellt: „Ich befinde mich Gott sei Dank, gesund, vergnügt, und fröhlichen Herzens — suche mir mein bischen Leben noch so angenehm zu machen als möglich — Doch liebe ich keine Freude, die mit Unruhe, Wirrwar und Beschwerlichkeit verknüpft ist — denn die Ruhe liebte ich von jeher — und meinem Leichnam thue ich gar gern seine ihm gebührende Ehre."

Bald darauf hat sie sich mit ihrer Lage so zurecht gefunden, daß sie „Unzufriedenheit für Undank erklären würde".

Häusliches Leben; alte und neue Freunde.

Eine genaue Schilderung ihres häuslichen Lebens in diesen Jahren geben uns die Briefe an Anna Amalia und Fritz von Stein. „Morgens besorge ich," heißt es in einem Briefe aus dem März 1783, „meine kleine

Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben — Eine solche lächerliche Correspondenz hat nicht leicht jemand außer mir. Alle Monat räume ich mein Schreibpult auf — aber ohne Lachen kann ich das niemals thun — Es sieht drinnen aus, wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, — Fromme und Zöllner und Sünder, alles auf einem Haufen — Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann u. s. w. Nachmittags haben meine Freunde das Recht mich zu besuchen, aber um 4 Uhr muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Haus — Das ist nun so ohngefähr was ich treibe. Doch das beste hätte ich beinahe vergessen. Ich wohne in der langen Gassen, die man vor Leser erbauen lassen u. s. w.," die letzten Worte sind ein Citat aus dem „Neuesten von Plundersweilern" mit dem auf ihre Freude an der Lektüre hingedeutet wird.

„Uebrigens," so lautet ein Bericht an Fritz von Stein, „bin ich noch immer guten Humors, und das ist doch Hauptsache. In meiner kleinen Wirtschaft gehts noch immer so wie Sie es gesehen haben, nur weils der Sonne beliebt, länger im Bett zu bleiben, so beliebt es mir auch, vor ½9 Uhr komme ich nicht aus den Federn — könnte auch gar nicht einsehen, warum ich mich strapatzen sollte, — die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit, und da mir sie Gott schenkt, so genieße ich sie mit Danksagung."

Nur das Schauspiel wird fleißig besucht, die Concerte behagen ihr nicht mehr. „Wir haben diesen Winter drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigstens bin ich nicht abonniert, das große, welches Freitags gehalten wird, ist mir zu steif, das montägige zu schlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile und das kann ich in meiner Stube gemächlicher haben."

Dafür läßt sie aber ihre vier Steckenpferde zu Hause um so mehr „gallopieren": Das Spitzenklöppeln, Klavierspiel, Lesen und das Schachspiel.

Das Klavierspiel ist ihr größtes Steckenpferd, es ist ihr ganzes Glück und hilft ihr ebenso gut gegen böse Laune, „wie die Musik dem König Saul." Dieser Kunst ist sie ihr ganzes Leben lang treu geblieben. Noch im Jahre 1797 lernte sie den Violinschlüssel, um ein Quartett auf ihre Lieblingsmelodie aus dem unterbrochenen Opferfest von Peter Winter mitspielen zu können. Als der Enkel August anfängt, Klavier zu spielen, regt sie ihn an, recht fleißig zu sein, mit den Worten: „es wird ihm viel Spaß machen,

treibts doch die Großmutter noch und für siebzig Jahre macht sie's gar nicht übel." Besonders gern sang sie am Klavier die von Reichardt komponierten Lieder ihres Sohnes, denn sie berichtet: „die Romanzen, die zum Glück vor mich Reichardt in den Clavierschlüssel gesetzt hat, machen mir große Freude, besonders: was hör ich draußen vor dem Thor — was auf der Brücke schallen? die wird den ganzen Tag gesungen."

Als ihr der alte Freund Krantz im Jahre 1800 „eine Rolle mit Musik" schickt, läßt sie sich von Freunden „einen Vorgeschmack davon geben, bis sie es selbst exekutieren kann". „Die edle Musika," fährt sie fort, „geht bei mir eifriger wie jemals, der Marsch aus dem Titus — von Mozart — hat mir wegen der vermaledeieten Sprünge viel Not gemacht." Daher erscheint es ganz glaubhaft, was die später mit ihr befreundete Sängerin und Schauspielerin Eunicke ihrem Gatten Schütz erzählt hat: „Vornehmlich sang sie gern das Lied aus dem Faust: „Es war einmal ein König", indem sie am Schlusse jeder Strophe die Zuhörer aufforderte mitzusingen, und am Ende gewöhnlich die rechte Hand auf die Brust legend, sagte: den hab ich geboren." So bereitet ihr noch in späten Jahren „ihr aufgewachtes kleines musikalisches Talent" viel Freude und Genuß.

Ihr Verkehr war unter den Verwandten und Freunden gewiß damals ebenso lebhaft, wie in früheren Jahren, wenn wir auch wenig darüber wissen. Seit dem Tode des Gatten war sie jeden Sonntag bei Ratsherr Stock zu Mittag, abends fanden sich dort Frau Hollweg-Bethmann und ihre Mutter, die mit Stock verwandte Frau Moritz, die Kaufleute Thurneisen und Graf ein zur Quadrille und zum L'hombrespiel, „und da jubeln wir was rechts," heißt es in dem schon zitierten Brief. „Die anderen Tage bescheert der liebe Gott auch etwas und so marschiert man eben durch die Welt; genießt die kleinen Freuden und prätendiert keine großen."

Auch mit ihrer Schwester, Frau Melber, stand sie in innigem Verkehr. Als deren Gatte (1780) starb und die sehr zahlreiche Familie in bedrängte Umstände kam, that Frau Rat ihre milde Hand auf, unterstützte die Schwester nicht nur mit einer größeren Summe, sondern erließ ihr auch die Rückzahlung der Hälfte völlig und verschob die der anderen bis nach dem Tode der Schwester. Daß der Umgangskreis der Frau Rat in diesen Jahren nicht geringer denn früher war, beweist eine Notiz an Unzelmann, wo sie von ihrer alljährlichen großen Gesellschaft spricht, bei der sie vierzig Menschen mit Speise und Trank zu bewirten habe. Von Frankfurter Ereignissen aus

dieser Zeit ist neben dem Aufsteigen eines Luftballons im Herbst 1785, einem Ereignis, das Frau Rat für sehr wichtig hielt und überall hin meldete, die große Wassersnot infolge des Eisganges im Februar 1784 zu nennen, den sie nicht nur sehr lebendig geschildert, sondern auch in einem Gedicht an Fräulein von Göchhausen besungen hat.

„Das Unglück abgerechnet, war der Eisgang ein prächtiges Schauspiel — Das Krachen an den Eisbrechern — die schrecklichen großen Schollen, die wie Berge sich auftürmten mit großem Gethön sich übereinander wälzten — das Brausen des Mainstrom — der Donner der Kanonen, der dazwischen brüllte, um der Stadt Mainz das Signal zu geben, daß der Main auf sei — Das Lärmen der Menschen, das Rasseln der Wagen, die die Kaufmanns-Gewölbe leer machten u. s. w., das alles zusammen konnte den Herzhaftesten in Furcht jagen."

Was die glückliche Lage und heitere Laune der Frau Rat in diesem Jahrzehnt störte, war neben dem wunderlichen Benehmen ihres Lieblings Unzelmann und außer kleinen körperlichen Leiden, die sich im Juli 1786 zum ersten Male in ihrem Leben bei ihr einstellten, vor allem das schreckliche Geschick und Ende eines ihrer ältesten und treuesten Freunde, des Kriegsrats Merck, der auch in der eben geschilderten Zeit in regem Verkehr mit ihr gestanden hatte. Es war ein eigentümliches Geschick, daß dieser praktische, gewandte Mann, den mehrere Fürsten zum finanziellen Beirat gewählt hatten, in seinen eigenen großen Unternehmungen vom Unglück verfolgt wurde und in seinem eigenen Amt — er war Kriegszahlmeister — sich zu wenig fest und sicher erwies. In der Mitte der achtziger Jahre hatte er eine große Kattunfabrik übernommen. Das Unternehmen verunglückte, und schon im Sommer 1788 stand er vor dem Bankerott. Dazu kam, daß ein altes Leberleiden gerade damals mit großer Heftigkeit auftrat und durch große Schmerzen seine hypochondrische Stimmung fast zur Verzweiflung steigerte. In seiner Not wandte er sich durch Goethe an Karl August. „Meine Situation übertrifft," klagt er dem Freunde — „an Elend alle Beschreibung. Ohne Schlaf und Mut, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand .... Ach meine arme Frau und meine blühenden Kinder, die ich in dem Pisanischen Thurm wie zum Hungersterben eingesperrt sehe. Für mich ist keine Freude mehr auf dieser Welt und Jammers ohne Ende auszutrinken ein vollgerüttelt Maß. .... Alles reut mich, alles



Johann Heinrich Merck.

(Nach einem Stiche.)



ängstigt mich — aber am meisten das Wohlthun und die Güte meiner Freunde und das Lächeln meiner unschuldigen Kinder." Karl August und andere Freunde halfen zwar Mercks Ehre retten, aber sein Vermögen ging verloren. Dazu kam bei ihm das Gefühl und das Bewußtsein, sein Amt vernachlässigt zu haben. Seine durch die Krankheit gesteigerte hypochondrische Stimmung ließ ihn einen Defekt in der Kasse vermuten. Er bat deshalb selbst für einige Zeit seiner Stellung enthoben zu werden. Die Untersuchung ergab jedoch die Grundlosigkeit seiner Vermutung. Schon im November konnte er sein Amt wieder antreten und mit Ehren die Freundin in Frankfurt besuchen. „Sie können nicht glauben," schreibt er im März 1789 an Karl August, „was ich vor ungefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Zirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethes Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethes alten Freunden wieder vereinigt sah. Dies alles hab ich nächst Gott Ihnen zu danken. Ich weinte vor Freuden, als ich den schönen Kopf von Goethe, von Necker geschnitten, in den Händen seiner Mutter sah." Aber die quälende Angst, daß die Kasse doch nicht stimme, diese Sorge, die sich infolge seines körperlichen Leidens zu einer fixen Idee ausbildete, ließ ihn nicht mehr froh werden. Am 27. Juni 1791 machte er seinem qualvollen Leben durch Selbstmord ein Ende.

Ein treuer und edler Freund war in ihm der Frau Rat gestorben, ein Mann, den Goethe selbst für würdig gehalten hatte, ihn bei seinen Eltern zu vertreten; aber nicht nur ihr, auch Goethen und dem Herzog, besonders der Herzogin Anna Amalia war er gestorben; ihre Briefe an ihn und über ihn sind voll von Beweisen der größten Verehrung für diesen sonderbaren, aber in seiner Art großen Mann, die uns mit Bewunderung für ihn erfüllen.

Gewiß würden auch die Briefe der beiden Frauen uns Zeugen ihres Schmerzes und der Trauer über den gemeinsamen großen Verlust sein; aber in jener Zeit hatte der bei dem Mangel persönlicher Berührung allmählich, wie natürlich, langsamer gewordene Briefwechsel bereits sein Ende gefunden.

Bald nach dem Tode des Gatten waren der Maler Krause und Rat Paulsen bei Frau Rat, um ihr Empfehlungen und Grüße aus Weimar zu bringen. Sie meldet darüber: „Mit Herrn Krause und den sehr gesprächigen Herrn Paulsen habe ich mich sehr ergötzt. Ihro Durchlaucht können leicht denken, wovon wir reden. Ich katechisiere die guten Leute so arg, daß ihren

Lungenflügeln, so lange sie hier bleiben, eine sehr starke Bewegung bevorsteht."

Aber schon in dem mehrere Monate später geschriebenen Brief der Herzogin weht ein etwas kühlerer, den Briefen bisher fremder Ton:

„Nachdem große Geister, Propheten, Genien u. dergl. bei Ihnen beherbergt worden sind, bekömmt man weder Gut noch Böses mehr von der Frau Aja zu hören, alles ist todt von dort her! Auch wage ich es nur ganz von ferne an die Thüre der blauen Stube zu klopfen und frage wie's der Frau Rätin wohl gehn mag, ob noch zuweilen seitwärts ein Blick nach entfernten Freunden gethan wird. Sollte ich mit meinen Fragen zur Unzeit kommen und Sie dadurch in Ihren Betrachtungen stören, so vergeben Sie's meinem Verlangen nach einem so langen Stillschweigen etwas von der Frau Aja zu vernehmen. Ich könnte viel Schönes von hier sagen — aber was liegt Ihnen dadran, Ihnen, die wahrscheinlich mit viel erhabeneren Gedanken beschäftigt sind, gegen welche solch irdisches Zeug lauter Lappalien sind."

Die Antwort der Frau Rat ist voll ehrfurchtsvollen Dankes darüber, „daß sie bei der Herzogin nicht in Vergessenheit geraten ist," giebt also den Vorwurf zurück.

Die Geburt des Erbprinzen von Weimar am 2. Februar des nächsten Jahres, von deren Aussicht Frau Rat gar nichts gewußt hat, versetzt sie in eine hohe Aufregung, die sie in ihrem Glückwunschschreiben der glücklichen Großmutter beschreibt:

„Ich zitterte am ganzen Leibe, ließ den Brief aus der Hand fallen — blieb eine Zeit starr und gleichsam ohne Empfindung stehen — auf einmal wurde mein ganzer Körper siedend heiß, mein Gesicht sah aus, als wenns doppelt mit Carmin belegt wäre — nun mußte ich Luft haben — Ein Prinz! ein Prinz! schrie ich meinen Wänden zu — O wer mich in dem Augenblick gesehen hätte! Abends hatte ich ein paar Freunde zum Nachtessen und wir sangen Chorus — fröhlicher, seliger, herrlicher Tag."

Von ihrem Sohn und Wieland hofft sie ganz bestimmt, daß sie das Glück des Hauses feiern werden. Sie weiß das auch so originell wie immer auszudrücken: „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn sich in etwas mit den Musen broulliert hätte, doch alte Liebe rostet nicht — sie werden auf seinen Ruf schon bald wieder bei der Hand sein. Mit Wieland — ja das ist ganz was anderes; das ist ein gar beständiger Liebhaber der neun Mädchen, sie mögen lachen oder sauer sehen. Er schickt sich in alle ihre Launen und

ich weiß von sicherer Hand, daß so was die Damen überaus gut aufnehmen."

Von den Briefen der Herzogin aus dieser Zeit besitzen wir nur einen. Er ist zum Geburtstag 1784 geschrieben, enthält als Beilage einen von der Fürstin selbst angefertigten Geldbeutel und ihr Bild nebst künstlichen Blumen aus Bertuchs Fabrik in Weimar: „Das Bild soll Ihnen zuweilen an eine Person erinnern, die Ihnen aufrichtig liebt und schätzt. Wie gefallen Ihnen, liebe Mutter, die Luftreisen, die jetzt mode werden. Nicht wahr? das wäre eine Lust, wenn Frau Aja sich in der Luft transportieren und bei mir in Tiefort, aus Lüften hoch da komm ich her! singen könnte. Was das für ein Gaudium sein würde!" Ueber das Bild war Frau Rat auf das Innigste gerührt. In ihrer köstlichen Selbstironie schreibt sie:

„Nie soll bei allen festlichen Gelegenheiten ein anderer Schmuck mich zieren — schon zweimal habe ich mir diese Wonne gemacht — Ihro Durchlaucht müßten doch lächeln, wenn Sie sehen, wie Frau Aja sich in die Brust wirft — Daher rauscht in einem weißen seidnen Kleid — das mir ewig teure Bild an einem breiten schwarzen Band auf der Brust — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine ganze Selbstzufriedenheit aus den Augen lesen kann — und nun das Gucken, das Fragen ohne Ende, wer die schöne Dame sei — Nun das Dickthun Derjenigen, die die Gnade haben Ihro Durchlaucht zu kennen — wo immer eins stärker als das andre schreit — Bei Gott! das ist die Herzogin Amalia, wie aus dem Spiegel gestohlen! Ihro Durchlaucht! würden lächeln: noch einmal sei es gesagt, und empfinden, wie so ganz glücklich Sie mich gemacht haben."

An den Ausdruck der Freude über das Bild knüpft sie „den Wunsch ihres Lebens", noch einmal das so teure Original zu sehen. Im Juni 1784 brachte ihr der Hofrat Bode aus Weimar ein „gnädiges herrliches Briefchen". Auch im November folgt ein „gnadenreicher Brief", aber die Antwort der Frau Rat hat doch etwas Gezwungenes. Der Gedanke des Unvermögens, des kühnen Unterfangens für eine einfache Frau, an eine Herzogin zu schreiben, tritt wiederholt hervor. Sie wagt nicht mehr, Grüße an die Weimarer Freunde zu bestellen; „denn", heißt es hier, „damit Ihro Durchlaucht zu beschweren, das unterstehe ich mich nicht."

Bald darauf folgte ein Besuch Karl Augusts bei Frau Rat, die die Freude hatte, ihn hierbei mit einem Frühstück bewirten zu dürfen. Der Fürst erhielt auch hier, wie bei seinem Besuche im Januar 1787 mit Knebel und

von Lincker, wieder Beweise der vielen prächtigen Eigenschaften der Frau Rat, so daß er bald darauf in einer Vertrauenssache ihr schreiben konnte: „Die sichere Erfahrung, Frau Rätin, welche ich oftmals gemacht habe, daß Sie äußerst verschwiegen, vorsichtig und zuverlässig sind, giebt mir das Zutrauen, Sie zu bitten, folgenden Auftrag von mir zu übernehmen."

Zwischen den beiden Frauen aber schloß mit dem oben zitierten Brief eigentlich der Briefwechsel, der ein ehrendes Denkmal ist ebenso für die hochgeborene Fürstin, wie für die einfach bürgerliche Mutter des großen Dichters. Denn der Glückwunsch zur Geburt einer Enkelin vom Juli 1786 ist nur ein Schreiben aus Höflichkeit. Schon der Anfang des Briefes zeigt diesen Ton. „Furchtsam und schüchtern wage ichs, Ihro Hochfürstliche Durchlaucht mein Andenken wieder in etwas aufzufrischen. Noch würd' ich es mich nicht unterstanden haben . . ." und ebenso der Schluß: Länger untersteh ich mich nicht, Ihro Hochfürstliche Durchlaucht mit meinen uninteressanten Schreiben zu inkommodieren. . . ."

Auch die Herzogin wendet sich noch einmal an Frau Rat, aber nur im Auftrage des gemeinsamen Freundes Merck (März 1787), der nach den Auszügen der Goethischen Briefe aus Italien an seine Mutter sehnlichst verlangte und die Herzogin gebeten hatte, ein gutes Wort bei Frau Aja einzulegen. Die zustimmende Antwort der Frau Rat vom 9. März 1787 bildet den wirklichen Abschluß des schriftlichen Verkehrs.

Aus den Briefen an den Sohn wissen wir, daß die Herzogin bei den Kriegsunruhen in Frankfurt 1792 Frau Rat wiederum dringend einlud, nach Weimar zu kommen, aber wie immer vergeblich. In den späteren Jahren beschränkt sich der Verkehr auf Empfehlungen an die Durchlaucht durch den Sohn. Beim Tode der Herzogin (1807) schrieb sie an Wolfgang:

„Der Todesfall von unserer lieben Herzogin hat mich ungemein gerührt! die schönen Andenken, die ich noch von ihr habe, sind mir jetzt doppelt theuer und wert — seit vielen Jahren sind wir (wie das so im menschlichen Leben öfters geht) von einander abgekommen, aber nie ist die freundliche Erinnerung der Vorzeit aus meinem Gedächtnis erloschen — besonders die Freudentage im rothen Haus. Ich und alle die Sie kannten, segnen ihre Asche — und ihre Werke folgen ihr nach."

Diese Worte beweisen, daß nichts Fremdes, Störendes zwischen beide Frauen getreten ist, und das Aufhören des schriftlichen Verkehrs nur natürliche Ursachen gehabt hat. Der schöne Nachruf, den Goethe am 12. April

„zum feierlichen Andenken der durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwitweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach" verfaßte und den er sofort der Mutter zusandte, war ihr aus der Seele geschrieben. Besonders der herrliche Schluß war ihr „Balsam in die geschlagene Wunde".

Auch einen andern teuern Freund sollte Frau Rat bald zum letzten Mal sehen. Es war der verehrte Gottesmann, mit dem sie so viele Jahre in regem Briefverkehr gestanden hatte, Lavater. Im Juni 1786 kam er wieder nach Frankfurt. Auch diesmal verkehrte er viel und vertraut bei Goethes Mutter. Wandte sich doch sogar eine Fürstin von Württemberg an sie, um bei Lavater eine auf seine Predigt in Offenbach sich beziehende Bitte anzubringen. Es war die Herzogin von Württemberg, Gemahlin des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg und Mutter der Prinzessin Sophie, die seit 1776 mit dem Namen Maria Feodorowna Gemahlin des Großfürsten und späteren Kaisers Paul I. von Rußland war. Die Beziehungen der Frau Rat zu dieser Fürstin gingen wohl auf ihren Schwiegersohn Georg Schlosser zurück, der in den sechsziger Jahren Geheimsekretär und Erzieher der Kinder des kunstliebenden Herzogs gewesen war.

Selbst in der Zeit der Entfremdung des Sohnes von Lavater hielt Frau Rat an dem alten Freunde fest. Ein Bruchstück eines Briefes aus dem Jahre 1795 mag als Zeuge dessen hier folgen:

„Lieber Sohn Lavater! Es ist eine kleine Ewigkeit, daß wir uns einander nicht genähert haben und schon längst wünschte ich eine schickliche Gelegenheit, mein Andenken bei Euch aufzufrischen — Euch Frau Aja wieder ins Gedächtnis zu bringen. Gegenwärtige erwünschte Gelegenheit ergreife ich demnach mit Freuden, Euch zu versichern, daß Ihr, teurer Freund, in meinem Andenken noch grünet und blühet, daß ich noch immer mit freudiger Seele an die Zeit Eures Hierseins denke u. s. w. Auch bin ich überzeugt, daß Ihr mich noch lieb und wert habt. Amen.

Ueberbringer dieses ist Herr von Lehonardi [Leonhardi], ein Sohn aus einem unserer besten Häuser — ein hoffnungsvoller Jüngling —. Er und seine würdigen Eltern wünschten sehr, daß er von mir Eurer alten Freundin ein Empfehlungsschreiben mitbringen möchte — denn wem ist unbekannt, daß Ihr auch sehr oft von Unwürdigen belästigt worden seid und noch werdet. Seid diesem jungen Manne freundlich und belohnt dadurch den Glauben, den ich jederzeit an Eure Menschenliebe und Freundlichkeit gehabt habe und noch habe. . . ."

Sie war mit dem „lieben Sohn" nicht nur immer in schriftlichem Verkehr geblieben, sie galt sogar bei seinen Glaubensgenossen als mächtige Freundin Lavaters und wurde bei physiognomischen Fragen um ihre Vermittlung gebeten. „So gehts einem", mit diesen Worten wird eine solche Vermitttung begleitet, „wenn die Menschen wissen, daß solche Lichter der Welt unsere Freunde sind. — Auch stehe ich bei Euren Glaubensgenossen in großem Ansehn — freilich ohne all mein Verdienst und Würdigkeit — doch was thut das! Der Mond prangt ja auch mit geborgtem Licht, und mit alledem weiß ich keinen Dichter von Klopstock bis zum Neukirch, der ihn nicht besungen und beklimpert hat. Vor das überschickte Buch danke herzlich, es macht mir manche erquickende und gute Stunde — eben wie alles, was von Euch kommt. Denn das beteure ich, daß von allen, die ich kenne, sind doch auch viele gute Menschen darunter, keiner so in meinem Herzen angeschrieben steht wie Ihr."

Wie mit Lavater, so wurde auch mit „Werthers Lotte", Lotte Kestner und ihrem Gatten, der Verkehr weiter gepflegt. Im Sommer 1787 schickte ihr Lotte einen ihrer Söhne, Eduard, auf mehrere Wochen zum Besuch. Goethe schrieb aus Rom an Kestner, „daß sich, wie er höre, der Kleine mit seiner Mutter gar gut vertragen habe." Im nächsten Jahre wollten Kestner und Lotte einen neuen Beweis ihrer Verehrung geben, indem sie Frau Rat die Patenschaft bei ihrer damals geborenen Tochter anboten. Es sollte das Kind den Namen seiner Patin erhalten. Vergeblich aber warteten Kestners auf Antwort, sie fragten sogar bei dem zurückgekehrten Goethe an, der ihnen launig antwortete, „es wäre doch sonderbar, wenn durch diesen Zufall die Tochter der Mutter ominosen Namen fortführen sollte." Unterdes war aber schon die Antwort der Patin vom 23. Oktober mit vielen Entschuldigungen eingelaufen:

„Kein Kaufmann kann über einen starken Wechsel, der ihm präsentiert wird — und der den Grund seiner Kasse erschüttert, mehr erschrecken — als ich über Dero zweiten Brief. Erlauben Sie mir, daß ich meine Rechtfertigung Ihnen vorlegen darf — und ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeitsliebe — meine völlige Lossprechung. Bei Empfang Ihres mir so erfreulichen Schreibens vom 17ten September war ich krank — mein Kopf war mir dumm und mein Mund voller Blasen — meine Zunge wie durchlöchert — welches alles große Schmerzen verursachte und mich zum Schreiben ganz unfähig machte. Noch in dieser fatalen Periode kam Schlosser von Carls-

ruhe mit Weib und Kinder, mich, die sie in 6 Jahren nicht gesehen hatten, zu besuchen — logierten in meinem Haus — Sie, meine Theuersten! Können Sich die Unruhe, das Visitenleben leicht denken — Ich noch halb krank, mußte alles mitbetreiben — da war nicht eine Minute Zeit an etwas zu gedenken als Besuche, Gastereien. . . . — Finden Sie meine Gründe hinreichend, so lassen Sie mich ein Wort des Friedens hören. . . . Wie sehr es mich gefreut hat, Patin von Lottens und Ihrer Tochter zu sein, können Sie kaum glauben . . . ."

Neben den alten Freunden stellten sich auch neue, nicht minder berühmte ein. Bei dem Besuche Karl Augusts im Dezember 1784 hatte Frau Rat stolz nach Weimar geschrieben: „Ich bin viel glücklicher, als die Frau von Recke, — die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer — ja, ja, wem's Gott gönnt, giebt er's im Schlaf." Der Spott geht auf Frau Elise von der Recke aus Mitau, die in Begleitung zweier Damen und eines Arztes 1784—86 eine Reise durch Deutschland machte; von dieser haben wir einen Bericht in dem Tagebuch der einen der Begleiterinnen, Sophie Becker, erhalten. Frau von der Recke war in der Zeit, da jener Brief der Mutter geschrieben wurde, in Weimar. Ihr Eindruck auf Goethe war nicht besonders günstig; wenigstens ist der Bericht über sie an Karl August in ironisch ablehnendem Tone geschrieben. Dazu stimmt auch ihre Aeußerung über Goethe: „Frauen meines Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen." Nun sollte Frau Rat bald von ihr selbst heimgesucht werden. „Am 26. Juli 1785," so lesen wir in dem genannten Tagebuch, „gleich nach Tische machte Elise (von der Recke) mit mir einen Besuch bei der Residentin Brentano, der ältesten Tochter der La Roche. Es ist ein angenehmes, sehr geistreiches Weib, voll natürlicher Herzensgüte. Von ihr fuhren wir zu Goethes Mutter, einer Frau gegen die sechsziger Jahre, noch voll Feuer der Jugend. Sie ist ganz Geschwätzigkeit und Leben, wenn sie auf ihren Sohn kommt, und man kann ihr keine größere Freude machen, als wenn man ein Verlangen bezeugt, von allem, was ihn betrifft, unterrichtet zu sein. Es war uns beiden damit ganzer Ernst und ich hätte wohl gewünscht, daß die Zeit nur erlaubt hätte, mehr von seiner Kindheit zu erfahren; so mußten wir uns begnügen, den Ort seiner Geburt, das Zimmer, wo er als Knabe gespielt und als Mann gearbeitet hat, zu sehen; das Zimmer, wo ein Werther, Clavigo und Götz ans Licht getreten sind."

Selbstverständlich wurde ihre Befürwortung bei dem großen Sohne in Weimar häufig gesucht. So wandte sich 1789 die Gattin des bekannten mit Großmann näher befreundeten weimarischen Kammerherrn A. von Knigge mit der Bitte um Befürwortung eines Gesuchs an Frau Rat. Die Antwort ist erhalten:

„Ich habe die Sache aufs beste eingelenkt; ich bin fest überzeugt," so heißt es in diesem Briefe, „daß mein Sohn sich ein großes Vergnügen daraus machen wird, dero Herrn Gemahl, dessen Verdienste um die Gelehrsamkeit sowohl, als um die Menschheit lange von allen Rechtschaffenen anerkannt und verehrt sind, zu nützen." Gerade in demselben Jahre hatte ihr Knigge mit seinen dramaturgischen Blättern, die 1788 zuerst erschienen, „ein wahres Freudenfest" bereitet.

Die nächste Ostermesse 1786 brachte wiederum viel Besuch. „Die weniger bedeutenden Erdensöhne" macht Frau Rat nicht namentlich kenntlich. Hervorgehoben werden nur der „berühmte Dichter Bürger", der begeisterte Verehrer des Dichters der Sturm- und Drangzeit, der aber wohl damals etwas verstimmt gegen Goethe war wegen der Ablehnung seines Wunsches, in Weimar angestellt zu werden; und der königliche Kapellmeister Reichardt aus Berlin, der, damals mit Goethe noch nicht persönlich bekannt, seit 1780 sich mit der Komposition Goethischer Gedichte und mit dem Studium seiner Werke beschäftigte.

Endlich trafen auch Schlossers nach sechsjähriger Abwesenheit im September 1788 mit ihren Kindern zu Besuch ein und wohnten im Hause der Großmutter. Auch sollte sogar die so lang vermißte laute Fröhlichkeit jugendlicher Geister noch einmal in das einsame Haus ziehen.

Luise und Friederike von Mecklenburg.

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph II. Wie sehr auch die Frankfurter diesen edlen Menschenfreund geliebt hatten, haben wir schon aus einem Bericht der Frau Rat über seine Anwesenheit in Frankfurt im Juni 1781 erfahren. Von der Trauer der Krönungsstadt bei seinem Tode berichtet Goethes Mutter in einem Brief an Fritz von Stein:

„Der Tod des Kaisers hat unsre Stadt zu einem lebendigen Grabe gemacht; das Läuten aller Glocken, welches 4 Wochen täglich zweimal, nämlich morgens 11 bis 12 und abends 5 bis 6 Uhr geschieht, — hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht. Der

ganze Magistrat in tiefer Trauer — die Garnison schwarz, mit Flor alles umwickelt, — die kaiserliche Werbung, die Räte, Residenten u. s. w. alles, alles schwarz, — das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag, den 7ten März ist bei allen drei Religionen Leichenpredigt — unsre Hauptkirche wird ganz schwarz behängt, — Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer — Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse verschrieben . . . ."

Wie natürlich, beschäftigten sich die Frankfurter bald mit der neuen Kaiserwahl und Krönung. Frau Rat hoffte den Sohn und Fritz von Stein zu dieser Zeit bei sich zu sehen. Schon im Juni schreibt sie an Fritz, der sich nach den Kosten erkundigt hatte:

„Lieber Sohn! Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier kosten möchte, ist beinahe ohnmöglich zu bestimmen, so viel ist gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin kosten wird, das Essen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem ist auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürstlichen Gesandten ist, Platz bekommt, den unsre besten Wirthshäuser werden im Ganzen vermiethet, dem Dick im rothen Hause sind schon 30000 Flor. geboten, aber er giebts noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiser werden sollte, so mag Gott wissen, wo die Leute alle Platz kriegen werden — denn da kommen Gesandten, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spanische, Neapolitanische, von Sicilien einer u. s. w. — Der Päbstliche Gesandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemiethet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben . . . ."

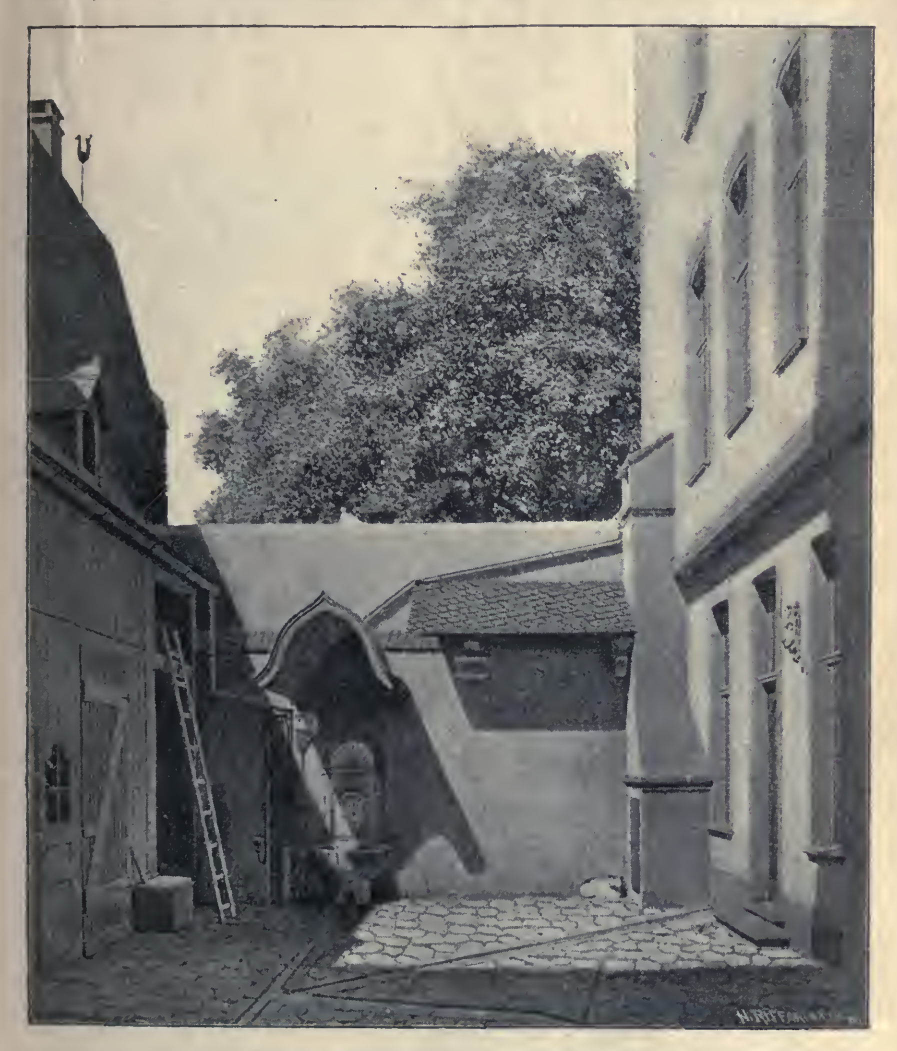
Um den gewaltigen Zudrang von Fremden zur Krönung zu bewältigen, wurde die Stadt in Bezirke eingeteilt, von denen jedem Kurfürsten einer für sich und sein Gefolge erhielt. Quartierherren besichtigten vorher die Wohnungen und verteilten nach eigenem Ermessen die Gäste. So sind die Worte aus demselben Brief zu verstehen: „Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, ich traue mich deswegen nicht vor die Thür zu gehen und sitze bei dem herrlichen Gotteswetter wieder in Bastille, — denn wenn sie mich abwesend fänden, so nähmen sie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen sind die Herren verhenkert fix, und sind die Zimmer einmal verzeichnet, so wollte ichs keinen rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen." —

Der große Hirschgraben wurde dem Kurfürsten von Hannover zugeteilt; die gefürchteten Quartierherren erschienen und trafen eine Bestimmung, die

Frau Rat nicht minder als ihre Gäste zufrieden und glücklich machen sollte; die beiden Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, die damals vierzehnjährige Prinzeß Luise, die spätere Königin und der gute Engel Preußens, ihre Schwester, die damals zwölfjährige Prinzeß Friederike, die spätere Prinzeß von Preußen, von Solm, Cumberland und zuletzt Königin von Hannover, nebst ihrem elfjährigen Bruder Georg wurden zu Gästen der Frau Rat bestimmt. Gewiß haben bei dieser Wahl nicht nur die Stattlichkeit des Hauses, sondern auch die nahen Beziehungen der Frau Rat mit dem den Prinzessinnen verwandten Weimarschen Hofe beigetragen. Die Prinzessinnen waren die Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz; sie hatten ihre Mutter und bald darauf die Stiefmutter früh verloren und wurden am Darmstädter Hofe von ihrer Großmutter erzogen. Weil sie in Hannover, während der Statthalterschaft ihres Vaters, geboren worden waren, wurden sie im Quartier des Kurfürsten von Hannover untergebracht. Daß Gäste und Wirtin bald großen Gefallen aneinander fanden, brauchen wir nicht erst zu versichern. Die beiden Prinzessinnen waren die lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann. Was die Zeitgenossen begeistert berichten, daß die Schönheit der Königin Luise nur noch von der Anmut ihres Geistes übertroffen wurde, zeigte sich schon damals nicht minder in der Lieblichkeit der äußeren Erscheinung, wie in der Natürlichkeit ihres Wesens und der geistigen Frische; und nun Frau Rat, die Frau mit dem ewig jungen Herzen, mit dem stets heiteren Kindessinn! wie bald schloß sich da ein festes Band zwischen Mutter und Kindern, ein Band, das erst der Tod gelöst hat. Noch in späteren Jahren hat die Herzogin von Cumberland mit Freuden davon erzählt, daß Frau Rat ihnen alles zu Liebe, Gefallen und Unterhaltung gethan, sie in ihr eigenes Zimmer kommen lassen und jugendlich mit ihnen gespielt hätte.

Gleich der Empfang zeigte, wie sehr sich Frau Rat auf Kindersinn und Kinderfreude verstand. Während die Hofdame, die Begleiterin der Prinzessinnen, sich mit Frau Rat unterhielt, hatten diese im Hofe den Ziehbrunnen entdeckt, der ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: „er ist in origineller Weise ausgeführt und war von einem vorspringenden, malerischen Dache geschützt. Ein ausgehauener Kopf mit einem Wasserrohr im Munde ragt aus einer Nische in der Wand hervor, und durch Bewegung eines langen Hebels zur Rechten des Kopfes wird das Wasser durch eine hohe Holzröhre in einen schalenförmigen Behälter heraufgepumpt.“ O, rief Luise aus, ich

möchte wissen, ob wir nicht Wasser pumpen könnten, ich würde es gerne versuchen. Auf die gern gegebene Erlaubnis der Frau Rat stürmten trotz



Der Hof im Goethehause zu Frankfurt a. M.
Nach der Zeichnung von Reiffenstein.

des Einspruchs der Hofmeisterin die Kinder auf den Hof und pumpten nach Herzenslust. Dem Versuch der Hofdame, die Prinzessinnen von dem unpassenden Beginnen abzuhalten, machte Frau Rat, wie sie später oft erzählte,

dadurch resolut ein Ende, daß sie Gewalt brauchte und sie in das Zimmer einschloß. „Denn," sagte sie, „ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in dem unschuldigen Vergnügen gestört hätte, das ihnen nirgendswo gegönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mirs beim Abschied gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren."

Von dem fröhlichen, ungebundenen Leben der Kinder in diesen Tagen schreibt Frau Rat noch in freudiger Erinnerung im August 1806, als ihr der Sohn von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin Solms im Juli desselben Jahres in Karlsbad berichtet hatte:

„Noch eine Nachschrift! Das Zusammentreffen mit der Prinzessin von Mecklenburg hat mich außerordentlich gefreut — Sie — die Königin von Preußen — der Erbprinz werden die jugendlichen Freuden, die sie in meinem Hause genossen, nie vergessen — von einer steifen Hof-Etiquette waren Sie da in voller Freiheit — Tanzten — sangen und sprangen den ganzen Tag — alle Mittag kamen Sie mit 3 Gabeln bewaffnet an meinen kleinen Tisch — gabelten alles was Ihnen vorkam — es schmeckte herrlich — nach Tisch spielte die jetzige Königin auf dem Pianoforte und der Prinz und ich walzten — hernach mußte ich ihnen von den vorigen Krönungen erzählen, auch Märchen u. s. w. Dieses alles hat sich in die jungen Gemüter eingedrückt, daß Sie alle drei es nie bei aller sonstigen Herrlichkeit nimmermehr vergessen."

Des „guten Pfannekuchen" gedachte Königin Luise noch immer, so oft sie Frau Rat sah; und wie Prinz Georg nun gar an seinem Wunsch bei Frau Rat, Specksalat mit Eierkuchen zu essen, erkannt wird, das hat uns in ihrer meisterhaften Art Bettina aus dem letzten Lebensjahre der Frau Rat erzählt:

„Vor ein paar Tagen ging ich abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten, sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte, — ich lauschte und glaubte atmen zu hören, — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern aufs Eichhörnchen geschoben hätte: Hänschen, bist du es? sehr unerwartet und für meinen Mut sehr niederschlagend antwortete eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: Hänschen ist's nicht, es ist Hans, und dabei räuspert sich der ubique malus spiritus.



LUISE UND FRIEDERIKE VON MECKLENBURG.

Standbild von G Schadow.



Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Atmen und einmaliges Niesen vernehmen; — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht vollleuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. Bist du da? fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt: Frau Rat, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Specksalat mit Eierkuchen essen? Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Mecklenburg sei."

Eine andere hübsche Geschichte, die in diese Zeit oder ein Jahr später fällt, ist von Rahel Varnhagen nach der Erzählung der Herzogin von Cumberland aufbewahrt worden:

„Eine viel komischere Geschichte fiel vor mit Frau von Guttenhofen, gebornen Gräfin Hatzfeldt, berühmten Schönheit am Mainzer Hofe, wobei Frau Goethe auch wieder kräftig auftritt. Als unsere Königin fünfzehn Jahre alt war, so wurde wohl sie, aber noch nicht die Herzogin, manchmal von der Großmutter in Gesellschaft mitgenommen. „Und so geschah es einmal," erzählte die Herzogin, „daß meine Schwester einen Besuch beim damaligen Kurfürsten von Mainz mitmachte; kaum ist sie aber mit meiner Großmutter hineingetreten, so stürzt Frau von Guttenhofen auf sie zu und sagt: Wissen sie wohl, Prinzeß, daß man hier nicht mit langen Aermeln herkommen kann? Die junge Fürstin faßte sich aber und sagt gleich: Ich thue alles nach den Befehlen meiner Großmutter, und so habe ich auch angezogen, was sie mir befohlen. — Ich sehe meine Schwester noch, — fuhr die Herzogin erzählend fort, — sie hatte ein blauseiden Kleid mit spitzen Aermeln an, wie man sie damals nannte — mit schwarzen Perlen, wahrscheinlich Schmelz — gestickt. Aber es machte doch einen Eindruck auf meine Schwester, so jung sie war! Sie ist auch nicht wieder dort gewesen. Frau Goethe vernahm den Vorfall mit großem Unmut und sprach lebhaft für ihr Prinzeßchen." Späterhin, so fuhr die Erzählung fort, war unsere Königin mit der Herzogin zusammen in Wilhelmsbad, wohin auch Frau Rat Goethe aus Frankfurt eingeladen wurde, die dann mit der Königin in den Brunnensaal hinabging und dort neben ihr saß, während aller Welt Menschen sich einfanden und ihre Huldigungen darbrachten. Frau Goethe hörte nicht auf, nach den ihr unbekannten Personen zu fragen: „Wer ist die? Wer ist das?" und wie sie wieder nach dem Namen einer Dame fragt, die eben gesprochen

hatte, antwortet die Königin: Frau von Guttenhofen! — „Die Frau von Guttenhofen?“ fährt Frau Goethe lebhaft auf, „die so grob war? Lassen Ihro Majestät ihr nun gleich befehlen, sie soll sich ihre Aermel abschneiden!“ In der größten Wut sagte sie das.“

Das Versprechen, das die Mecklenburger Fürstenkinder Frau Rat beim Abschied gegeben hatten, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei ihr gewesen waren, haben sie alle drei ihr Leben lang gehalten: ein schöner ehrenvoller Zug für beide Teile. Von ihrem Verkehr bei der Krönung des Kaisers Franz am 14. Juli 1792, wo sie ebenfalls in Frankfurt waren, ist uns nur zufällig nichts berichtet.

Der Vater der Prinzessinnen, Prinz Karl von Mecklenburg, hatte der Frau Rat zum Dank eine schöne Dose mit seiner Brillantchiffre geschenkt — ebenso auch zwei schöne Tassen, die Frau Rat ihr Leben lang hochhielt. Als nun Luise und Friederike am 24. April 1793 mit dem Kronprinzen von Preußen und dessen Bruder sich verlobt hatten, da war Frau Rat nicht wenig stolz auf ihre Prinzessinnen. Wie drollig sie es angefangen hat, den König von Preußen auf ihre nahen Beziehungen zu den hohen Bräuten aufmerksam zu machen, hat die Prinzessin Friederike selbst später erzählt:

„Wie die beiden schönsten Fürstinnen Deutschlands, — holde, blonde, liebe Engel, — als preußische Bräute mit unserm Prinzen und dem hochseligen König zu Frankfurt waren, so hatte dieser seine Loge dicht neben der, worin die Frau Rat Goethe zeitlebens ihren Platz nahm. Das lebhafte Herz der vortrefflichen Frau triumphierte, daß ihre Prinzeßchen so schönen und vornehmen Prinzen vermählt werden sollten, und sie konnte es nicht unterlassen, ihrem Logennachbar, unserm König, zu zeigen, wie wohl sie den hohen Bräuten befreundet sei. Sie besaß nämlich eine schöne Dose mit der Brillantchiffre des Herzogs von Mecklenburg, zum Andenken für die so sehr freundliche Aufnahme seiner Kinder. Und so gab die Herzogin die Worte wieder, mit denen Frau Goethe ihr die Sache nachher selbst erzählt hat: „Ich nehme die Dose, geh' ins Theater, stelle sie mit daraufdrückender Hand — fest auf den Logenrand; der König sieht nichts. Ich nehme eine Priese; setze die Dose näher an den König und sehe ihn an; er sieht nicht auf die Dose hin, er hat mehr dergleichen gesehen! Ich nehme sie abermals, setze sie noch näher und sehe wieder den König an: Endlich blickt er auf die Dose, und wie er sie gesehen hat, sagt er ganz gütig: „Ei! Madame Goethe, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ „Ja, Ihro Majestät, antwortete ich, die hab'

ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg!“ Und so mußte der König ihre Freude wissen, und die Sache war gelungen, Herz hilft zu allem.“

Gleich im nächsten Jahr erhielt Frau Rat durch den Herzog und den Sohn den Beweis, daß ihre Prinzessin ihrer wohl gedachte. Im Juli 1799 war Luise als Königin mit ihrem Gemahl in Frankfurt.

Lassen wir Frau Rat selbst erzählen, wie schön Luise und der Prinz ihr ihre Liebe vergolten haben:

„Mir ist eine Ehre wiederfahren,“ schreibt sie dem Sohn, „die ich nicht vermutete — die Königin ließ mich durch ihren Bruder einladen zu ihr zu kommen, der Prinz kam um Mittag zu mir und speiste an meinem kleinen Tisch — um 6 Uhr holte er mich in einem Wagen mit 2 Bedienten hintenauf in den Taxischen Palast — die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten — erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus — der guten Pfannekuchen u. s. w. Du lieber Gott! was so etwas vor Wirkung auf die Menschen macht! Das war gleich in allen Kaffee- und Weinhäusern, in großen und kleinen Gesellschaften — es wurde in den ersten Tagen nichts anders geredet, als die Königin hat die Frau Rat durch den Erbprinzen von Mecklenburg zu sich holen lassen — und wie ich strapaziert wurde alles zu erzählen, was alles da wäre abgehandelt worden, mit einem Wort: ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand.“

Im Jahre 1803 war das königliche Paar mit den zwei Schwestern Luisens, Friederike, damals Prinzessin von Solms, und der Herzogin von Hildburghausen und dem Erbprinzen von Thurn und Taxis in Wilhelmsbad. Sofort wurde Frau Rat herübergeholt; voller Begeisterung über die Liebe und Güte der höchsten Herrschaften meldet sie am 24. Juni dem Sohn:

„Die große Freude, die mir am Sonntag den 19ten Juni zu theil geworden ist, würde ich mich Sünde fürchten dir zu verschweigen, also vernimm, was sich zugetragen hat. Der König und die Königin von Preußen waren am Wilhelmsbad — die Königin äußerte, daß sie die Rätin Goethe sehen und sprechen müßte — und daß demnach Anstalten getroffen werden möchten, mich hinzubringen — die Gräfin von Leiningen ließe mir den Befehl von Ihro Majestät demnach zu wissen thun, und kamen um 2 Uhr mittags, mich in einem schönen Wagen, bespannt mit 4 raschen Pferden, abzuholen. 4½ Uhr waren wir im Wilhelmsbad — ich wurde in ein

schönes Zimmer geführt, da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen — freute sich herzlich mich zu sehen, präsentierte mich an Dero 3 Schwestern, die Herzogin von Hildburghausen — Erbprinzeß von Thurn und Taxis — Fürstin von Solms — letztere und die Königin erinnerten sich mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!!! welche Freude vor mich — o! wie viel liebes und gutes hat er von dir gesagt — ich danke ihm mit gerührtem Herzen vor die Gnade, die er dir in der letzten fatalen Krankheit erwiesen — Er sagte (auch sehr gerührt): das hat er auch an mir gethan — schon 30 Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander. Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen — in dieser Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen — da kam auch der König — die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbares goldenes Halsgeschmeide, und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen — bis zu Thränen gerührt — konnte ich nur schlecht danken. In diesem kostbahren Schmuck kam ich wieder ins Zimmer, wo unser vortrefflicher Herzog und die 3 Schwestern der Königin waren — die dann große Freude ob meiner prächtigen Verwandlung bezeigten. Alles zu erschöpfen was an diesem, vor mich so glorreichen Tag geschah, ist ohnmöglich — genug, ich kam abends um 10 Uhr vergnügt und selig im goldenen Brunnen an."

Darum kann sie auch stolz dem Enkel, der nach Berlin reisen sollte — 1806 — schreiben: „Wenn er die Königin von Preußen zu sehen bekommt, so kann er ihr melden, daß die Großmutter noch gesund wäre." Die letzte Nachricht waren die herzlichen Grüße, die durch Goethe an sie bestellt wurden, als der Dichter in Karlsbad mit der Prinzessin von Solms zusammen war. Die prächtige oben gegebene Schilderung jener Frankfurter Zeit als Antwort hierauf zeigt, daß auch Frau Rat die Erinnerung daran bis an den Tod behalten hat. Der Erbprinz Georg, der spätere Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, hat Frau Rat noch zweimal (1805 und 1808) besucht. Von seiner großen Verehrung und Dankbarkeit für Goethes Mutter zeigt ein zufällig erhaltenes Schreiben auf einen Brief der Frau Rat an ihn: „. . . . . Ich sage Ihnen, liebe Frau Rat, daß ich in Ihrem Brief ganz meine liebe alte Rätin erkannt habe, die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar — denn alles dies habe ich nicht

allein dem Sinn, sondern auch beinahe dem Wort nach so empfunden — und nur auf diese Weise können Worte den Weg zu Ihrem Herzen finden — das weiß ich und darum schreibe ich an Sie . . . . . Bleiben Sie mir nur immer recht gut, und recht lange noch hier auf Erden — damit wir noch oft die Gläser anklingen können, wenn ich durch Frankfurt komme, zum Angedenken der schönen alten Zeit, denn ich glaube nun mit ziemlicher Gewißheit bestimmen zu können, daß ich wohl immerdar der alte bleiben werde. — Die Königin, welche mich versichert, Sie mit herzlicher Freude in Frankfurt wiedergesehen zu haben, grüßt Sie schönstens; und ich — wenn Sie's erlauben — umarme Sie nach alter Uebereinkunft auf alte deutsche Weise. — Georg."

Er war es auch, der die ihm wohlbekannte große Hausuhr des Goethehauses ankaufte und heimlich in Goethes Haus bringen ließ, um mit ihren Schlägen den Dichter an seinem achtzigsten Geburtstag (1828) zu überraschen. Mit derselben Treue und Huld hielt seine Schwester, die Königin von Hannover, an Frau Rat und ihrem Sohne. Wir besitzen vielfache Beweise ihrer gütigen und freundschaftlichen Gesinnung aus Goethes Briefwechsel mit Zelter und aus seinen Gedichten. Eine Erinnerung an den Frankfurter Aufenthalt und die Mutter sandte ihr Goethe im Jahre 1826. Der Berliner Maler Rössel hatte Goethe im Jahre 1825 zu seinem Geburtstage zwölf Abdrücke seiner Zeichnung des Hofes von Goethes Vaterhaus mit dem Brunnen gesandt. Der Dichter sandte einen von diesen mit dem schon oben erwähnten Gedicht an seinen Jugendfreund Klinger, einen zweiten am 11. Juni 1826 an die Herzogin von Cumberland mit demselben Gedicht: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt", dessen Sinn allerdings noch weniger auf diese als auf Klinger paßt.

So waren auch in diesem Sinn Goethe und seine Mutter unzertrennlich. Meist wurde die Mutter um des großen Sohnes willen besucht und ihr hoher persönlicher Wert von den Besuchern erst im Umgang erkannt. Unsere Prinzessinnen aber hatten zuerst die Mutter kennen und verehren gelernt und um ihretwillen lasen sie zuerst Goethes Gedichte. Ihre späteren Beziehungen zu dem großen Dichter waren erst eine Folge ihrer Verehrung seiner Mutter.

Und so wollen denn auch wir zurückkehren zu dem Kernpunkt unseres Buches, zu Frau Rat als Mutter ihres Sohnes. Daß ein Besuch des Sohnes während dieses Jahrzehnts von Frau Rat vergeblich erhofft wurde,

ist uns schon bekannt. Um so mehr wünschte sie schriftlichen Verkehr; leider sind die Briefe des Sohnes mit wenigen Ausnahmen verloren, aber glücklicherweise begnügte sich Frau Rat nicht mit den Berichten des Sohnes, sie hielt sich immer noch einen Geheimkorrespondenten, der die mütterliche Wißbegierde ausführlicher befriedigen mußte. In früheren Jahren hatte sie „Goethes Blitz", wie sie ihn nannte, seinen Schreiber Philipp Seidel dazu auserkoren, der noch 1783 bei ihr zur Weinernte war; jetzt sollte ihr ein neuer, mehr eingeweihter, weil Goethe näherstehender Berichterstatter erstehen in dem kleinen Fritz von Stein, dem Goethe viele Jahre hindurch ein zweiter Vater war.

Frau von Stein und ihr Sohn Fritz.

Es ist hier nicht der Ort, über Goethes Beziehungen zu Frau von Stein zu sprechen. Soviel ist unsern Lesern sicher bekannt, daß all die edlen Frauengestalten, die der Dichtergeist Goethes bis zu seiner Rückkehr aus Italien geschaffen hat, dieser edlen Freundin Goethes mehr oder weniger nachgeschildert sind. Frau von Stein vertrat jetzt in vielem die Mutter. Sie wurde nun die Vertraute seines Herzens und seiner Pläne. So war auch sein schönes Wort „Solang ich Dich und die Mutter habe, kann mirs an nichts fehlen", recht aus dem Herzen gesprochen. Er sendet ihr die Briefe der Mutter, „um sie an dem Leben darin teilnehmen zu lassen", Briefe, von deren Existenz wir nur hierdurch unterrichtet sind. Auf seine Bitte schreibt sie an die Mutter (1784); nur sein Dank für diesen Brief ist erhalten in den Worten „Tausend Dank für alles, was Du an mir thust". In den Tagen des Unmuts, da die Freundin auf ihrem Gute zu lange blieb und ihn einsam in Weimar zurückließ, gesteht er ihr, daß er den Besuch bei der Mutter um ihretwillen unterlassen habe. An den Aufenthalt des Sohnes Fritz von Stein bei Frau Rat schließt sich auch ein kurzer Briefwechsel der beiden Frauen. Nur die Antwort der Frau Rat auf das Dankschreiben der Frau von Stein ist erhalten: es ist einer ihrer interessantesten Briefe, weil er eine schöne Selbstcharakteristik enthält:

„Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist, — Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisiere niemand, — suche immer die gute

Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der den Menschen schuf, und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt."

In dem nächsten Jahr ist Frau Rat der „vortrefflichen Freundin" in Besorgung von Juwelen und Spitzen behilflich. Während der Abwesenheit



Goethe und Fritz von Stein.

(Silhouette von Klauer.)

des Sohnes in Italien übersendet sie der Mutter die Reiseberichte, worüber diese in einem noch erhaltenen Briefe sich bedankt.

Bald sollten die beiden Frauen sich auch persönlich kennen lernen. Auf einer Badereise im Mai 1789 kehrte Frau von Stein bei Goethes Mutter ein. Daß dieser Besuch der verehrten Freundin des Sohnes, der Mutter des lieben

Zwar habe ich die Gnade

von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weg-
gegangen ist — wes Standes, alters, und Geschlechts sie auch gewesen
ist — Ich habe die Menschen sehr lieb — und das fühlt alt und jung
gehe ohne prätention durch diese Welt und das behagt allen Evas
Söhnen und Töchtern — bemoralisire niemand — suche immer die gute
Seite aus zu spähen — überlasse die schlimme dem der den Menschen schuf
und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen,
und bey dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.

Facsimile aus einem Briefe von Goethes Mutter an Frau von Stein.

(Im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig.)

Fritz, Frau Rat große Freude bereitete, braucht nicht erst versichert zu werden. Aber der drohende Riß der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe trübte gewiß den Verkehr. Die einzig erhaltene Notiz über den Besuch: „Du hast meine Mutter gesehen und ihr viel Freude gemacht", steht in dem letzten Briefe Goethes aus der Zeit der Freundschaft, jenem Schreiben, das niemals von Frau von Stein beantwortet worden ist.

Bei weitem inniger und wertvoller für Frau Rat sollte sich ihr Verkehr mit dem jüngsten Sohn der Frau von Stein gestalten. Und auch hier sind der Grund und die Wurzel die herzlichen Beziehungen zwischen Goethe und seinem lieben Fritz. Fritz von Stein war, als Goethe nach Weimar kam, erst 2 Jahre alt. Er gewann den sich schnell entwickelnden Knaben lieb, wohl auch deshalb, weil er der Lieblingssohn der Mutter war. Aus Fritz von Steins eigenen Angaben wissen wir, daß der Knabe bald mit voller Seele an Goethe hing, der ihn unterrichtete und erzog und ihn 1783 ganz in sein Haus aufnahm. „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—1786, wo er nach Italien reiste", so spricht sich der Zögling später über seinen Gönner aus. Es ist ein hübscher Beweis für die nie ermattende Liebe Goethes zu seiner Mutter, daß er den Zögling an dieser Liebe teilnehmen ließ. Denn nur so sind die Worte, die er im Oktober 1783 an Frau von Stein schreibt, zu verstehen: „Wenn es Fritzen nach ginge, so müßte ich nach Frankfurt, er plagt mich und thut alles, mich zu bereden;" und die ein Jahr später geschriebenen: „Fritz hat an meine Mutter geschrieben und rät mir gar sehr an, sie zu besuchen, er kann nicht begreifen, daß ich so viel zu thun habe." Und Frau Rat hat ihre besondere Freude an dem bei Beginn des Jahres 1784 eröffneten Briefwechsel, da sie in dem elfjährigen, bei Goethe wohnenden Knaben sogleich den besten Korrespondenten vermutete, der ihr das Leben und Treiben des vielgeliebten Sohnes näher bringen könnte.

Der erste Brief bringt sofort ihre Vorschläge.

„Lieber Sohn! Vielen Dank vor Ihren lieben Brief, er hat mir große Freude gemacht, — es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, — o, das kann ich mir gar wohl vorstellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten und es vergnügt mich ungemein; daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich

Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten nun da ein großes gutes Werk thun, — zumal da Sie mich lieb haben, so wird es Ihnen gewiß nicht sauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorschlag, — da Sie beständig um meinen Sohn sind, also mehr von ihm wissen, als jeder andere, wie wäre es, wenn Sie so ein kleines Tagebuch hielten, und schickten es mir alle Monat, — viele Arbeit soll das Ihnen gerade nicht machen, nur ohngefähr auf diese Weise: „Gestern war Goethe im Schauspiel, Abends zu Gaste, — Heut hatten wir Gesellschaft“, u. s. w. Auf diese Weise lebte ich gleichsam mitten unter Euch, — freute mich Eurer Freuden, — und die Abwesenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit — eine kleine Zeile Morgens oder Abends geschrieben, — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeschreiblich wohl thun, — überlegen Sie die Sache einmal, ich glaube, es geht.“

Daß der kleine Freund, der sofort mit „lieber Sohn“ angeredet wird, auf den Vorschlag einging, zeigt der zweite Brief vom Februar:

„Lieber Sohn! Das ist ja recht brav, daß Sie so Wort gehalten haben — das Tagebuch ist so ganz recht und hat mich außerordentlich gefreut, — machen Sie mir das Vergnügen und schicken alle Monate so eine Beschreibung Ihres Lebens und Ihrer Beschäftigungen — die Entfernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiste Alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird, — ich bitte, fahren Sie so fort, und Sie sollen mein lieber, lieber Sohn sein.“

„Die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als alles, was sonst in der weiten Welt passiren mag.“ Wir hören hieraus das Glück einer Mutter, die ganz in dem Sohne aufgeht. Kleine Geschenke werden nun öfters gesandt, um den Korrespondenten vergnügt und schreiblustig zu erhalten, auch hübsche Berichte aus Frankfurt läßt sie folgen, um sich hierdurch dankbar zu zeigen. Des jungen Freundes Sendung seines Schattenrisses und die Schilderung seiner eigenen Person beantwortet sie in einer Weise, die die mütterliche Erzieherin verrät; zugleich schickt sie eine Schilderung von sich, die zu hübsch ist, als daß wir sie unseren Lesern vorenthalten sollten:

„Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und

ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, — ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."

Den wiederholten Einladungen der Frau Rat folgte Fritz von Stein Anfang September 1785. Am 5. September spricht ihm Goethe seine Freude darüber aus, daß er wohl angekommen und wohl aufgenommen worden sei: „Gedenke fleißig der Lehren des alten Polonius, und es wird ferner gut gehen . . . . . Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernsthaft ist, wie ich, so wirst Du Dich besser bei ihr befinden." Wie sehr recht Goethe hatte, wenn er Fritzen ein lustiges Leben bei der Mutter versprach, zeigt deren erster Brief nach der Rückkehr des Knaben:

„Mein lieber Cherubim! Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pagen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn, — die Birn', die ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns nachher so schön aufstecklen ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis a vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiel wieder zusammen fanden, und das nach Haus führen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greinels und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß."

In einem Briefe vom Schlusse desselben Jahres heißt es dann: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Götz von Berlichingen, er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle

Menschen vergnügt und heiter zu sehen und trägt alles in seinem Wirkungskreis dazu bei."

Während der Anwesenheit des jungen Stein war Figaros Hochzeit von Beaumarchais in deutscher Uebersetzung in Frankfurt aufgeführt worden. Welch einen Eindruck das Drama auf Frau Rat, die Theaterenthusiastin machte, erkennen wir aus diesen Briefen. Sie singt die eingelegte Romanze des Pagen Cherubin aus dem vierten Akt (daher die Anrede in dem voranstehenden Briefe) und schreibt für Fritz jenes Lied ab, „da sie nicht weiß, ob der deutsche Figaro in Weimar Mode ist." — „Lieber Fritz, erinnert er sich noch, wie wirs zusammengesungen und dabei so fröhlich und guter Dinge waren?" Es war Cherubins Romanze im Volkston, nach der Weise des Marlboroughliedes gesetzt:

Mein Rößlein, sollst mich tragen
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Durch Berg und Thal zu jagen
Wohl über Stock und Stein.
Hin ritt ich ganz allein,
Wo dunkle Tannen ragen,
(Ach mein Herz, mein Herz thut mir schlagen)
Da hub ich an zu klagen
Und Thränlein flossen drein u. s. w.

Am 3. Oktober war der kleine Reisende wieder in Weimar. „Fritz ist gar gut," berichtet Goethe der Freundin, „und klug, die Reise ist ihm von unsäglichem Werte. . . . Er ist lustiger als jemals. Er hat in Frankfurt erst recht Freiheit kennen gelernt, und meine Mutter hat ihm die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen gelehrt."

Auch Frau Rat denkt noch später oft mit Freude an den Aufenthalt des Knaben in Frankfurt und ruft sich die Zeit mit Vergnügen zurück.

Als der Sohn nach Italien geflohen war, und auch die Freundin nicht wußte, wo er war, wandte sich Fritz, gewiß im Auftrage seiner Mutter, (im Oktober 1786) an Frau Rat. Diese hatte freilich durch einen Brief aus Rom vom 4. November Goethes Aufenthalt erfahren, aber sie weiß das Geheimnis so zu wahren, daß sie es noch Mitte Dezember dem jungen Freunde gegenüber aufrecht erhält: „Wissen Sie denn noch immer nicht wo mein Sohn ist? das ist ein irrender Ritter! nun er wird schon einmal erscheinen und von seinen Heldenthaten Rechenschaft ablegen — wer weiß, wieviel Riesen und Drachen er bekämpft und wieviele gefangene Prinzessinnen er befreit hat."

Der nahende Bruch der Freundschaft zwischen Frau von Stein und Goethe wirft auch in diesen Briefen seinen Schatten voraus. Schon im Beginn des Jahres 1788 muß die Mutter den Sohn gegen den Vorwurf, daß er kalt gegen seine Freunde geworden sei, verteidigen; den Einladungen zur Kaiserkrönung wird nicht Folge gegeben, mit dem Dezember 1790 hört sogar der Briefwechsel ganz auf. Die Gereiztheit und der allmählich zu Haß sich steigernde Zorn der Frau von Stein gegen Goethe ist nicht ohne Einfluß auf ihren Sohn geblieben, „dessen Denken und Fühlen in so wunderbarer Weise mit dem der Mutter übereinstimmte". Aber sicherlich war die damalige Zurückhaltung des jungen Stein gegen Goethe nicht der Hauptgrund für das Aufhören des schriftlichen Verkehrs mit Goethes Mutter. Viel wesentlicher war der äußere Umstand, daß Fritz von Stein 1791 Weimar verließ und damit aus der Nähe Goethes kam, der ja die eigentliche Ursache jenes Briefwechsels gewesen war. Daß Frau Rat Fritz von Stein, „ihrem lieben Sohn", treu und gewogen blieb, erfahren wir durch einen Brief an Wolfgang vom 5. Mai 1794: „Mein lieber Fritz Stein — (er war auf der Reise nach England begriffen) — ist noch hier und lebt wie der Vogel im Hanffsamen stets lustig heysa Hopsasa — er ist immer noch der liebe Junge, der er vor neun Jahren war."

Aehnlich wie der Mutter müssen auch uns die Briefe aus und nach Weimar Ersatz bieten für die verlorenen; sie geben uns den Beweis, daß nicht weniger als zu anderen Zeiten auch in dem Jahrzehnt, da der Sohn die Mutter vergeblich auf seinen Besuch warten ließ, Wolfgang immer im Mittelpunkte ihres Lebens, Denkens und Fühlens stand. Um seinen Gesundheitszustand ist sie immer sehr besorgt, sie ruht nicht, bis er die, wie sie meint, gesundheitsschädliche Gartenwohnung aufgegeben und sich eine Stadtwohnung gemietet hatte. Sie wendet sich deshalb sogar an die Herzogin Anna Amalia „und bittet sie zu helfen, diesen Herzendruck ihr wegzunehmen". Sie erreicht es denn auch, daß Wolfgang Ostern darauf (1782) in das Haus am Frauenplan, zuerst als Mieter, einzog.

Anna Amalie hatte schon im November vorher gemeldet, „daß wir (sie meint Frau Rat und sich selbst) den Sieg über ihn gewonnen haben," — sie hat ihm dafür auch einige Möbel versprochen, „weil er so hübsch fein und gut ist." Ein Jahr später kann die Herzogin der Frau Rat „das Palais des Herrn Geheimden Rath von Goethe" beschreiben und hinzufügen, daß es von außen und innen prächtig geschmückt und eins der schönsten der Stadt Weimar werden wird."

Es ist dasselbe Haus am Frauenplan, das der Herzog seinem Freunde 1792 geschenkt und das Goethe bis zu seinem Tode bewohnt hat. So war Frau Rat dieser Sorge überhoben, aber die vielfachen kleineren Leiden und Erkältungen des Sohnes, die Folgen des „infamen Klimas" in Weimar, das Mutter und Sohn von Herzen haßten und übertriebene Nachrichten von des Sohnes üblem Gesundheitszustand machten ihr doch auch ferner noch das Herz schwer. Wir erkennen das aus dem Briefe des Sohnes vom 7. Dezember 1783:

„Frau Bätty hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl, daß sie Ihnen mit einer solchen Klatscherei nur einen Augenblick verderben konnte als die Nachricht von mir ist. Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist, und das Gute und Rechte in der Welt will.

Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samariä Weinberge pflanzen und dazu pfeifen würde, mit welchen Jubel würden Sie es angenommen haben.

Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben und jedes Jahr das zugelegt wird, mit Dank erkennen. — — —

Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie Sich an meinem Daseyn jetzt, und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost seyn, daß ich nicht ganz sterbe."

Der Sehnsucht nach Berichten über des Sohnes Zustand half der kleine Fritz bereitwillig ab. Aber die viel größere Sehnsucht, den einziggeliebten „wieder einmal in die Arme zu schließen", wurde nicht gestillt.

Wolfgang hoffte damals noch auf ein gemeinsames Leben, „ein anmutiges Alter, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen", aber lehnte sie schon die Einladungen zum Besuch hartnäckig ab, um wie viel weniger war an eine völlige Uebersiedelung zu denken; daran hinderte sie der Besitz des Hauses und die gewiß berechtigte Abneigung, in ihren Jahren in neue, unbekannte Verhältnisse sich zu wagen. Zu Eckermann hat Goethe später geäußert, daß Anna Amalia die Mutter so lieb gehabt hätte, daß sie sie für immer nach Weimar ziehen wollte; er selbst wäre aber dagegen gewesen.

Gewiß schon aus dem einfachen Grund, weil Frau Rat nie darauf eingegangen wäre. Das Leben in Frankfurt gehörte zu ihren Daseinsbedingungen.

Aber auch der Sohn konnte Weimar vorläufig nicht verlassen; selbst als sein Fürst ihn im Dezember 1784 nach Frankfurt einlädt, schlägt er, in üblen Erinnerungen an die Besuche der rheinischen Höfe (1779), die Einladung aus. Dafür übersendet er der Mutter regelmäßig seine dichterischen Schöpfungen. Freilich wundert sie sich einmal über des Dichters Schweigsamkeit in diesen Jahren und meint, daß er sich etwas mit den Musen brouilliert hätte, aber sie hofft, daß die Geburt des Erbprinzen den dichterischen Genius begeistern werde. Sie erhält denn auch alles, was am Weimarer Hof bei dieser Gelegenheit gedichtet wurde.

Das von Goethe damals geplante Drama „Elpenor", auf das die Mutter mit Spannung harrte, wurde leider nicht fertig und ist Fragment geblieben, aber von Wilhelm Meister wurden die einzelnen Bücher nach ihrer Vollendung baldigst an die Mutter geschickt. Im Februar 1784 wird sie von der Herzogin über ihr Urteil gefragt. Diese selbst schreibt dazu: „es wird wohl ein Meisterstück von unseren Herrn Wolff werden. Da ist Leben drinn. Er ist ein Prometheus, der sich seine eigne kleine Welt schafft." Selbst von Rom aus unterläßt Goethe nicht, stets durch Göschen die neuen Bände der Ausgabe der Mutter übersenden zu lassen. Auch wurde ihr das Tiefurter Journal, das die Schöngeister Weimars unter Leitung von Anna Amalia herausgaben, zugeschickt.

Wolfgangs italienische Reise.

Als Goethe nach Italien ging, hatte er niemanden außer seinen Schreiber ins Vertrauen gezogen; selbst dem Herzog schreibt er zuerst ohne Angabe des Ortes. Die erste Nachricht aus Rom wurde nach Weimar am ersten und dritten November geschrieben; die zweite ging am 4. November an die Mutter:

„Vor allem andern muß ich Ihnen sagen, liebe Mutter, daß ich glücklich und gesund hier angelangt bin. . . . Wie wohl mir ist, daß sich soviele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. . . . — Auf alle Fälle gehe ich über die Schweiz zurück und besuche Sie. Da wollen wir uns was rechts zu Gute thun, doch das bleibt alles unter uns."

Die zuletzt ausgesprochene Mahnung nahm sie sehr ernst und verriet des Sohnes Aufenthaltsort selbst nicht den intimsten Freunden. Dem vielgeliebten Wolfgang aber schrieb sie sofort am 17. November 1786 einen prächtigen Brief, der später in unrechte Hände gekommen, erst im Jahre 1868 durch das Buch „die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II." bekannt geworden ist:

„Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können, als dein Brief aus Rom — Jubilieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. — Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, — und nicht allein dich, sondern alle, die das Glück haben, in deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben. „Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurück kommen. — Aber sehen hätte ich dich mögen beim ersten Anblick der Peterskirche! Doch du versprichsts ja, mich in der Rückreise zu besuchen, da mußt du mir alles haarklein erzählen.

Vor ungefähr 4 Wochen schrieb Fritz von Stein, er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch, selbst der Herzog nicht, wüßte, wo du wärest — jedermann glaubte dich in Böhmen u. s. w.

Dein mir so sehr lieber und interessanter Brief vom 4ten November kam Mittwochs den 15. ditto Abends um 6 Uhr bei mir, an. — Denen Bethmännern habe ihren Brief auf eine so drollige Weise in die Hände gespielt, daß sie gewiß auf mich nicht raten. Von meinem innern und äußern Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klarer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Tage. — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist; so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich so einen ganzen geschlagenen Tag ganz alleine zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden sein braucht man doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von deinen alten Bekannten ist, daß Papa La Roche nicht mehr in Speier ist, sondern

sich ein Haus in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenkt. Deine übrigen Freunde sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie Du gemacht (wir waren aber auch immer die Lakaien, sagte einmal der verstorbene Max Moors). Wenn du herkommst, so müssen diese Menschenkinder alle eingeladen und herrlich traktiert werden. — Wildpretbraten, Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompös hergehen. Lieber Sohn! Da fällt mir nun ein unterthäniger Zweifel ein, ob dieser Brief auch wohl in deine Hände kommen möchte, ich weiß nicht, wo du in Rom wohnst — du bist halb inkognito (wie du schreibst), wollen das Beste hoffen. Du wirst doch, ehe du kommst, noch vorher etwas von dir hören lassen, sonst glaube ich, jede Postchaise brächte mir meinen einziggeliebten — und betrogene Hoffnung ist meine Sache gar nicht."

Die Weimarer Freunde, besonders die Geliebte, zürnten dem Dichter wegen seiner Flucht nach Italien, das Mutterherz allein verstand den Sohn. Aehnlich lautet das Schreiben an Fritz von Stein:

„Ich für meine Person gönne ihm gern die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Konstellation wird er Italien wohl nie wiedersehen" — und die Vorwürfe, die immer wieder gegen ihn von Weimar aus an sie gelangen, weist sie mit den Worten zurück:

„Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird es ihm verargen können."

Der Sohn wußte das auch, daß seine Mutter die Bedeutung seines Aufenthaltes in Italien zu würdigen verstünde. Darum bittet er die Freundin Frau von Stein, der er Tagebuch und Berichte übersandte, alles seiner Mutter zu schicken. Auch eine Reihe von Briefen, die leider verloren gegangen sind, hat er ihr selbst aus Italien geschrieben. Noch in Rom hatte er die Absicht, im Frühjahr 87 zurückzukehren; daher die ungeduldige Anfrage der Mutter bei den Freunden in Weimar, die im Sommer notwendige Reparaturen im Haus vornehmen wollte. „Stellen Sie sich vor, wie ärgerlich mir es sein würde, da ich meinen Sohn so lange nicht gesehen habe, wenn ich ihn in einem solchen Wirrwarr bei mir haben und ihn nur halb genießen könnte." Aber niemand freut sich mehr über die Verlängerung seines Urlaubs als sie; und er stellt es stets, wenn er von seiner Rückkehr schreibt, als feste Absicht hin, einige Zeit bei der Mutter in Frankfurt zu

verweilen. Noch bei seinem endgiltigen Beschluß, Ostern 1788 Rom zu verlassen, blieb er so fest bei seiner Absicht, daß er die Bücher und alle Studien nach der Natur an die Mutter vorausschickte.

Leider wurde auch diesmal sein Vorsatz vereitelt. Am 22. April 1788 verließ er Rom und reiste auf einer Route, die ihn gar nicht nach Frankfurt führte, über Mailand, Stuttgart und Nürnberg nach Weimar, wo er am 18. Juni abends eintraf. So ward der guten Mutter die jahrelange Freude verdorben. Es ist ein schönes Zeichen ihres Charakters, daß sie nicht klagte oder Vorwürfe laut werden ließ; die einzige Aeußerung, die sie hierüber gethan hatte, sind die Worte an Fritz von Stein:

„Es war mir eine große Freude, zu vernehmen, daß mein Sohn glücklich in Weimar angelangt ist. Gott erhalte ihn auch dort gesund, das andre wird sich alles geben."

Auch die Erwartung, den Sohn und seinen Zögling bei einer der Kaiserkrönungen (1790 und 1792) zu sehen, ward durch äußere Umstände vereitelt. Im Frühjahr 1790 war Goethe einer Einladung der Herzogin Anna Amalia nach Italien gefolgt, und kaum wieder in Deutschland, erhielt er in Augsburg die Aufforderung des Herzogs, ihm in das preußische Lager nach Breslau zu folgen, von wo er erst im Oktober 1790 zurückkehrte. So sollte denn erst das Jahr 1792 Mutter und Sohn wieder auf einige Wochen vereinigen. Am 8ten August dieses Jahres folgte Goethe der Einladung Karl Augusts, der mit seinem preußischen Regiment an dem Kriege gegen Frankreich teilnahm, zur Armee an den Rhein. Sein erster Haltepunkt war Frankfurt, und am 12. August konnte Frau Rat den innig und viel geliebten Sohn in ihre Arme schließen. Acht Tage blieb er bei ihr. Ueber dies Wiedersehen fehlen uns genauere Nachrichten; nur daß er seinen Oheim, den Bruder der Mutter, Dr. Textor, dort im Besitz des großväterlichen Hauses getroffen habe, „der als wackerer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg," erzählt er beiläufig; aber es bedarf ja keiner Schilderung. Wem brauchten wir es erst zu versichern, daß diese Tage nach so langem Entbehren für Mutter Aja Fest- und Glanztage waren. Der Abschied wurde gemildert durch das feste Versprechen, auf der Rückkehr wieder vorzusprechen. Am 20. August begab sich Goethe über Mainz nach Longwy zum Heere. Wie sehr damals seinen Landsleuten der weimarische Minister und große Dichter imponiert hatte, sollte sich bald zeigen. Am 19. September 1792 starb der obengenannte Oheim Goethes, der Schöffe und Senator Johann

Jost Textor, im Alter von dreiundfünfzig Jahren, dessen nahe Verwandtschaft Goethe von einer Stellung im Frankfurter Rat ausgeschlossen hatte. Wie stolz war Frau Rat, daß man nun sofort die Möglichkeit ergriff, ihren berühmten Sohn nach Frankfurt zurückzuberufen und ihr den Auftrag erteilte, anzufragen, ob er die Stelle eines Ratsherrn annehmen würde. In seiner „Campagne in Frankreich" hat Goethe ausführlich über diesen Antrag, der ihn im Oktober in Trier traf, gesprochen: Freundliche Erinnerungen aus frühester Jugend tauchen vor ihm auf, der Wunsch, mit der geliebten Mutter gemeinsam leben zu können, tritt in das Bereich der Möglichkeit. Aber alles das muß zurückstehen hinter dem Gefühl der Pflicht und der Dankbarkeit gegen das herzogliche Haus. Unterdes hatte ihn Karl August durch einen Brief der Mutter, der ihn aber nicht mehr erreichte, nach Frankfurt zurückgerufen, freilich unter Verhältnissen, die es der Mutter selbst zweifelhaft erscheinen ließen, ob sie seine Ankunft wünschen sollte. Und Goethe selbst hatte das Kriegsleben gründlich satt. Von dem fürchterlichen Zustand des preußischen Heeres auf jenem berüchtigten Rückzug hatte er aus Luxemburg der Mutter geschrieben, „keine Feder, keine Zunge kann das Elend der kombinierten Armee beschreiben". Nun flüchtete er nach dem vom Kriege noch nicht bedrängten Pempelfort zum Freunde Jakobi; am 12. Dezember war er wieder in Weimar. Von hier aus schickte er seine endgiltige, ablehnende Antwort auf den ehrenvollen Antrag an die Mutter.

Kriegsleiden und Bedrängnis.

Der Hauptgrund, weshalb Goethe den versprochenen Besuch auf der Rückreise auf später verschob, war der dringende Wunsch, dem Kriegselend, das er soeben in seiner fürchterlichen Größe kennen gelernt hatte, nicht wieder zu begegnen. Mit dem Jahre 1792 begann für Frankfurt und so auch für Frau Rat eine Leidenszeit, die mit einigen Unterbrechungen fast bis zu ihrem Tode währen sollte. Im Februar 1792 hatten Preußen und Oesterreich ein Bündnis, die sogenannte erste Koalition, geschlossen. Ein Heer unter der Führung des Herzogs von Braunschweig rückte gegen Frankreich vor mit der Absicht, der Revolution Einhalt zu thun und den bedrohten König Ludwig XVI. zu befreien. Wir besitzen eine klassische Darstellung dieses für Preußen so ruhmlosen Feldzuges in Goethes „Campagne in Frankreich". Die Angst der beiderseitigen Führer, der Franzosen vor den Truppen Friedrich des Großen, des Herzogs von Braunschweig vor dem Dämon der Revolution, macht einen

fast komischen Eindruck. Die unselige Langsamkeit dieses Heerführers und seine Unentschlossenheit, der offene oder versteckte Widerspruch der beiden leitenden Gewalten, des Königs und des Herzogs, die völlige Verkennung der wahren Gesinnung der französischen Bevölkerung, alles das brachte das Unglaublichste zuwege, den Rückzug eines großen, gutgerüsteten Berufsheeres vor einem ungeübten, erst kurz vorher zusammengelesenen, sich selbst und den Führern mißtrauenden Volksheere. Goethe hatte recht, als er bei der durch Verschuldung der deutschen Heerführer unentschiedenen Kanonade vor Valmy (20. September 1792) sagte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus." — Der Schrecken vor den unbesiegten Truppen war gewichen. An Stelle der Furcht und Angst trat bei den Franzosen Begeisterung und Mut. Für Preußen begann die neue Epoche, die mit der Schlacht bei Jena ihren Abschluß fand. Während die Preußen in einem an Elend und Jammer kaum jemals überbotenen Rückzuge, unter schrecklichen, von Unwetter und Seuchen herbeigeführten Verlusten sich wieder dem Rheine näherten, faßte der französische General Custine den kecken Plan, mit 18000 Mann in die Gegenden des Mittelrheines einzufallen und unter der überall verkündeten Devise: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten", das Geld des Reiches nach Frankreich zu schleppen und die Armen „zu befreien". Daß ihm das erstere gelang und daß ein Land mit acht Millionen Deutschen sich willig und ohne Widerstand von 18000 Soldaten ausrauben ließ, erscheint uns heute unglaublich; vielmehr noch, daß er überhaupt einen solchen Plan zu fassen wagte. Hier aber hatte man dem Sirenenrufe der Revolution am eifrigsten gelauscht.

„Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei."

Hier fühlte man am tiefsten, nicht wegen der äußeren Nähe, aus inneren Gründen die Wahrheit der Anklagen gegen die bisherige Regierungsform. Am Rhein hatte die Kirche verstanden, ihre weltliche Macht aus dem Mittelalter herüberzuretten. Es war die berühmte Pfaffenstraße, die Kurfürstentümer Trier, Köln und Mainz, an die sich Würzburg und Bamberg unmittelbar anschlossen. In ihnen vereinte kein inneres Band das Volk mit seinen Fürsten; der jeweilige, meist nur kurze Zeit regierende Bischof mit seinem unglaublich großen Bestand von Geistlichen und fremden Beamten sah in dem Lande nur eine Einnahmequelle, die ihnen das üppigste und trägste Leben gestattete. Daher war alles in elendem Zustande: Festungen,

Heer und Finanzen, Schulen und Rechtswesen, alles verwahrlost. Das Volk trug stumpf die ungeheuren Lasten und elenden Zustände, weil es nichts Besseres kannte. Wie ein Zündstoff in ein Pulverfaß fiel die Idee von den Menschenrechten in die geknechtete und unterdrückte Bevölkerung. Nicht den 18000 Franzosen, ihrer eigenen Schlechtigkeit erlagen diese Staaten. Die Fürsten verließen das Land mit ihren Schätzen, um sie zu bergen; die Reichstruppen liefen davon. Am 30. September fiel Speier in die Hände Custines, am 21. Oktober die Festung, die der feste Schutz des Reiches gegen Frankreich sein sollte, das altehrwürdige Mainz; in wilder, schmählicher Flucht retteten sich Fürsten und Adel von fast ganz Westdeutschland, ohne auch nur den Versuch der Verteidigung zu machen. So konnte denn Custine immer kecker auftreten. Am 22. Oktober 1792 eroberte er Frankfurt. Sofort legte er der Stadt eine Kontribution von zwei Millionen 181000 Franken auf (ursprünglich verlangte er drei Millionen Gulden), und nahm für die eine, die nicht sofort bezahlt werden konnte, sieben reiche Kaufleute als Geiseln mit. Die Franzosen erließen eine Proklamation, in der sie als Befreier des Volkes von der Herrschaft der Reichen sich aufspielten. Die Frankfurter Handwerker jedoch erklärten, daß sie mit ihrer Regierung zufrieden seien, und daß eine Schädigung der Reichen zugleich eine Schädigung der Arbeiter sei. Diese Kundgebung erregte großes Aufsehen, zumal die Nachbarstadt Mainz sich ganz anders verhielt und sogar ihre Vereinigung mit Frankreich bei dem Konvent beantragte. Auch wurde die Kontribution durch freiwillige Einzahlung der Bürger aller Stände aufgebracht. Darauf gründet sich der Stolz der Frau Rat auf die Frankfurter, der wiederholt in den Briefen zum Ausdruck kommt. Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß man das Benehmen der Frankfurter überall als große und herrliche That pries. Die Frankfurter Handwerker und einige hessische Bataillone sind auch die einzigen, von denen in dieser Zeit der feigen Flucht und des Verrats etwas Rühmliches zu melden ist. Die letzteren stürmten am 2. Dezember das Friedberger Thor, und die Frankfurter Handwerker entwaffneten die Franzosen und öffneten den Hessen das Thor. Nur wer mit den Verhältnissen der Zeit vertraut ist, kann verstehen, daß Deutsche, die Mainzer Freiheitsschwärmer, dies Heldenstück der Frankfurter als Verrat bezeichneten und mit der Bartholomäusnacht verglichen. Custines Zorn über den Verlust Frankfurts war groß; um die Verantwortung los zu werden, schwärzte er die Frankfurter in Paris an und schickte ein großes Messer an die Regierung

mit den Worten, das wäre eins von den zehntausend, mit dem die Bürger die französischen Soldaten meuchlings ermordet hätten.

So sollten denn die Frankfurter ihr patriotisches Benehmen noch schwer büßen. Es begann die Belagerung von Mainz durch die Deutschen, die erst am 22. Juli 1793 mit der Kapitulation der Stadt endete. Karl August befand sich ebenfalls bei der Belagerungsarmee und berief seinen Minister und Freund zu sich, der nun sobald wieder auf der Hin- und Rückreise die liebe Mutter besuchen konnte. Die gerade vom Jahre 1792 an erhaltenen Briefe von Frau Rat an ihren Sohn, die vor zwei Jahren für die Mitglieder der Goethegesellschaft herausgegeben, nun unsere vorzüglichste Quelle sein werden, klären uns zur Genüge über die Leiden der Stadt und der Schreiberin auf. Sie beginnen freilich erst mit der Zeit, da Custine aus Frankfurt vertrieben worden war, aber damit war vorläufig wenig gebessert. Die stete Angst, daß Custine bald wiederkehren und dann schreckliche Rache an dem deutsch-patriotischen Frankfurt nehmen würde, lähmte jede Freude: „die höchsten und hohen Herrschaften versicherten uns zwar, daß die Franken nicht wieder kommen würden; so lange aber Mainz nicht in deutschen Händen ist, dürfen wir nicht Viktoria rufen und die Wolfshaut noch nicht feilbieten.“ Auch war der Wechsel der Einquartierung nicht gerade erfreulich: „Ich habe einen Offizier und zwei Gemeine zur Einquartierung“, schreibt sie dem Sohne. „Es sind Hessen, gute Leute, aber (unter uns gesagt) sehr arm; ich muß sie füttern, die Franzosen hatten die Hüll und Füll ...“ Zuletzt hat sie sich in das Unvermeidliche gefunden mit den resignierten Worten: „Wenn diese Menschenkinder nur nicht den ganzen Tag Toback rauchten, meine Zimmer sehen aus wie eine Wachtstube!!“

Das Schicksal von Mainz läßt ihr das ihrige noch erträglich erscheinen. „Verzeihen Sie,“ schreibt sie an Christiane im Juni 1793, „daß ich Ihnen von Kriegs und Kriegsgeschrei was vor tragire — wir sehen und hören aber Tag-täglich nichts als Bomben — Kugeln — Pulverwagen — Blessirte — Kranke — Gefangne und der gleichen. Tag und besonders Nachts gehts Kanonieren beinahe in einem fort.“

Während der Sohn vor Mainz beim Herzog ist, berichtet sie an Christiane über die Erfolge der Belagerer. „Götz (der Diener Goethes) hat mir versprochen, sobald Mainz in deutsche Hände wäre, auf Tod und Leben zu reiten, um mir die erste Nachricht zu bringen!“

Trotz der am 22. Juli erfolgten Einnahme von Mainz und anderer Erfolge mußten dennoch am Schluß des Jahres die Oesterreicher auf das

rechte Rheinufer, die Preußen auf Mainz zurückgehen. Darum sind denn auch die Frankfurter gleich wieder dabei, ihren Patriotismus zu bethätigen, wovon der Sohn natürlich eingehende Kunde erhält:

„Sei stolz, daß Du Frankfurter Bürger bist. Wöchentlich sind schon 3000 fl. beisammen, die jede Woche bis zum ersten März vor Lebensmittel vor unsere Brüder, die braven Deutschen, bestimmt sind. Daß heiße ich doch deutsches Blut in den Adern haben. Unsere Kaufmanns-Söhne aus den ersten Häusern — tragen alle Uniformen und sind mit dem geringsten Schuster und Schneider einverstanden, ihrer Vaterstadt im Fall der Not beizustehn — unsere brave Sachsenhäuser sind aufs Quartieramt gegangen — und haben gebeten, wann Truppen zum Einquartieren kämen, so möchte man sie ihnen geben. Leute, die ein Stübchen — und größtentheils unbemittelt sind — unsere Metzger haben fast keine Hemden mehr — sie haben sie alle in die Hospitäler getragen — und das alles aus gutem Herzen und freiem Willen — es ist niemand eingefallen ihnen so was zuzumuten — nun verwundere man sich noch, daß Frankfurt reich wird — grünt und blüht — Gott muß ja das belohnen! Jetzt genug von meinen braven Landsleuten — wogegen sich alle andre Reichsstädte verkriechen müssen."

Vielen Frankfurtern wurde jetzt der Aufenthalt in ihrer Stadt bedenklich. Der „Leibmedikus" der Frau Rat ließ durch sie bei Goethe anfragen, ob er seine Frau und Kinder in Weimar unterbringen könnte:

„Ein panischer Schrecken hat sich freilich über ganz Frankfurt verbreitet — und es wäre kein Wunder, wenn man mit dem Strudel fortgerissen würde — Furcht steckt an wie der Schnupfen — ich hüte mich daher so viel ich kann, den Memmen auszuweichen — um mir den Kopf nicht auch verdrehen zu lassen — doch ist das sehr schwer zu vermeiden — denn es ist ein Gemeinplatz: wo (wie bei Feuerunglück) jede Gans und jeder Strohkopf sein Scherflein wischi waschi anbringen kann — und wie ein Kind, dem die Amme ein Gespenstermärchen erzählt hat, sich vor dem weißen Tuch an der Wand entsetzt — gerade so gehts bei uns — Sie glauben, wenns nur recht fürchterlich klingt (wahrscheinlich oder nicht, das wird nicht mit kaltem Blut untersucht — das ist alles eins, je toller je glaubwürdiger) alles. Zum Beweis nur (unter tausend) ein Geschichtchen. Den 3. Jenner kommt Abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer Odem zu mir gerennt — Rätin! liebe Rätin! Ich muß dich doch von der großen Gefahr benachrichtigen, die Feinde bombardieren Mannheim mit glühenden Kugeln — der Kommandant

hat gesagt, länger als 3 Tage könnte er sich nicht halten und dergleichen mehr. Ich bliebe ganz gelassen — und sagte eben so kalt — wie machen sie's denn — daß sie Mannheim beschießen können — sie haben ja keine Batterien, schießen sie denn vom flachen Ufer hinüber — da werden ja die Kugeln, bis sie über den breiten Rhein kommen, wieder kalt — und was der Kommandant zu thun gedenkt, wird er schwerlich austrommeln lassen — woher weiß denn das euer Korrespondent — schreibe du ihm, er wäre ein Hasenfuß — So ein Gerüchte verbreitet sich nun, und da die Bethmanns als gewaltige Leute bekannt sind, so glaubt alles, sie haben's aus der ersten Quelle — da danke ich nun Gott, daß ich so viel Verstand habe, das trierum trarum nicht zu glauben — und das lustigste ist, daß sie alle gute Nachrichten nicht glauben."

Und die tapfere Frau ließ sich von nichts anfechten. „Ich wollte nur, daß alle feigen Memmen fortgingen, so steckten sie die andern nicht an," ruft sie ärgerlich aus; sie lebt ganz wie früher und ist auch mit der neuen Einquartierung zufrieden — einem preußischen Obrist Namens Jungherr mit vier seiner Leute — „die glauben nun wenigstens, im Paradies zu seyn, aber was die auch fressen!! Die waren so ausgehungert, daß es ein Jammer war! Gestern ließ ich einen Schweinebraten zu Tische tragen — das war dir ein königlich Pläsir."

Daß Goethe um seine Mutter und ihr Schicksal ängstlich besorgt war, ist selbstverständlich. Dringender wiederholt er im Verein mit Anna Amalia die Einladungen nach Weimar. Aber sie wies alle Bitten zurück. „Sie fühlte," wie der Sohn in den Annalen sagt, „keine Sorge für ihre Persönlichkeit, sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war, weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte. Sie hat ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen." Die Hoffnung auf Gott, der sie nicht verlassen, und die Sorge um das Haus bestärkte sie im Ausharren bei so bedrängten Verhältnissen, was sonst gar nicht ihre Art war. Gegen alle Beschwerden hatte sie immer ein Mittel bereit: die Freude, daß es nicht schlimmer geworden sei. Freilich verbrennt der kranke Obrist ihr alles Holz, und der Wirrwarr ist so groß, daß er nicht ärger sein kann; aber sie meint: „lassen wir das Ding gehen, wie es kann, ängstigen uns nicht vor der Zeit, bringen unsere Tage so vergnügt zu als

wir können — denn wir können dem Rad des Schicksals doch (ohne zerschmettert zu werden) nicht in die Speichen greifen.“ Noch im März ist die böse Einquartierung — der kranke Obrist — da. „Müssen eben froh sein, daß es nicht ärger ist. — Doch mir gefallen so wenig wie dem Eulenspiegel die großen Glücksfälle — wenn man ein Bein bricht, ist's ein großes Glück, daß es der Hals nicht war,“ lautet nun der Trost.

Im Juni 1794 waren die Preußen wieder auf Mainz zurückgewichen, „alles packt, alles rüstet sich zur Flucht, es verbreiten sich schlimme Gerüchte, genug, so arg war es noch nie.“ Da will denn Frau Rat auch etwas thun, um nicht ganz unthätig zu sein, und so werden die besten Sachen in drei großen Kisten nach Langensalza geschickt. Vergeblich wartete der Sohn, der, wie er Jacobi berichtete, mehrere Zimmer für sie zurecht gemacht hatte, auf ihre Ankunft. Gerade in diese Unruhe kommt eine neue Erscheinung — weibliche Einquartierung. „Der K. P. Kapitain und Quartiermeister von Goeltz! nun kommt aber das beste — Er bringt seine Gemahlin mit!! Ach Herr Jemine! Wahrhaftig, die Frau Aja wird recht gedrillt.“ Aber auch jetzt verliert sie den Mut nicht, wie die darauf folgenden Worte beweisen:

„Gott! Erhalte mir meinen guten Muth und mein fröhliches Hertz — diesen Troblen ohngeachtet — hat mir um 5 Uhr mein Eierkäse recht gut geschmeckt — und diesen Abend werden mir ellenlange Krebse die Last des Tages versüßen. a propo! Wann bekomme ich denn einmal wieder Modejournale — seit dem Monat März habe ich nichts gesehn — auch Mercure, wenns beliebt.“

Im Herbst füllte sich die Stadt mit Ausgewanderten von Aachen und Koblenz, denn das linke Rheinufer war dem Feinde preisgegeben:

„Das war wieder ein ruhmvoller Feldzug vor die Deutschen!!! Zum Ruhm muß man ihnen nachsagen, daß sie sich hier recht wohl befinden. Meine jetzige Einquartierung ist gut und belästigt mich sehr wenig — Oberauditeur Lüdicke nebst seiner Frau — und einem Bedienten, das geht an — Zwar kochen sie in meiner Küche — brauchen meine Mägde als wärens ihre eigne — aber alles das macht keine große Unruhe — denn etwas muß man doch tragen. Uebrigens befinde ich mich sehr wohl nach Leib und Seele — weiß von keiner Furcht — laß kommen was ich nicht ändern kann — genieße das gegenwärtige — und da ich die Speichen des großen Rades nicht aufhalten kann; so wäre es ja Narrheit drüber zu greinen, daß man so schwach sich fühlte.“



Prospect außer der St. Catharinen Pfort.

Die Aussicht von der Wohnung am Roßmarkt. (Nach einem alten Stiche.)

Endlich ein Lichtblick, wenn auch nur auf kurze Zeit: am 10. April kommt die Nachricht nach Frankfurt, daß der Friede geschlossen sei. Es war jener schmähliche Frieden zu Basel vom 5ten April 1795, in dem Preußen seine linksrheinischen Besitzungen der Republik überließ und sich zu thatenloser Neutralität verpflichtete. Aber die Hoffnung der Frankfurter war sehr trügerisch; gerade in den folgenden Jahren wird Frankfurt wiederholt der Mittelpunkt des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, nur daß die Preußen nicht mehr mitkämpfen und in Frankfurt die schmähliche Rolle der Franzosenfreunde spielen. Im Herbst kam es zu mehreren Schlachten, bei Handschuchheim und Mannheim; erst das Ende des Jahres brachte Waffenstillstand bis zum Juni 1796. So berichtet denn auch Frau Rat schon im August 1795 wieder von neuer Einquartierung — sie hatte soeben ihr Haus verlassen und war in die Nähe der Hauptwache als Mieterin gezogen, wo sie mit dem Hauswirt und den anderen Mietern sich in die Last der Einquartierung teilte.

Die neue Wohnung auf dem Hauptplatze mit der Aussicht nach der Zeil führte ihr jetzt alle kriegerischen Aufzüge und Rüstungen vor Augen. Sie vergißt natürlich nicht das neue Schauspiel dem Sohne zu berichten: „Und dann das jetzige Soldatenwesen. So eben werden die Anspacher auf dem Paradeplatz gestellt — um 11 Uhr die Wachtparade mit trefflicher kriegerischer Musik, alles an mir vorbei — und Sonntags, wenn die Katharinenkirche aus ist — und die Wachtparade dazu kommt, so siehts auf dem großen Platz aus wie am Krönungstag — sogar an Regentagen ist es lustig, die vielen Hundert Paraplü formieren ein so buntes Dach — das lustig anzuschauen ist.“ —

Als sie den Sohn wieder einmal vergeblich erwartete und ihm einen Brief wegen seines Ausbleibens schreibt, kommt gerade die preußische Wachtparade. „Gucktest du doch mit mir zum Fenster heraus“, ! ! ! ! / schreibt sie sofort, wobei die Ausrufungszeichen zeigen sollen, wie die preußische Wachtparade von der Zeil in die Hauptwache einschwenkt.

Im Herbst wurde es klar, daß der Krieg gerade in die Gegend von Frankfurt sich ziehen würde. „Hier ist alles aufs neue in großer Unruhe. Die Kaiserlichen retirieren sich, die Franzosen werden bald wieder bei uns sein.“ Aber Frau Rat hilft sich wieder mit ihrem unversiegbaren Humor. „Ich bin fröhlich und gutes Muts — habe mir über den ganzen Krieg noch kein grau Haar wachsen lassen — schaue aus meinem Fenster wie die

Oestreicher ihre Kranken auf Wagen fortbringen — sehe dem Getümmel zu — speise bei offenem Fenster zu Mittag — besorge meine kleine Wirtschaft, lasse mir Abends im Schauspiel was daher tragieren — und singe Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht u. s. w. Arbeiten thue ich vor der Hand nicht viel — und wer jetzt einen Brief von mir erhält — kann dick thun — die Witterung ist zu schön — meine Aussicht zu vortrefflich — wärest du nicht Wolfgang — du hättest warten können."

Bald werden die Kaiserlichen zurückgedrängt, bald die Franzosen. Schon hatten sich die Frankfurter an den Krieg so gewöhnt, daß trotz des nahen Kampfes alles ruhig seinen Weg fortging. — Das von Jourdan eingeschlossene Mainz hatte besonders viel zu leiden. Vor Angst waren viele Mainzer vorher mit ihrer Habe nach Frankfurt geflüchtet. Gerade als der Zug ankam, schrieb Frau Rat an den Sohn:

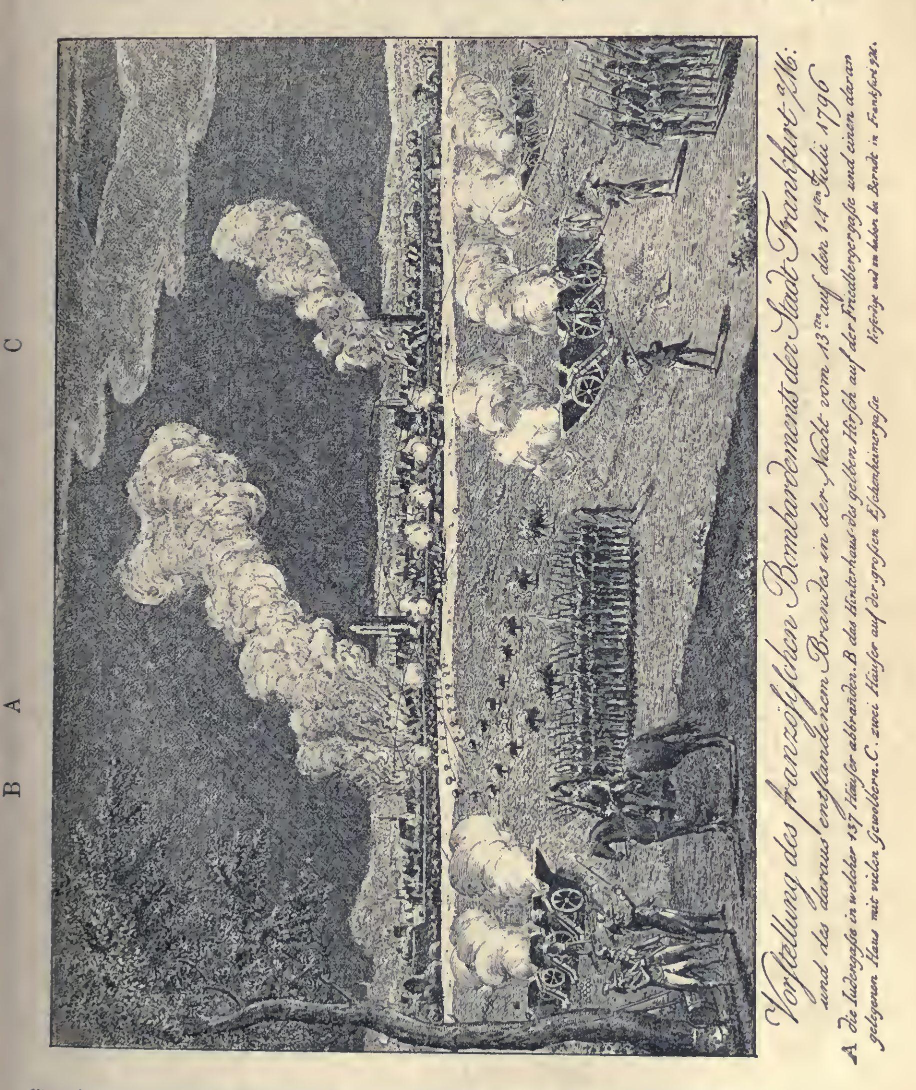
„Nur einen Augenblick wünschte ich dich jetzt her — vor Getümmel konnte ich beinahe nicht fortschreiben — der ganze Roßmarkt steht voll Bauernwagen, die Stroh und Heu zu Markte gebracht haben — die Wachtparade der Preußen soll aufziehen, es ist auf dem großen Platz kein Raum — die Bauern kriegen Prügel u. s. w. Von dem Bockenheimer Thor herein kommen — Wagen mit Betten — die Mainzer flüchten — genug es ist ein Schari wari, das kurios anzuhören ist."

Der nach der Einnahme Mannheims durch die Kaiserlichen gegen Ende des Jahres zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossene Waffenstillstand ließ auch Frankfurt etwas aufatmen; nur eine kleine Besatzung von Kaiserlichen blieb in der Stadt. Frau Rat und ihre Mitmieter erhielten einen Mann nebst Frau und Knäblein von zehn Wochen, „zu ihrem Anteil".

Leider dauerte die Ruhe nur ein halbes Jahr. Im Juni 1796 kündigten die Oesterreicher den Waffenstillstand, und die Erfüllung des Wunsches: „Gott verleihe uns bald den edlen Frieden" wurde wieder in weite Ferne gerückt, ja gerade in diesem Jahre sollten die Leiden der Stadt sich maßlos steigern. Der französische Feldherr Jourdan zog über den Rhein und rückte bis in die Gegend von Wetzlar vor, wo er am 15. Juni 1796 geschlagen wurde. Darauf gehen die Worte der Frau Rat:

„Hier war wieder einmal alles in großen Schwulitäten — eingepackt — fortgegangen — Pferde bestellt — täglich vor ein Pferd 11 Gulden bezahlt, damit es parat wäre — manches Haus brauchte 6, auch noch mehrere — war also alle Tage so viel Pferde so viel Karolinen — die Kutscher

haben wieder ihren Schnitt gemacht — auch die Schreiner — Packer u. d. g. Bei diesem Spektakel blieb ich wie die ganze Zeit ruhig — packte nicht — regte mich nicht — Essen — Trinken und Schlaf bekamen wir wohl —



Erfahrung brachte Hoffnung — der 3 mal geholfen hat, hats nicht verlernt — Er kann auch jetzt helfen, und Er thats durch die braven Sachsen, die haben uns wieder vordiesmal befreit."

Darauf ließ der Erzherzog durch ein Corps unter Wartensleben die Stadt besetzen; unterdes war aber der Unterfeldherr Jourdans, General Kléber, bis Frankfurt vorgedrungen, belagerte die Stadt und eröffnete am 12. Juli ein heftiges Bombardement. Das Unglück und Elend, das nun über Frankfurt kam, hatten, wie Frau Rat sehr richtig sagt, die Kaiserlichen verschuldet, die trotz ihrer geringen Anzahl sich in Frankfurt festhielten. Die Beschießung der Stadt und der Brand von über 150 Häusern zwang sogar unsre tapfre Heldin das Feld zu räumen; sie floh nach Offenbach, wo sie die dort wohnende, seit einigen Jahren verwitwete Frau von La Roche und der uns aus der Lilizeit wohlbekannte Freund ihres Sohnes André sehr freundlich aufnahmen, doch blieb sie nur drei Tage dort, weil sie die Sorge um ihre Wohnung wieder zurücktrieb. Ueber die Tage der Not und des Schreckens hat Frau Rat dem Sohn einen höchst lebendigen Bericht vom 22. Juli gesendet. Er war bei den Nachrichten, die über Frankfurt nach Weimar kamen, in großer Sorge und drückt diese auch Schiller gegenüber aus: „Von meiner Mutter hab ich noch keine Nachricht, sie wohnt auf dem großen Platz, wo die Hauptwache steht, und sieht gerade die Zeil hinauf, sie hat also den ganzen Halbkreis der Stadt, der bombardiert wurde, vor Augen gehabt."

Sobald der Brief angekommen war, sendet er ihn dem befreundeten Ehepaar; und Schiller antwortet sofort:

„Für den Brief Ihrer Mutter danken wir schönstens. Außer dem, was er Historisches enthält, interessierte uns die Naivetät ihrer eigenen Art und Weise."

In den Tag- und Jahresheften aber verzeichnete Goethe unter dem Jahre 1796:

„Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartier an der Hauptwache, hat, grade die Zeil hinaufschauend, den bedrohten und beschädigten Teil der Stadt vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deshalb verdient beigelegt zu werden."

Dieser Brief ist nun auch mit den übrigen bekannt geworden, und die Leser werden uns Dank wissen, wenn wir ihn hier ganz „beilegen".

den 22ten Juli 1796.

Lieber Sohn!

Aus den Zeitungen wirst du die jetzige Lage deiner Vaterstadt erfahren haben — da aber das Tagebuch von Frau Aja zuverläßig nicht darinnen steht und ich doch mit Zuversicht glaube, daß es dir nicht gleichgültig ist,

wie ich diese Epoche überstanden habe; so werde eine kleine Relation davon abstatten. Vor den Franzosen und ihrem Hereinkommen hatte ich nicht die mindeste Furcht; daß sie nicht plündern würden, war ich fest überzeugt — wozu also einpacken? ich ließ alles an Ort und Stelle und war ganz ruhig — auch glaubte kein Mensch, daß die Kaiserlichen sich hier halten wollten — es war, wie die Folge auch gezeigt hat, wahrer Unsinn — da sie es aber doch thaten: so fing die Sache an bedenklich zu werden, — das Haus, wo ich wohne, ist in Zeiten der Ruhe eins der schönsten in der Stadt — aber desto fürchterlicher in solchen Tagen, wie die vergangenen waren — der kaiserliche Commandant wohnte gegen mir über, nun sahe ich all den Spektakel — die Franzosen mit verbundenen Augen — unsern Burgemeister — alles in Furcht, was das werden sollte u. s. w. Den 12ten gegen Abend fing das Bombardement an, wir setzten uns alle in die untere Stube unsers Hausherrn, wie es etwas nachließ, ging ich schlafen — gegen 2 Uhr früh morgens fings wieder an, wir wieder aus den Betten — nun fing ich an auszuräumen, nicht vor den Franzosen, aber wohl vor dem Feuer — in ein paar Stunden war alles im Keller, bis auf die eiserne Kiste, die uns zu schwer war — ich ließ meines Schwager Major Schuler seinen Fourierschütz nebst noch einem starken Mann holen — die brachten sie denn glücklich in Keller. Bis an diese Periode war ich noch ganz beruhigt — jetzt kamen aber so schreckliche Nachrichten, wie der, wie jener (es waren Leute die ich kannte) der von einer Haubitze tot geschlagen, dem der Arm, dem der Fuß vom Leib weg u. d. g. Nun fing mir an Angst zu werden, und ich beschloß fortzugehn, freilich nicht weit — nur dem Bombardement auszuweichen — da war aber kein Fuhrwerk ums Geld zu haben — endlich hörte ich, daß in meiner Nachbarschaft eine Familie nach Offenbach führe — ich ließ sie bitten, mich mitzunehmen — und es wurde mit vieler Höflichkeit bewilliget. Ich bin keine von den verzagten Seelen, aber diese schreckliche Nacht, die ich ganz ruhig in Offenbach bei Mama la Roche zubrachte, hätte mir in Frankfurt vielleicht Leben oder doch Gesundheit gekostet — den 12ten, 13ten und 14ten blieb ich also in meiner Freistatt — den 15ten früh kam die Nachricht daß die Kapitulation geschlossen und nichts mehr Leib und Leben betreffend zu befahren sei — und müßte man machen, den Tag noch zurückzukommen, weil den 16ten die Franzosen einrücken würden und alsdann die Thore geschlossen sein würden — nun wäre ich um keinen Preis in Offenbach geblieben — einmal weil man mich vor emigriert hätte halten können

— zweitens weil meine schönen Zimmer als ganz leer stehend — (denn meine Mägde hatte ich auch mitgenommen) hätten weggenommen werden können. Nun war wieder Holland in Noth! war wieder kein Fuhrwerk zu haben — Da erbarmte unser alter Freund Hans André über mich, gab mir sein artiges Kütschchen und rasch war ich wieder im goldenen Brunnen, dankte Gott von ganzem Herzen vor meine und vor die Bewahrung meiner Wohnung. Es ist ganz begreiflich, daß ein größeres Unglück das kleinere verdrängt — wie die Kanonade aufhörte — waren wir wie im Himmel — wir sahen die Franzosen als Retter unsrer Habe und Beschützer unserer Häuser an — denn wenn sie gewollt hätten, so stünde kein Haus mehr — und zum Löschen spannten sie ihre Pferde vor die Spritzen, die von den Dorfschaften zum Löschen herbeieilten. Gott! Schenke uns den Frieden! Amen! Lebe wohl! Grüße alles in deinem Hause und behalte lieb

deine treue Mutter

Goethe."

Die vom Sohn erbetene genauere Auskunft folgte am 1. August; die Angst vor der Plünderung durch die Franzosen hatte die Juden zur Flucht veranlaßt, viele hatten dabei Schlösser vor ihre Häuser gelegt. So kam es, daß hier niemand zum Löschen da war, und ein großer Teil, gegen 140 Häuser der Judengasse, abbrannte. Die Christen hatten es vernünftiger angefangen: „In allen Häusern — waren die größten Bütten mit Wasser oben auf die Böden der Häuser gebracht — so wie eine Kugel zündete, waren nasse Tücher — Mist u. d. g. bei der Hand — so wurde Gott sei Dank — die ganze Zeil — die große und kleine Eschenheimer Gasse — der Roßmarkt — die Tönges- und Fahrgasse gerettet — daß nicht ein Haus ganz niedergebrannt ist — ja besser zu sagen gar nichts, das der Mühe wert wäre zu sehen — Auf der Friedberger Gasse ist unser ehemaliges Haus abgebrannt"

Das alte Haus, das bis 1783 der Familie Textor gehört hatte und in dem Frau Rat geboren war (heute steht das Hôtel Drexel auf der Stelle), wurde ein Opfer der Flammen unter Umständen, die für viele Frankfurter besonders betrübend waren. Es wohnte damals ein preußischer Lieutenant darin. Da die Preußen als Freunde der Franzosen galten, so nahm man an, daß dieses Haus von der Plünderung verschont bleiben würde. Ein Bekannter der Frau Rat, Kaufmann Graf, und viele andere brachten deshalb ihre Sachen und Waren dorthin, die nun durch das Bombardement vernichtet

wurden. Der durch die Beschießung der Stadt angerichtete Schaden wurde auf 4 Millionen Franken berechnet.

Unterdes waren die Oesterreicher abgezogen und hatten die Stadt der „Großmut der Franzosen" überlassen und nicht bloß Frankfurt, sondern ganz Süddeutschland bis nach Böhmen hin. Es erfolgte nun eine unerhörte Bedrückung durch die Franzosen, eine Kette von Räubereien, Plünderungen und schändlichen Mißhandlungen der wehrlosen Bevölkerung durch die entmenschten Soldaten der Revolution, die an die Zeit des 30jährigen Krieges erinnern. Wie weit diese Schändlichkeiten gingen, kann man aus der Rache erkennen, die die empörte Bevölkerung nach der Niederlage der Franzosen an den Quälgeistern mit Axt und Beil nahm. Ein Beispiel ihrer Habsucht kann uns wieder Frankfurt geben. Die in der Kapitulation zu Bornheim feierlichst zugesagte großmütige Behandlung bestand darin, daß Jourdan der Stadt eine Kontribution von 6 Millionen Frcs. bar und 2 Millionen in Lieferung auferlegte. Mit großem Opfermute steuerten die Bürger soviel als möglich zusammen. Die Stadt verpflichtete sich, das Geld zu 4% auf 6 Jahre zu verzinsen. Aus den Kirchen und von den einzelnen Familien wurde Silber herbeigeschafft. — „Pfarrer Starck gab sein schönes Münzkabinet hin. Die ärmsten Leute brachten die Patengeschenke ihrer Kinder dar — um Geld daraus zu schlagen." Frau Rat war gerade nicht im Besitz von überflüssigem Geld: Den 16ten, schreibt sie, kamen die Freiheitsmänner, da war nun bei mir große Not — ich hatte nur so viel als ich zum täglichen Leben brauchte — geben mußte ich — auch hätte ich mich zu Tode geschämt und gegrämt — also Geld herbei! Aber woher! Jeder brauchte das seine vor sich selbst — ich war nicht allein in diesem Fall — Frau Schöff Schlosser, Herr Hofrath Steitz — Jungfer Steitz und mehrere — wir schickten den Lippoldt nach Hanau — es war nichts — Endlich erbarmte sich ein unbescheidner Jude, aber zu 9 Procent und nach Versatz von drei kaiserlichen Obligationen!!"

Zur Sicherung der Bezahlung der ganzen Summe wurden die Ratsherren Hetzler, P. H. Schlosser (der Bruder von Frau Rats Schwiegersohn) und vier andere als Geiseln festgenommen. In Wirklichkeit wurden den Franzosen damals an barem Gelde und Materialien 6 972113 Frcs. bezahlt.

Das war freilich eine schlimme Zeit. Aber auch hier verzagt Frau Rat nicht:

„Unsere jetzige Lage ist in allem Betracht fatal und bedenklich — doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen war nie meine Sache — auf Gott vertrauen — den gegenwärtigen Augenblick nutzen — den Kopf nicht verlieren — sein eignes wertes Selbst vor Krankheit (denn so was wäre jetzt sehr zur Unzeit) zu bewahren — da dieses alles mir von jeher wohlbekommen ist, so will ich dabei bleiben. Da die meisten meiner Freunde emigriert sind — kein Komödienspiel ist — kein Mensch in den Gärten wohnt; so bin ich meist zu Hause — da spiele ich Klavier, ziehe alle Register, pauke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann — lese alles untereinander: Musenkalender, die Weltgeschichte von Voltaire, vergnüge mich an meiner schönen Aussicht."

Auch freut sie sich über den Ausspruch der Franzosen: „daß so eine Einigkeit zwischen Magistrat und Bürgerschaft ihnen noch in keinem Lande und keinem Orte vorgekommen wäre."

Am 3. September 1796 gestaltete sich plötzlich durch den Sieg der Oesterreicher bei Würzburg die ganze Lage zu Gunsten der Deutschen. Am 8. September verließen die Franzosen Frankfurt. Freudig berichtet das Frau Rat dem Sohne.

Am 2. Dezember 1796 wurde die Stadt für neutral erklärt und die Geiseln zurückgeschickt, nachdem sie nochmals 3031608 Frcs. dem Direktorium in Paris erlegt hatte; es folgt am 18. April 1797 der Präliminarfriede von Leoben, der in Frankfurt noch ein kleines kriegerisches Nachspiel hatte. Die Kaiserlichen hielten die Stadt mit wenig Truppen; die Franzosen waren in der Nähe, man glaubte, daß es wegen der Neutralität nicht zu Feindseligkeiten in der Stadt kommen würde. In diesem Augenblick, am 22. April, kommt die Nachricht vom Frieden:

„Es war Mittags um 2 Uhr — auf ein Mal kommt die Fritz Metzlern mit Sturm in meine Stube, ruft schier außer Odem: Rätin, es ist Friede! Der Kommandant von Milius hat einen Courier vom Bonaparte — es ist ein Jubel — Gott befohlen, ich muß weiter die gute Nachricht verbreiten u. s. w. Gleich darauf kommt der Burgemeister Schweitzer — und Syndicus Seger in einer Kutsche, um ins französische Lager zum le Feber zu fahren und ihm zu gratulieren — wie sie an die Hauptwache kommen, werden sie von den Bürgern umringt, die Kutsche muß stillhalten — sie versichern die gute Nachricht vom Frieden — Alt und Jung schwingt die Hüte, ruft Vivat, es ist ein Jubel, der unaussprechlich war — wem in

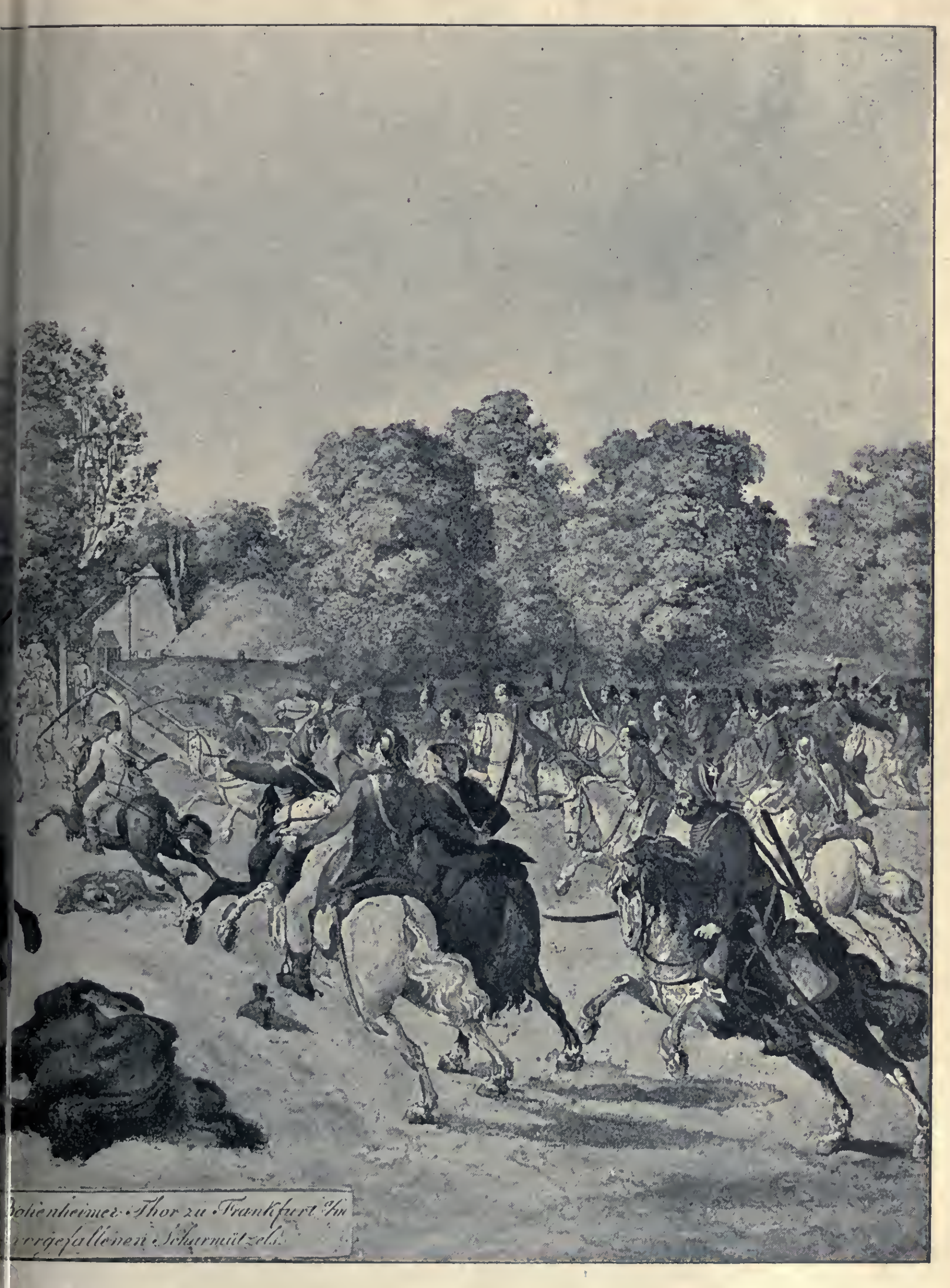




Das Scharmützel vo

Nach einem kol

Zu Heinemann, Goethes Mutter, 5. Aufl., S. 243.



22. April 1797.

Schabkunstblatt.



aller Welt fällt es jetzt ein, an Unglück zu denken!! Keine 6 Minuten nach dieser unbeschreiblichen Freude kommt die Kaiserliche Kavallerie zum Bockenheimer Thor hereingesprengt (so etwas muß man gesehen haben, beschreiben läßt sichs nicht), der eine ohne Hut — dort ein Pferd ohne Reiter — und so den Bauch auf der Erde gings die Zeile hinunter — auch hörte man Schießen — alles geriet in Erstaunen; was ist das vor ein Friede, so rief immer eins dem andern zu — nun zu unserer Errettung. Ein Kaiserlicher Leutnant hatte (und zwar ohne Order) die Gegenwart des Geistes, in währender Galoppade den Gattern am Thor zu- und die Zugbrücke aufzuziehen — ohngeachtet noch nicht alle Kaiserliche in der Stadt waren — das war nun unser Glück, denn wären die Franzosen nachgestürmt; so wäre die Massaker in der Stadt losgegangen — und hätte ein Bürger sich nur der Sache angenommen; so war Plünderung und aller Greuel da — und am Ende hätte es geheißen, wir hätten die Neutralität gebrochen, die Franzosen totgeschlagen u. s. w. Burgemeister Schweitzer und Seger wurden geplündert, le Fébre wollte durchaus nicht glauben, daß Friede wäre — Er hätte noch keinen Kourier — von unserer Neutralität wüßte er kein Wort — Endlich überredete der Kaiserliche Kommandant den General le Fébre mit in die Stadt zu kommen — versicherte auf sein Ehrenwort — daß Friede wäre und daß freilich der Kourier nicht bei allen Generals zugleich ankommen könnte — darauf ging er mit — der Burgemeister Schweitzer, auch mehrere vom Magistrat gingen alles in Römischen Kaiser, tranken — und alles endigte sich zu unserm Glück."

Frau Rat aber faßte das in ihrem frommen Sinn als eine von Gott gesandte Rettung auf und schloß deshalb ihren Bericht mit den Worten: „Gott hat wohl schon durch geringere Mittel aus großen Nöten geholfen — und sollte mein Glaube an die ewige Vorsehung wieder einmal schwach werden — so will ich mir zurufen: „denke an den 22. April."

Jedoch trotz des im Oktober 1797 erfolgten Friedens von Campo Formio erpreßten die Franzosen noch in demselben Jahre „wegen Sympathie der Frankfurter für den Mainzer Landsturm" 750000 Franken und ließen sich in den folgenden Jahren an sogenannten Vorschüssen 770154 Franken auszahlen.

Auch Frau Rat wurde es nicht leicht, so viel Geld zu bezahlen, „aber", so schreibt sie an Christiane, „da kamen nun gerade gute Nachrichten von Ihnen allen, da ward ich froh und dachte Geld hin, Geld her — wenn es nur in Weimar bei deinen Geliebten wohl und vergnügt zugeht, so schlafe du ruhig — das that ich denn auch bei all dem Wirrwarr".

Die Stadt wurde nicht leer von Truppen bei den vielen Durchmärschen, und nur die Möglichkeit, für Geld anderen die Besorgung der Leute zu überlassen, erleichterte Frau Rat die unangenehme Last. Der am 9. Februar 1801 abgeschlossene Frieden zu Luneville, der das linke Rheinufer Frankreich zusprach, konnte ihr „keine außerordentliche Freude" verursachen. Aber die Not der Einquartierung hörte nun doch auf, und „die Hauptsache", Frankfurt blieb freie Reichsstadt: „Wir wissen gar nicht uns in unser Glück zu finden, daß keine Kriegsvölker um und bei uns sind und daß wir (Gott sei Dank!!!) bleiben, was wir waren."

Im Jahre 1805 begann der dritte Koalitionskrieg, von England, Rußland, Oesterreich und Schweden gegen Frankreich. Der gefürchtete Imperator Napoleon führte selbst seine Scharen, um in gewohntem Siegeslauf zwei gewaltige Heere zu vernichten. Im Oktober kapitulierten die Oesterreicher bei Ulm, am 2. Dezember 1805 wurden die Oesterreicher und Russen in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen. Der Preßburger Frieden machte (26. Dezember 1805) ganz Süddeutschland von Napoleon abhängig. So konnte denn auch trotz des Friedens der General Augereau im Januar 1806 Frankfurt mit 9000 Mann besetzen und am 3. Februar eine Kontribution von vier Millionen Franken auferlegen, wovon die Hälfte sofort bezahlt werden mußte; nachdem bald darauf noch 540000 Franken aufgebracht worden waren, wurde der Rest erlassen.

Im Juni 1806 bei Gründung des Rheinbundes verlor Frankfurt seine Selbständigkeit, es wurde dem Staate des Fürsten Primas von Dalberg einverleibt. Die französische Einquartierung aber blieb noch bis zum November 1807. Unaufhörliche Durchmärsche ließen auch jetzt die Bewohner nicht zur Ruhe kommen. Bald kommen preußische Gefangene in großer Zahl nach der Schlacht bei Jena, bald kaiserliche Garden, deren prächtigen Anblick Frau Rat ausführlich schildert, durch Frankfurt, oder Russen, die aus der französischen Gefangenschaft zurückkehren.

Gegen alle die Leiden der Zeit hat Frau Rat ihr altes bewährtes, nie versagendes Mittel:

„Mir gehts wie dem Hund in der Fabel — abwehren kann ich's nicht — zerzausen mag ich mich nicht lassen — gerade wie der Hund, ich — — eße mit. Das ist verdolmetscht — Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — hasche die kleinen Freuden — sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum

— und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich — ich weiß, daß es mir und den Meinen gut geht — und daß die Blätter nicht einmal verwelken, geschweige der Stamm."

Die Leiden der Kriegsjahre zeigen Frau Rat als tapfere und unerschrocken treue Tochter Frankfurts sowie als gute Deutsche. Darum verdient wohl ihr Patriotismus noch etwas eingehendere Betrachtung.

Trotz des Jubels über den Frieden von Campo Formio (18. Oktober 1797) in Frankfurt, „geht", wie Frau Rat schreibt, „ihr rechtes Gaudium doch erst an, wenn auch das Reich dabei ist."

Der wesentliche Punkt bei den Rastatter Verhandlungen über das Geschick des Reiches war die Frage, ob das linke Rheinufer deutsch bleiben oder französisch werden sollte. „Müssen's eben holter abwarten — das Grämen vor der Zeit halte ich vor ein sehr unnützes Geschäft;" damit findet sich Frau Aja ab. Ja ihre uns sattsam bekannte Art, das Unangenehme sich fern zu halten, verführt sie zu einer uns jetzt unpatriotisch klingenden Aeußerung: — „geht es meinen Lieben in Weimar gut, so mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will."

Aber man darf derartige Aeußerungen nicht von unserer Zeit und von unserem Standpunkte aus beurteilen. Frau Elisabeth war ein Kind ihrer Zeit. Eine große Zahl ihrer Zeitgenossen dachte nicht anders. Politische Fragen galten diesem philosophischen und litterarischen Geschlecht als Nebensache, Patriotismus in unserem Sinne als Beschränktheit, der Kosmopolitismus als die einzige der Gebildeten würdige Anschauung. Man träumte von einer allgemeinen Verbrüderung der Menschheit, wo die Frage, ob deutsch oder französisch, überflüssig wäre. Höchst elende und unhaltbare Zustände ließen viele Deutsche, besonders am Rhein und an der sogenannten Pfaffenstraße, die Franzosen, die Verkünder der Menschenrechte, wie ihre Erlöser und Befreier aufnehmen.

Die Nachricht, daß Kaiser Franz die Kaiserkrone niedergelegt habe, erinnert sie an des Sohnes Jugendgedicht: „Vor ohngefähr zwanzig Jahren sang Mephistopheles im Doktor Faust: Das liebe heilige Römische Reich, — wie hält's nur noch zusammen? Jetzt kann man mit Recht sagen: Die Kurfürsten und Fürsten laufen quir und quer — hin und her — es geht hier wie in Schnitzelputz-Häusel — es dreht sich alles in Kreusel . . ." Wenn nun auch das Aufhören der inhaltlosen Kaisermacht nicht zu beklagen war,

für patriotische Herzen und besonders Frankfurter war es doch ein traurig ergreifendes Schauspiel, das uralte Reich zu Grabe tragen zu sehen. Erinnern wir uns dabei, daß Frau Rat fünf Kaiserkrönungen nicht bloß erlebt, sondern mit Stolz und Freude mitgefeiert hat.

„Mir ist zu Mute", schreibt sie in jenen Tagen, „als wenn ein alter Freund sehr krank ist, die Aerzte geben ihn auf, man ist versichert, daß er sterben wird, und mit all der Gewißheit wird man doch erschüttert, wenn die Post kommt, er ist tot. So gehts mir und der ganzen Stadt — Gestern wurde zum ersten Mal Kaiser und Reich aus dem Kirchengebet weggelassen — Illuminationen — Feuerwerk — und der gleichen, aber kein Zeichen der Freude — es sind wie lauter Leichenbegängnisse — so sehen unsere Freuden aus!"

Daß das innerste Wesen der Frau Elisabeth echt deutsch war, beweist jede Seite unseres Buches, „einfach, deutsch und bieder sprech ich meine Meinung", finden wir oft in ihren Briefen gesagt und immer gethan. „Das heißt deutsches Blut in den Adern haben", sagt sie von den wackeren Landsleuten und unterschreibt sich selbst „Deine treue deutsche Mutter".

Auch für die deutsche Sprache und Schrift hegt sie große Sorge, wenn gleich ihre Vorliebe für die deutschen Lettern mehr etwas Komisches an sich hat. In ihres Sohnes Werken will sie beim Römischen Karneval noch allenfalls die lateinische Schrift durchgehen lassen, „aber sonst im übrigen bitte ich dich, bleibe deutsch auch in den Buchstaben. — Auf Gevatter Wielands Werke hätte ich pränumeriert, aber vor der neuen Mode erschrak ich — und ließ es bleiben." So viel auch der Sohn für die lateinischen Lettern spricht, sie bleibt, wie in unserer Zeit Fürst Bismarck, bei dem einmal gefaßten Hasse. „Den Schaden", den sie der Menschheit thun, will sie sogar handgreiflich darthun:

„Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse — und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen — unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph drüber schrieben ließe: Vor alle Menschen — wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt; so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden — Schneider — Nähterinnen — Mägde, alles liest es — jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt — genug, sie gehen mit der Litteratur-Zeitung — Doctor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hoch

leben!!! Was hat Hufeland übel gethan, sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen — sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? soll denn der Geringre von allem Guten ausgeschlossen sein — und das wird er — wenn dieser neumodischen Fratze nicht Einhalt gethan wird. Von dir, mein lieber Sohn, hoffe ich, daß ich nie ein solches menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme."

Mit dem höheren Alter wird der Zorn gegen die lateinische Schrift immer größer . . . . . „Warum hat denn mein lieber Schiller", schreibt sie im November 1801, „seine Jungfrau von Orleans mit lateinischen Lettern und noch obendrein so klein drucken lassen, daß es die größte Anstrengung braucht, es zu lesen? Wie schön dagegen ist sein Wallenstein!" In geradezu klassischer Weise aber macht die Greisin in dem letzten Weihnachtsbrief an Christiane ihrem Herzen Luft:

„Wolfgangs Eugenie" (sie meint die natürliche Tochter) „ist ein Meisterstück, aber die Großmutter hat aufs neu die lateinischen Lettern und den kleinen Druck zum Adrachmelech gewünscht. Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehn — halte fest an deutschem Sinn — deutschen Buchstaben, denn wenn das Ding so fortgeht; so wird in 50 Jahren kein Deutsch mehr weder geredet, noch geschrieben — und du und Schiller, ihr seid hernach klassische Schriftsteller — wie Horaz, Livius — Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, das ist auch kein Volk — was werden alsdann die Professoren euch zergliedern — auslegen — und der Jugend einbläuen — darum so lang es geht — deutsch, deutsch geredet — geschrieben und gedruckt."

Frau Rat ist Deutsche, aber zuerst Bürgerin der freien Reichsstadt Frankfurt. Daß sie mit ihrem Frankfurt auf das Innigste verwachsen war, hat sie in den Zeiten der Not gar herrlich bewiesen — hierhin liegt ja der eigentliche Grund, daß sie nicht zu dem geliebten Sohn nach Weimar zog. Manchmal liest sie wohl ihren Landsleuten den Text, zumal bei einem Vergleich mit den großen Geistern in Weimar, wie in einem Briefe an Christiane:

„Den meisten meiner Landsleute ist der Bauch ihr Gott — wahre Hippeldantze — vor das Geld ihrer Gastereien könnten die größten Maler und Zeichnungs-Academien unterhalten werden — und diese Bachanalien sehen der Langeweile so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Genug von diesem elenden Geschlecht."

Aber an anderen Stellen erkennt man die Liebe zu ihnen, so bei der Charakteristik ihrer Fehler und guten Seiten, „Leichtsinn und gutes Herz“ ist ihr Wahlspruch. — „Aber alles, was wahr ist, — die ganze Woche sind sie fleißig, Sonntag und die lieben Feiertage ein Tänzchen u. s. w. und alles ist gut“, so lautet eine von diesen. Wie stolz ist sie auf das patriotische Benehmen der Frankfurter gegen Custine, das sie in ganz Deutschland berühmt machte, und auf ihre stete Opferwilligkeit gegenüber dem Verhalten anderer Reichsstädte.

„Mir thut's immer wohl“, schreibt sie einmal an den Sohn, als er dem Schöffen Wallacher gefällig gewesen war, „wenn du einen Frankfurter Gefälligkeiten erweisen kannst, denn du bist und lebst noch mitten unter uns, bist Bürger — trägst alles mit . . . . . und deine Compatrioten rechnen es sich zu Ehre, so einen großen berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu dürfen.“

Für das Jahr 1797 und die folgenden genügte aber auch die freiwillige Besteuerung der Frankfurter nicht mehr. Man mußte eine Extraschätzung ausschreiben von ein halb bis ein Prozent des Simplums, je nach der Höhe des Vermögens. 1804 wurden eine Menge neue Steuern eingeführt, und 1806 mußte man sogar Zwangsanleihen, zwei Simpla für jeden gegen fünf Prozent Zinsen, einführen. Sind doch der unglücklichen Stadt, die damals nur 40000 Einwohner zählte, von 1792 bis 1806 über zwanzig Millionen Franken abgepreßt worden.

Frau Rat wurde das schöne Lob, daß sie mehr gethan hätte, als sie zu thun schuldig war, von der Obrigkeit gespendet; zahlte sie doch die Kriegssteuer nicht nur für sich und die Magd, sondern auch für den Sohn, der leicht durch Aufgabe seines doch nur nominell beibehaltenen Bürgerrechts von jenen Lasten sich hätte befreien können. So schreibt sie ihm im April 1800:

„Ich nehme die Bezahlung auf mich — Ich habe dich auf 10000 fl. angesetzt und 1797 200 fl. vor dich bezahlt — auch würde ich alles für mich stillschweigend abgemacht haben — wenn das Amt deine Erklärung nicht verlangt hätte — du magst dich nun angeben, wie du mit gutem Gewißen thun kannst — (noch einmahl sei es gesagt) vor die Zahlung brauchst du nicht zu sorgen.“

Der Brief des Senators Hetzler darüber an Goethe ist, wie uns versichert wird, ein beredtes Lob des patriotischen Verhaltens der Frau Rat von dem auch die Eintragungen in die Kassenbücher zeugen. Wie innig dankt

sie Gott, als nach längerer Besetzung durch die Franzosen die Frankfurter Truppen wieder auf die Wache ziehen. Mit Rührung schildert sie den Aufzug, obgleich der Anblick der ihrer Waffen beraubten Soldaten überaus komisch gewesen sein muß.

„Den 8ten früh um 5 Uhr stund ich auf und sahe zu meiner unaussprechlichen Freude unsere Frankfurter Soldaten auf der Hauptwache — meinen Augen nicht trauend holte ich meine Lorgnette, und sie gingen mit Stöcken (denn die Gewehre hatten die F. alle mitgenommen) auf und nieder — was ich da empfand, läßt sich nicht beschreiben — daß ich Gott herzlich dankte, versteht sich wohl von selbst — und des Abends unsern Zapfenstreich wieder zu hören war mir lieblicher als eine Oper von Mozart. So weit wären wir nun wieder — Gott wird ferner durchhelfen. Burgemeister Schweitzer hat viel gethan — die ganze Bürgerschaft trägt ihn beinahe auf den Händen — unsere Sachsenhäuser wollten ihn in Römer statt der Pferde im Triumph ziehen — welches er sich nun freilich verbat."

Darum ist es auch für sie charakteristisch und durchaus nicht tadelnswert, daß ihr die Frage, ob das linke Rheinufer französisch werden oder deutsch bleiben sollte, geringfügig gegenüber dem Gewinn erschien, daß Frankfurt bei der Neutralitätserklärung im Winter 1796 und ebenso im Frieden zu Luneville 1801 freie Reichsstadt blieb. So erscheint uns auch die Aussage ihres schon öfters genannten Freundes, des Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, in einem Briefe an seine Schwester aus dem Jahre der Erhebung 1813: Wie schade, daß die alte Goethe tot ist, daß sie die Wiedergeburt ihrer Stadt nicht erlebt, deren Fall ihr das Herz abgedrückt hat", wenn auch etwas übertrieben, so doch nicht unwahr. In ihren Briefen freilich, wie sie ja überhaupt Kummer und Schmerz immer trefflich zu verschweigen versteht, weiß sie auch dem durch die Ereignisse des Jahres 1806 herbeigeführten Untergang der Selbständigkeit Frankfurts eine gute Seite abzugewinnen:

„Der Primas wird täglich erwartet — Vielleicht geht alles besser als man denkt — müssen erst den neuen Rock anprobieren — Vielleicht thut er uns nur wenig genieren — drum laßt hinweg das Lamentieren u. s. w. Lebt wohl! Behaltet lieb diejenige, die unter allen Regierungsveränderungen ist und bleibt

Eure liebende Mutter und Großmutter."

War doch „der neue Herr", der Fürst Primas von Dalberg, seit langen Jahren ihrem Sohne wohl befreundet und „ein liebreicher Menschenfreund".

Ueber das Benehmen der plötzlich den Christen gleichgestellten Juden sendet sie ergötzliche Berichte, und für die Erneuerung und Verschönerung der Stadt, wobei aber auch manches Altertümliche zum Opfer fallen mußte, hat sie volles Lob und Verständnis:

„Alle sind erstaunt über die Schönheit in Frankfurt, besonders aber außer der Stadt — die alten Wälle sind abgetragen, die alten Thore eingerissen, um die ganze Stadt ein Park, man glaubt, es sei Feerei — man weiß gar nicht mehr, wie es sonst ausgesehen hat — unsere alten Perücken hätten so was bis an jüngsten Tag nicht zuwegen gebracht — bei dem kleinsten Sonnenblick sind die Menschen ohne Zahl vor den Thoren; Christen — Juden — pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung, es ist der rührendste Anblick, den man vor Augen sehen kann — und das ist und wird alles ohne Unkosten gemacht — die Plätze der alten Stadtmauern — Wälle werden an hiesige Bürger verkauft — da nimmt der eine viel, der andere weniger, jeder baut nach Herzenslust — einer macht einen Bleichgarten — der andere einen Bleichgarten u. s. d., das sieht dann scharmant aus — und hiermit basta!"

Damit sind wir aber schon vorausgeeilt zu dem Anbruch besserer und ruhigerer Zeiten für die alte Stadt; kehren wir wieder zum Anfang der neunziger Jahre zurück.

Frankfurter Freunde.

Die eben geschilderten trüben politischen Verhältnisse, die tief in das Leben des einzelnen eingriffen, bilden auf eine Reihe von Jahren den düsteren Hintergrund des Lebens, das sich die gottergebene, mit echtem Humor begabte Frau so angenehm, als es die böse Zeit erlaubt, zu gestalten sucht. Gleich der erste vom besorgten Sohn veranlaßte Versuch, ihren Lebensabend von einer großen und zumal damals drückenden Last und Bürde, dem Hausbesitz zu befreien, wurde durch die Kriegsunruhen erschwert und lange Zeit vereitelt. Als Goethe im August 1793 Frankfurt besuchte, hatte er, wie in den Annalen steht, die Mutter über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert, sich solcher Bürden zu entledigen. Daneben war auch der wirtschaftliche Grund von Bedeutung, da sie nach eigener Angabe fast 900 Gulden jährlich in dem eigenen Hause „verfaß". — Nur kurze Zeit wohnte eine Gräfin Isenburg zur Miete bei ihr. — Die Ausführung des Planes verlangte aber auch den Verkauf „all der Weine, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Altertümer, Kunstwerke und Kuriositäten, die der

Vater aus Liebhaberei und Kenntnis bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte", es hieß fast den Fleiß eines Lebens vernichten, wenn man das alles verschleuderte und das, was nur vereinigt Wert besaß, auseinanderriß und verzettelte. Aber die Hausfrauen unter unsern Lesern werden die geringe Pietät der Frau Rat verstehen und verteidigen, sowie die Bereitwilligkeit, mit der sie auf den Plan einging, dieses unnützen Gegenstands unaufhörlicher Arbeit und Mühe sich zu entledigen. Nachdem Freund Senator Stock ins Vertrauen gezogen worden war, wurde zuerst alles unnötige „Ameublement" auf den zwei Böden und im dritten Stock „im öffentlichen Ausruf" verkauft. „Schachern, Handeln und Verkaufen ist jetzt mein einziger Gedanke", schreibt Frau Rat schon am 30. September 1793. Dann geht's an den Verkauf der großen, fast 1700 Bücher und Schriften umfassenden Bibliothek. War einmal der Entschluß gefaßt, den alten Besitz zu veräußern, so können wir es der wackeren Hausfrau nicht verargen, daß sie diese schlimmste und größte Last bald vom Halse haben wollte.

Mit Ungeduld erwartet sie „den Mann, der den Katalog macht", es war der Makler Liebhold, der auch sonst sich Frau Rat behilflich zeigte; Anfang November wird die Arbeit begonnen; aber „der gute Liebhold muß sein einziges Auge (auf dem andern ist er lange blind) bei Licht schonen", und da die Tage sehr kurz sind, so vergehen denn fast drei Monate, ehe der Katalog in die Hände des Sohnes kommt, der, ebenso wie Schlosser, sich erst, was er zu besitzen wünscht, aussuchen sollte. Dabei ist Wolfgang so bescheiden, daß die Mutter ihm ärgerlich schreibt:

„Was machst du denn vor ficks facks mit deiner Unschlüssigkeit — wunderlicher Mensch! nehme deine Jugendfreunde, die du ungern verkaufen siehst — suche dir aus, was dir Freude macht, was kommt denn auf ein 100 fl. mehr oder weniger an — du hast ja das erste und größte Recht dazu — nur mache, daß ich den Katalog noch vor oder zu Anfang der Messe bekomme." —

Die übrigen Bücher wurden am 18. August 1794 „öffentlich gegen bare Bezahlung vergantet" und brachten einen Erlös von 392 Gulden 24 Kreuzern ein. Ganz andern Geldwert hatte der Inhalt des großen Kellers des Hauses. Da standen die ehrwürdigen „alten Herren" 5 Stück (6000 Liter) vom Jahre 1706, 1709 und 1726, drei Stück „aus dem eigenen Hause" und viele Ohm verschiedener Jahrgänge durcheinander — das Tyrannenblut nicht zu vergessen — ein stolzer Anblick, eine Freude für die Wirtin in der Zeit,

da lustige Gäste am „runden Tisch“ mit Wolfgang saßen und mit Tyrannenblut auf das Wohl von Frau Aja und die zukünftige Größe des Sohnes tranken, aber jetzt ein lästiger, mühevoller Besitz. Denn das Auffüllen der Weine, das Brechen der Trinkweine überließ die wackere Hausfrau niemand anderem, und bei ihren Jahren wurde sie „der Kellersitzerei müde und satt.“ „Vorgestern“, schreibt sie am 25. Mai 1794, mußte ich wieder, um alles aufzufüllen, fünf Stunden unter der Erde stehen.“ Darum will sie den Wein sobald wie möglich los werden, ja sie wünscht, die Ohnehosen hätten nur noch mehr Wein trinken sollen, damit nicht eine so große Menge in der Mainzer Gegend vorhanden wäre — „aber jetzt sitze ich,“ so seufzt sie, „drinn und ist nicht die geringste Nachfrage.“ Deshalb geht sie bald mit dem Preis bedeutend herunter und will froh sein, wenn der Weinhändler Gogel im Hirschgraben und der uns schon bekannte Wirt des Roten Hauses 8000 Gulden bezahlen, doch scheint der Wein nur langsam und allmählich verkauft worden zu sein.

Auch mit dem Verkauf des Hauses ging es, wie natürlich bei den unsicheren Zeiten, nicht so schnell. Das stattliche Haus, „vor vierzig Jahren eins der schönsten der Stadt“, war vom Vater mit den Möbeln auf 20000 Gulden geschätzt worden. Die von einem Werkmeister abgegebene Schätzung belief sich zum Leidwesen der Besitzerin nur auf 14000 Gulden in 22 fl.-Fuß (ohne Möbel). Der Makler Liebhold bot es darauf öffentlich für 30000 Gulden an, wenn Frau Rat auch nicht mehr daran dachte, die Summe zu erhalten; 22000 erscheinen ihr jetzt schon kein ganz schlechtes Gebot. Sie will sich durchaus nach dem Willen Wolfgangs und Schlossers richten. Aber die Sache zerschlägt sich wieder. Kauflustige kommen freilich genug: „mit jedem mußte ich vom Boden bis in den Keller hinauf- und herabsteigen, das meinen oft von Schmerz beschwerten Beinen aber kein Labsal war, aber sobald sie den Preis hörten, kam keiner wieder.“ Das Haus wär für den Luxus der Zeit nicht mehr vornehm genug, auch war der Preis zu hoch.

Endlich am 1. Mai 1795 fand sich ein ernster Käufer. Der gute Keller war des Hauses Glück. Der Käufer, ein Weinhändler, Namens Blum, bezahlte 22000 Gulden, davon 4000 bar, während das übrige als Hypothek oder „Insatz“, wie Frau Rat sagte, auf dem Hause vorläufig stehen blieb. Eine Stelle des Kaufbriefes bestimmte, daß Frau Rat so lange im Hause bleiben dürfe, bis sie eine geeignete Wohnung gefunden hätte. Denn trotz alles Suchens in den verflossenen 1½ Jahren hatte Frau Rat noch



Der Roßmarkt in Frankfurt a. M. mit dem Wohnhaus von Goethes Mutter (A) im 18. Jahrhundert.
(Nach einem alten Aquarell.)



nicht ihr „Ideal“ ausfindig gemacht. „Ich muß,“ so schreibt sie dem Sohn, „vor allen Dingen meinem Stand und Würden gemäß ein Logis haben, daß ich mich in meinen letzten Lebensjahren nicht zu guterletzt heruntersetze, denn im fünften Akt soll applaudiert und nicht gepfiffen werden.“ Auch verlangt Frau Rat eine belebte Gegend, wo sie auf das Getümmel der Menge schauen und sich belustigen könne, etwa an der Hauptwache, oder am Roßmarkt; „eine kleine Hoffnung hat sie auch darauf, daß der Wunsch sich erfüllte“. Sie malt sich das zukünftige glückliche Leben als Mieterin ohne Sorgen und Last gar lebendig aus: „Es liegt auf der Seite des Roßmarktes, wo die Aussicht die ganze Zeil vor sich hat; hat die Morgensonne . . . . und ein besonderer Luxus: in die Schlafstube wurde eine Klingel, die in die Mägdestube ging, angebracht — so wie ich was bedürfte — geklingelt!“

Aber leider bestand die prächtige Wohnung nur in der lebhaften Phantasie der Frau Rat, „der Mann, der sie bauen wollte, kann kein Geld bekommen“, und so mußte das Luftschloß ungebaut bleiben. Daß diese Aussicht und Hoffnung jedoch der Einbildungskraft der lieben Mutter eine heitere Stimmung gab, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart ertragen half, hat auch der Sohn in den Annalen berichtet. Das Haus wurde nun verkauft, ohne daß Frau Rat einen neuen Wohnsitz ihrer würdig und ihren Wünschen entsprechend gefunden hätte, aber schon am Tage, nach dem der Kaufbrief unterschrieben war, wurde ihr das „Ideal“ angeboten.

Es war der goldene Brunnen auf dem Roßmarkt (jetzt Roßmarkt Nr. 8) „mit der Aussicht auf die Katharinenpforte und Kirche, die Zeil aufwärts bis zum Darmstädter Hof.“ Lassen wir Frau Aja selbst berichten, wie sie die schöne, von ihr später so oft gepriesene Wohnung fand:

„Gleich den Tag nach unterschriebener Punktation kommt ein Makler — und bietet mir ein Logis mit allen oben benannten und verlangten Eigenschaften an — Auf dem Roßmarckt im Goldenen Brunnen — ja, säge ich, das mag wohl recht hübsch sein, aber es ist zwei Treppen hoch — Das Sehen haben Sie umsonst sagte der Mann — und wohl mir, daß ich diesen klugen Rat annahm — einen Tag später, und mein Ideal war an andre vermietet — zum Haarausreißen wäre es gewiß gekommen! Nun ging ich oder besser gesagt ich lief hin. Im Hinaufsteigen prüfte ich die Treppe sehr genau — nun fand ich sie sehr gut — auch nicht außerordentlich hoch — indem die Stockwerke, ob's schon ein neu Haus ist — nicht so enorm in die Höhe getrieben sind — nun besahe den Vorplatz — schön — groß —

wie ich ihn wünschte — wie ich aber in die Zimmer kam, so kann ich dich auf Ehre versichern, daß ich dastunde wie simpel vor Erstaunen — nein eine solche Aussicht — eine solche Lage ist in der ganzen Stadt nicht mehr anzutreffen — die Küche ist hell und schön — eine große Speisekammer — großer Holzplatz, Summa Summarum: mein ganzes Ideal — was nun die zwei Stiegen betrifft, so war das nun gerade nicht in meinem Plan — allein ich überlegte, daß ich in unserm Haus die Treppe mehr zu steigen habe, indem Kleider — Geräte — Porzelain und der gleichen alle obenauf sind und dann, daß Frau Aja nicht herum läuft — sondern wenn sie ausgeht, nur einmahl im Tag die nun an sich gute Treppe zu steigen hat."

Der Mietpreis betrug 400 Gulden. Wie sehr sie sich über diesen Fund freute, hören wir aus den Dankesworten an den Sohn: „Wem habe ich aber alle diese Freuden zu verdanken? niemand als Gott und dir — du hast mich auf den glücklichen Einfall gebracht — meine noch übrigen Jahre in Ruhe verleben zu können. Davor bin ich nicht allein von Herzen dankbar — sondern da du vom Verkauf der Baumwiesen 1000 fl. als Geschenk erhalten hast; so mache ich dir vom Verkauf der Weine ebenfalls mit 1000 fl. ein Geschenk."

Es folgte der mühevolle Verkauf der Möbel im „Ausruf", nur das berühmte Puppentheater wurde der Freundin Sophie Bansa geschenkt und manches Wertvolle dem Sohne geschickt, dann, nachdem die neue Wohnung eingerichtet war, ging Ende Juni 1795 der Umzug vor sich. Volle sechsundvierzig Jahre hatte Frau Rat das Haus auf dem Hirschgraben bewohnt. Was war dort alles geschehen! Aber derartige rührende Erinnerungen, die jetzt das Haus jedem Deutschen ehrwürdig und heilig machen, konnten ihre Freude über das neue Logis nicht trüben. Selbstverständlich ist der erste Gedanke und Wunsch, wenn doch der Sohn das alles sehen und beurteilen könnte! Da das nicht angeht, wird es ihm genau beschrieben. Ja einige Monate später begreift sie gar nicht mehr, daß sie hatte sechsundvierzig Jahre lang auf dem Hirschgraben wohnen können. Die Wohnung gefällt ihr je länger je besser. Schon am 18. Mai hatte die fromme Frau einen Gottespfennig gestiftet, „wegen der Verkaufung meines Hauses und einen wegen Mietung eines Logis" — zusammen fünfzehn Gulden.

Bei diesen und allen anderen geschäftlichen Angelegenheiten stand Frau Rat als praktischer Kaufmann Phil. Nicol. Schmidt zur Seite, der sein Geschäft auf dem kleinen Hirschgraben hatte, von ihr als Hausfreund und als

ihr Finanzminister bezeichnet. Er war der „Freund in der Not", der auch die Fortsendung der besten Sachen beim Einrücken der Franzosen besorgte, und zu dem sie in ähnlichen Fällen immer ihre Zuflucht nahm. Ihre Dankbarkeit erkennen wir aus dem Bestreben, ihm Freude und Anerkennung zu verschaffen. . . . .

Der Hauptgrund, weshalb Frau Goethe solange vergeblich nach einer Wohnung suchte, war der, daß sie durchaus in der Nähe ihrer Freunde, die in der Gegend des Hirschgrabens wohnten, bleiben wollte. Es waren dies die Familien „Fingerling, Metzler, Stock, Hetzler und Moritz."

Daß hier und an anderen Stellen die Verwandten nicht erwähnt werden, ist wohl nur zufällig, ebenso daß die dritte Schwester, Anna Christine, die den Major Schuler geheiratet hatte, garnicht in den Briefen vorkommt; und auch des Neffen Dr. Johann Wolfgang Textor nur kurze Erwähnung gethan wird; von der lustigen Tante dagegen und ihrer zahlreichen Familie, mit der Frau Rat stets die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, bekommen wir mehr zu hören. Nicht nur stand Frau Rat der in bedrängte Umstände geratenen Witwe mit Geld bei, sie wandte auch ihre besondere Gunst dem tüchtigen Neffen Johann Georg David Melber zu, der sich 1796 als Arzt in Frankfurt niederließ und von ihr zum Hausarzt gewählt wurde. Ihrer Hilfe verdankte er die Stelle eines Stadtaccoucheurs, die er 1804 erhielt. „Die Herzensgüte der Frau Rat", wie sich Melber selbst in einem Brief an Goethe ausdrückte, traf damals die Bestimmung, daß die oben genannte Schuld erst nach dem Tode der Frau Melber eingefordert werden sollte. Die Schwester Anna Maria starb schon im November 1794. Ihr Gatte, Pfarrer Starck, dem Frau Rat ebenfalls in der Sorge für seine Söhne behilflich war, folgte ihr bald. Der etwas entfernte Verwandte, der Schöff Peter Schlosser, der Bruder des Schwiegersohns der Frau Rat, stand in nicht weniger herzlichen Beziehungen zu ihr und wird besonders wegen seiner Unterstützung und Gefälligkeit gerühmt und gepriesen. Er und seine Gattin gehören auch zu jenem engeren Kreise der Freunde, deren Verkehr der Mutter das Leben in Frankfurt so lieb und teuer machte. Unter ihnen nahm sicher die erste Stelle ein die Familie des Ratsherrn Stock. Die Urheberin und zugleich der Mittelpunkt dieses Verkehrs war seine Gattin Esther, eine Tochter des Legationsrates Joh. Fr. Moritz, des Bruders jenes Moritz, der eine Zeit lang im ersten Stock des Goethehauses gewohnt hatte. Esther, die Jugendfreundin Wolfgangs — sie wohnten sich gegenüber — hatte sich

im Jahre 1778 mit dem damals in Hamburg, später in Frankfurt wohnenden Senator Stock verheiratet. Wie Wolfgang den Verkehr mit der Familie durch Zusendung seiner Werke, durch Briefe und Grüße aufrecht erhielt, so gestalteten sich auch die Beziehungen der Mutter zu diesem Hause immer freundlicher und inniger. Stock war der vertraute treue und verschwiegene Ratgeber der Mutter, ohne den sie kaum etwas Wichtiges that. Frau Esther ist ihr die liebe Duzfreundin und die Beraterin in Sachen der Mode und des Geschmacks. Beide Gatten waren Muster von Eltern: „da lieben die Eltern die Kinder, heißt es von ihnen, die Kinder die Eltern, da ist einem so wohl, alles was in dem Zirkel lebt, freut sich des Lebens."

In diesem Kreise guter und froher Menschen fühlt die Mutter sich noch einmal jung. Im Sommer geht sie oft in Stocks Garten vor dem Bockenheimer Thor; und das ganze Jahr hindurch ißt sie seit dem Tode des Mannes Sonntags in dieser Familie zu Mittag, das Sonntagskränzchen wiederum versäumt sie nie, selbst wenn sie sonst die ganze Woche nicht ausgeht. Da wird auch das Neueste von Wolfgang mitgenommen, wie z. B. Hermann und Dorothea, von dem sie schreibt: „Es ist ein Meisterstück ohnegleichen! Ich trage es herum, wie die Katze ihre Jungen — bis Sonntag nehme ich es mit zu Stocks; die werden krehlen und jubeln." Auch die schon früher erwähnte Montagsgesellschaft in Stocks Garten oder Haus, wo ein Spielchen gemacht wird, kam 1796 wieder in den Gang, und manchmal kommen auch die Stocks zu Frau Rat auf einen „Thee und Rapuse-Spielchen".

Die freundliche und liebreiche Aufnahme, die August und Christiane bei Stocks fanden, knüpfte die Bande zwischen der Familie und dem Dichter noch enger. Ihre Sorge und Pflege um die Mutter war es hauptsächlich, die den fernen Sohn über das Wohl der Greisin beruhigte. Neben Stocks ist bei der Familie des Schöffen Fleischbein von Kleeberg Frau Rat der angenehmste Aufenthalt, — es ist das Haus, „wo ich am liebsten hingehe", versichert sie oft, von dem „ihr so lieben Fleischbein" —, im Winter in der Stadt, im Sommer in dem Landhause oder Garten. Als der treue Freund schwer erkrankt war, da nimmt der Brief an den Sohn ein feierliches Ansehen: „welches sonst so eigentlich mein Ton nicht ist, aber — mein lieber Schöff von Fleischbein ist krank, und der Arzt macht es gefährlich — das wäre vor mich ein wahrer Verlust . . ."

Innige Freundschaft schloß Frau Rat an Bankier Fingerlings Familie. Sie hatte einen schönen Garten vor dem Allerheiligen Thor, wohin Frau

Rat gar manchmal in der Woche pilgerte, ebenso wie in das prächtige Gut des Senators Kellner „über Sachsenhausen", des Schwiegersohnes ihres langjährigen Freundes, des Bürgermeisters Metzler.

Von den Jugendfreunden des Sohnes waren der eine der Brüder Moors, Riese, Krespel und Hetzler damals noch am Leben und in Frankfurt. Archivrat Krespel, aus den siebziger Jahren als sehr verehrter Freund der Frau Rat uns bekannt, scheint in diesen Jahren wenig Verkehr mit ihr gehabt zu haben. Vielleicht hatte sich das Originelle seines Wesens allzusehr gesteigert. Die ironische Erwähnung „— Krespel ist ein Bauer geworden, hat in Laubach Güter gekauft, das heißt etliche Baumstücke — baut auf dieselben ein Haus nach eigner Invention, hat aber in dem Kickelsort weder Maurer noch Zimmerleute, weder Schreiner — noch Glaser — das ist er nun alles selbst — es wird ein Haus werden — wie seine Hosen, die er auch selbst fabricirt — Muster leihe mir deine Form!!" deutet darauf hin. An derselben Stelle wird ebenso über das hypochondrische Wesen des alten Freundes und Frankfurter Kassenschreibers Riese, der uns auch in der Lesegesellschaft begegnet, geklagt. Es ist wohl nur Zufall, daß wir durch Frau Rat sonst gar nichts über ihn erfahren, da doch Goethe seine immer gleichbleibende Freundschaft und Treue noch später trefflich zu rühmen wußte. Auch des Bildhauers Peter Melchior müssen wir hier gedenken, von dessen Freundschaft mit Goethe ein Reliefbildnis, verfertigt von „einem Freunde des Dichter von Werthers Leiden 1775", zeugt. Seine Reliefbilder von Goethes Eltern (s. oben S. 148 fg.) stammen aus den Jahren 1779. Ihn lud Frau Rat im April 1794 zum Mittagessen ein, mit den Worten, da wollen wir eins schwatzen, zwanzig Jahre uns zurückdenken, Krieg und Kriegsgeschrei soll nicht in Anschlag kommen".

Viel häufigeren Verkehr mit Frau Rat scheint Joh. Isaak Gerning, ein jüngerer Bekannter Goethes, genossen zu haben, er heißt wiederholt der bravste, weil er sie oft besuchte. Er vermittelt bei seinem Aufenthalt in Weimar den Verkehr zwischen Mutter und Sohn, besorgt geschäftliche Angelegenheiten für sie und bleibt auch im Verkehr mit dem Sohn, der mit ihm 1797 eine italienische Reise verabredete, die jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Aber der Anflug des Komischen, der nach den Bemerkungen Goethes an diesem Dichter invita Minerva und Streber haftet, klingt auch in den Briefen der Frau Rat durch. Sie nennt ihn ironisch „das Genie" und berichtet in folgender Weise über seine vereitelte Hochzeit:

„Ich vor meine Person schreibe nun alle Narrheiten, die sich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erstaunlichen Hitze zu, in Rom sind 60 Menschen närrisch worden — so arg ist's nun freilich bei uns nicht — aber auch Rom und Franckfurt!!! Der Herr Geheime Rat von Gerning hat einen geistigen Umgang mit einer empfindsamen Witwe — verspricht sich mit ihr — wird



Gerning.

in der Kirche dem Gebrauch nach aufgeboten — wird aber, so oft das Wort Copulation ausgesprochen wird, ohnmächtig — sie scheiden in Pace von einander" u. s. w., oder sie macht sich, wie Bettina erzählt, über seine eingebildete und seine wirkliche Bedeutung lustig.

Daß Gerning, der sich mit dem Dichternamen Philotis nannte, Frau Rat auch angesungen hat, ersehen wir aus einem sechsstrophigen Gedicht,

das er zu ihrem Geburtstage 1796 schrieb, und in dem er den ganzen Olymp herbeiruft, um die Freundin zu feiern:

> Willkomm sei uns der Tag, der dich Latona!
> Des entschwebeten Götter Sohnes Mutter,
> Dich, Thaliens, Melpomena's Vertraute,
> Liebend der Welt gab.
>
> Leb', o Freundin! noch lang ein Götterleben
> Sanftumkränzet, umschwebt von ew'gen jungen
> Freuden, laß uns die schönsten in der Musen
> Zirkel umarmen!

Es war keine Phrase, wie wir längst wissen, wenn Frau Rat hier als Thaliens und Melpomenens Vertraute gepriesen wird. Ihr leidenschaftliches Interesse für das Theater und die dramatische Dichtung war nicht geringer geworden; ja durch den Ruhm des Sohnes noch gesteigert worden. So verstand sie es denn auch, in dieser Zeit den Verkehr mit Freunden und Freundinnen und die Gesellschaft durch gemeinsame Lektüre, durch musikalische und dramatische Aufführungen anregend zu machen. Eine ganze Reihe von Familien treten uns in den erhaltenen Briefen dieser Zeit entgegen, die nicht nur durch freundschaftlichen Verkehr, sondern auch durch gemeinsame künstlerische Interessen mit Frau Rat verknüpft sind. Dazu gehören vor allem die Familien Bethmann, Holzhausen und Willemer. Unter den zahlreichen Mitgliedern des großen und berühmten Bankierhauses Bethmann war die intimste Freundin der Frau Rat zu jener Zeit Katharina Elisabeth Bethmann-Metzler, deren Mutter schon mit ihr vertraut gewesen war. Katharina Elisabeth, einige Jahre jünger als Cornelia und Wolfgang, war deren Jugendgespielin gewesen. Als Goethe seiner Mutter den Anfang von Wilhelm Meister, die Schilderung seiner Jugend, zuschickte, wird sie lebendig in jene Zeit, da das Puppenspiel Wolfgangs so sehr erfreute und aufregte, versetzt. „Das war wieder einmal", so beginnt der Dank für den Wilhelm Meister, „vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sehe dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sehe, wie Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegt und dergleichen mehr." Während des jungen Goethes Aufenthalt in Leipzig erscheinen auch Frau Bethmann und ihre dreizehnjährige Tochter in Leipzig, sie treten hier auf, wie es ihrer Stellung und ihrem Reichtum zukommt. Das fordert den Spott des jungen Studenten heraus, der in den

Briefen an die Schwester über die mittelmäßige Figur und über die komische Rolle des „Gänschens“ im Konzerte und in Apels Garten, „umgeben von Comtes, Barons, Nobles und Doktors“ seine Witze reißt.

Im Jahre 1770 heiratete Elise Bethmann Peter Heinrich Metzler, der den Namen Bethmann annahm und mit diesem 1776 von Joseph II. in den Adelstand erhoben wurde. Die Freundschaft blieb natürlich auch zwischen den Frauen, sowie das vertrauliche Du und der häufige Verkehr, wenn sich auch Frau Rat, ähnlich wie der Sohn in den jungen Jahren, über Elisens Leichtgläubigkeit und Uebertreibung bei Gefahren nicht selten lustig macht, besonders in der Zeit der Kriegsunruhen.

In diesem reichen und vornehmen Hause verkehrte Frau Rat viel; bald war es ein Diner zu Ehren eines Künstlers, bald eine besondere Festlichkeit für einen durchreisenden bedeutenden Diplomaten, was sie dorthin führte. Wie stolz war sie, wenn dort etwas von ihrem Sohne vorgetragen oder gesungen wurde, wie zum Beispiel im Dezember 1795: „Gestern warst du die Ursach eines sehr vergnügten Tages — die Elise Bethmann gab verschiedenen großen Musikkünstlern ein Diner, nach Tisch setzt sich der eine an's Fortepiano und singt mit der herrlichsten Stimme: kennst du das Land, wo die Citronen blühn? das war was außerordentliches — der Ausdruck dahin dahin hat bei mir ein Gefühl zurückgelassen — das unbeschreiblich ist — die Sophie Bethmann solltest du diese Worte deklamieren hören — ich versprach es dir zu schreiben — und in aller Namen zu danken — und thue es hiemit. Gott! Segne dich im Neuen Jahr. Amen“ — oder wenn von des Sohnes Größe geredet wurde, wie im Mai 1799: „Gestern speiste ich bei Frau Elise und traf den bremischen Gesandten da an — der mit dir in Leipzig studiert hat, der Mann hatte eine Seelenfreude, mich als deine Mutter kennen zu lernen“. Der hier genannte Gast des Bethmannschen Hauses war der bremische Gesandte Gröning, der spätere Bürgermeister von Bremen, derselbe, der sich dem Studenten Goethe in Leipzig während seiner Krankheit und Genesung sehr freundlich erwiesen hatte und der von Goethe in Dichtung und Wahrheit ein so schönes Lob erhalten hat.

Durch die Tochter der Elise Bethmann-Metzler, Sophie von Bethmann, wurde der Frau Rat 1796 ein neues Haus und ein sehr freundschaftlicher Verkehr eröffnet.

Sophie, im Jahre 1774 geboren, hatte sich zu einer blendenden Schönheit entwickelt, die sogar das Wohlgefallen Friedrich Wilhelms II., des von

den Frankfurtern geliebten und verehrten preußischen Königs, auf sich zog. Frau Rat nennt zwar derartige Gerüchte ein Geträsch, aber die Thatsache, daß in ihren Briefen mehrmals der Name Sophie Bethmann und der König unmittelbar hintereinander erscheinen, spricht wohl genug dafür, daß das Gerücht nicht erlogen war. Vielleicht gehen die Worte, die Frau Rat bei ihrer Verlobung (August 1796) gebraucht, auch darauf hin:

„Sie hat durch ihre Wahl viel bei mir und dem ganzen Publikum gewonnen." Diese Wahl fiel auf einen guten Freund der Frau Rat, den englischen Residenten von Schwartzkopf, einen Mann, der sich in der Begeisterung für die dramatische Dichtung mit Frau Rat begegnete. Nach einer Reise der Braut nach Leipzig, während der Frau Rat mit ihr eifrig korrespondierte, fand die Hochzeit im November desselben Jahres statt. In diesem Hause spielte nun die Freundin der beiden Gatten eine bedeutende Rolle; „ich bin ihre ausgewählte Freundin — und die Vertraute vom ganzen Haus", meldete sie mit Stolz dem Sohn schon im Anfang des Dezembers.

Die Freude der Frau Rat an gemeinsamer Lektüre und musikalischen Aufführungen stimmte so sehr zu den Absichten des Hausherrn und der Hausfrau, die einmal als „Dame von gelehrtem Ton" bezeichnet wird, daß man nun auch zu Thaten schritt. Schon vor der Verlobung Sophiens hatte Frau Rat ein Lesekränzchen bei Frau Bethmann-Metzler eingerichtet, und zwar weiß sie im Februar 1796 von mehrfachen Zusammenkünften in der Woche zu berichten: „Was wir da treiben? wir lesen — vorige Wochen lasen wir Don Carlos — ich las den Posa."

Welche Freude das Frau Rat bereitete, beweisen die schönen Worte, mit denen sie den Bericht begleitet: „Es gibt doch viele Freuden in unseres Lieben Herr Gotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei."

Unter Förderung und Teilnahme der Frau Rat wurden gerade in jener Zeit deutsche Theaterstücke von Dilettanten, unter denen Gerning, Formey, Frau Metzler und Jenny Bethmann erwähnt werden, aufgeführt; das zeigt ein erhaltenes Gedicht, bezeichnet: „Epilog: nach Maske für Maske," worin man sich wegen der Wahl des Stückes, eines Lustspiels von Jünger nach

dem französischen Original von Marivaux bearbeitet, bei Frau Rat mit den Worten entschuldigt:

Ist Sie nicht unter uns, der wir den Mann verdanken,
Der kühn weit über Frankreichs Dichter flog?
Verzeihung, Goethin, denk! für unsres Geistes Schranken
Ist deines Sohnes Flug zu hoch!

Auch im Jahre 1800 wird uns von Leseabenden berichtet, die jeden Mittwoch Abend bei Schwartzkopfs abgehalten werden. „Wir setzen uns“, so beschreibt Frau Rat „die gemeinsame Lesung“, „um einen runden Tisch und dramatisieren wie folgt; Wallensteins Tod! . . . . Da wir nicht so viele Personen haben — so hat eins mehrere Rollen, z. E. ich habe noch den Seni und den Westhausen (?) — das amüsirt uns nun königlich — Künftigen Mittwoch wird Tasso von dir gelesen — dann Iphigenie — dann Nathan der Weise — Don Carlos — die meisten deklamieren, daß es eine Art und Schick hat — jedes freut sich auf den Mittwoch.“

So stolz ist sie auf diese Leistung, daß sie den Sohn bittet, Schiller etwas davon zu sagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick“. Natürlich erfahren wir nur hin und wieder etwas von dem dramatischen Verein, so z. B., daß im Winter 1802 Goethes Tancred und Mahomed gelesen wird: „da haben wir einen seligen Abend gehabt“. In diesem Winter wird die Lesegesellschaft nur alle 14 Tage abgehalten und u. a. Jungfrau von Orleans, Marie Stuart und Macbeth von Schiller gelesen. „Man glaubt sich immer im Theater, denn es wird schön deklamiert u. s. w.“, so schließt auch diesmal der Bericht. Noch einmal wird eine Leistung des dramatischen Vereins gemeldet: die Lektüre des Tasso Anfang Mai 1804. Hier erscheint auch Herr von Willemer als Mitglied des Lesekränzchens — derselbe, der später noch so innig mit Goethe befreundet werden sollte und dessen spätere Gattin die Suleika des Divans geworden ist. Er genoß in Frankfurt großes künstlerisches Ansehen, weshalb man ihn 1800 in die Oberdirektion des neuen Theaters wählte, er wandte sich auch an Goethe durch die Mutter um Rat in Theaterangelegenheiten; als kunstverständiger Mann ist er natürlich ein Verehrer der Goethischen Werke. „Der Wilhelm Meister wird von ihm nicht gelesen — sondern verschlungen.“ — Willemer sagt, so meldet die Mutter dem Sohn: „so hätte er in seinem Leben nichts gelesen, das ihn so ins innerste bewegt hätte . . . ja die Marianne hatte ihm so den Kopf verrückt, daß er beinahe einen dummen Streich gemacht hätte.“

Im Kreise dieser Familien lebte Frau Rat wie eine Mutter geehrt und geliebt. Sie selbst fühlte diese Liebe und Verehrung mit dankbar freudigem Herzen, wie eine Stelle, die am Weihnachtsfest 1802 geschrieben ist, beweist:

„Ich befinde mich! Gott sei Dank recht wohl — werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt, geehrt — gesucht, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben, genug es ist so — und ich genieße diese Menschengüte mit Danksagung gegen Gott und bringe meine Tage vergnügt hin."

Frau Rat als Großmutter.

Dieselbe Verehrung und Liebe genoß Frau Rat außerhalb Frankfurts, überall in Deutschland bei Fürsten und gewöhnlichen Sterblichen, bei allen denen, die mit ihr mündlich verkehrt hatten oder sich rühmen durften mit ihr im Briefwechsel zu stehen. Ganz besonders innig war diese Liebe und Zuneigung natürlich bei der Familie, die ihr, abgesehen vom Sohne, verwandtschaftlich am nächsten stand, der Familie Schlosser in Emmendingen.

Freilich war ja Cornelia 1777 gestorben, aber durch des Witwers Verheiratung mit der Herzensfreundin der Frau Rat, Johanna Fahlmer, war das gewaltsam gelockerte Band wieder fester geknüpft worden; es entspricht dem prächtigen Charakter der Frau Elisabeth, daß sie in der Liebe zu ihren wirklichen Enkelinnen und den beiden der zweiten Ehe entsprossenen Kindern, Henriette und Eduard, keinen Unterschied machte.

Wir haben Frau Rat als Frau Aja, die liebevolle Mutter, kennen gelernt; an den Kindern Schlossers wuchs der Vereinsamten Ersatz heran; ihnen konnte sie ihre Liebe, Sorge und Pflege in den Jahren, da ihr Haus still geworden war, zu teil werden lassen. Wir brauchen das gewiß nicht erst zu beweisen, aber die wenig bekannten, weil nur in wenig Exemplaren gedruckten Briefe der Frau Rat an ihre Enkel enthalten so viele hübsche und liebenswürdige Züge ihres Charakters, daß ihr Bild eine wesentliche Lücke zeigen würde, wollten wir Frau Rat als Großmutter nicht zu Worte kommen lassen. Die Briefe beginnen im April 1784 mit einer Antwort auf einen Brief der zehnjährigen Luise, der ältesten Tochter Corneliens, und dem Dank für die von der Enkelin eigenhändig für die Großmutter gestrickten Strümpfe. Luise bekommt dafür einen Strickbeutel, ebenso das siebenjährige Julchen, dessen Geburt einst Cornelien das Leben gekostet hatte;

Henriettchen, das älteste Kind der zweiten Ehe, erhält auch ein passendes Geschenk, und selbst der erst ein Vierteljahr alte Eduard wird uns schon vorgestellt als „ein ganzer Bursch, der Luischen schon die Hände drücken kann". Mehrere der folgenden Briefe sind an die „lieben braven Enkeleins" zusammen gerichtet; zu Weihnachten oder Geburstag folgen ihnen immer Geschenke. Luise wird angeleitet, den Eltern und kleinen Geschwistern recht viele Freude zu bereiten mit kleinen selbst angefertigten Gaben, womöglich als Ueberraschungen, zu denen die Großmutter gern ihre hilfreiche Hand bietet. Denn den schönen Zug ihres Charakters, anderen Liebes zu erweisen, möchte sie gern auf Corneliens Tochter vererben. Im September war Johanna Schlosser mit den beiden Kleinsten, ihren eigenen Kindern, bei der Großmutter. Da ward diese zum Kinde mit den Kindern, „da wurden Häuser gebaut und in den Eckchen der Wohnstube Hochzeit gespielt und allerlei . . . . Das war ein Jubel, wenn die englischen Reiter kamen und wir dem großen Bassa Lieder gesungen haben. Das war doch ein Kapitalspaß!" Zu Weihnachten sandte Großmutter besonders schöne Sachen. Eine Antwort auf die Dankschreiben der Enkel lautet:

„Liebe Enkeleins!

Ihr lieben guten Jungfräuleins! Es freut mich außerordentlich, daß Euch mein überschicktes Christkindchen so wohl gefallen hat — ich hätte nur gewünscht, Euch in der rosenfarbenen Herrlichkeit zu sehen und zu beschauen! Doch Eure lieben guten Briefchen haben mich schadlos gehalten, und ich sehe Euch im Geiste bei denen Prinzessinnen Besuch abstatten. — So brave liebe Enkel verdienen allerdings, daß die Großmutter ihnen Freude macht — und wenn mir Gott das Leben erhält, so soll dieses nicht die letzte gewesen sein. Gott erhalte Euch und den Ritter Eduard auch in diesem Jahr frisch — gesund — und vergnügt — fahrt fort Euren lieben Eltern Freude zu machen — gedenkt manchmal an die Großmutter und behaltet sie lieb. — Ich bin, so lange ich atme,

Eure Euch zärtlich liebende Großmutter
Goethe."

Für soviel Liebe strengen sich denn auch die Kleinen beim nächsten Geburtstag der lieben Großmutter ganz besonders an. Selbst der kleinste, der Eduard, hat an sie gedacht. Der hübsche Dankbrief der Frau Rat sucht wiederum Freude zu bereiten, indem in echt kindlichem, verständlichem Tone jedes Geschenk gepriesen und gelobt wird.

Noch in demselben Jahre waren die Kinder Corneliens bei Frau Rat; die Großmutter stellte sie bei Stock und den anderen Freunden vor und machte ihnen den Aufenthalt so angenehm, daß sie noch lange vergnügt und freudig daran zurückdachten. Je mehr die beiden Mädchen heranwuchsen, umsomehr sind ihre Briefe der Großmutter ein wahres Labsal. „Sagt selbst", schreibt sie ihnen einmal, „was mir tröstlicher und erquickender sein konnte, als Enkel zu haben, die so dankbar gegen mich sich betragen, die so liebevoll meiner gedenken, die mit warmem Gefühl trotz der Entfernung mich so lieben und ehren." Goethe sagte von diesen Briefen Juliens: „Meine Mutter hat mir mehrere Briefe von ihr gezeigt, die ganz rührend sind."

Leider sollte ihr gerade diese Enkelin, die ihrer Mutter am meisten ähnelte, bald durch den Tod entrissen werden. Nach langer Krankheit starb sie am 5. Juli 1793, und so blieb denn der Großmutter als einzige von „einer teuren und ewig geliebten Tochter" nur die erstgeborene Luise. Goethe war damals am Rhein und wollte zuerst nach Karlsruhe eilen, aber es war ihm „entsetzlich, seine Schwester zum zweiten Male sterben zu sehen". In diesen trüben Tagen war ein heller Lichtblick die Verlobung der zwanzigjährigen Luise mit Ludwig Nicolovius, einem geborenen Königsberger, der bald darauf zum Kammersekretär des Herzogs von Oldenburg zu Eutin ernannt wurde, welchen Ort sich Schlosser ebenfalls zum Wohnsitz ausersehen hatte. Frau Rat in ihrer frommen Weise sah darin eine Schickung Gottes, der das Unglück des Krieges so für Luise zum Guten hätte werden lassen:

„Siehst du nun, wie Gott gute Kinder schon hie belohnt — ist Deine Heirat nicht beinahe ein Wunderwerk — und daß sich alles so schicken muß, daß Deine lieben Eltern und Geschwister nun mit Dir gehen — das würde doch nicht so leicht gegangen sein, wäre kein Krieg ins Land gekommen — merke Dir das auf Dein ganzes Leben — der Gott, der dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, kann auch alles, was wir mit unsern blöden Augen vor Unglück ansehen, zu unserem Besten wenden. Nun, liebe Luise; Du einzige, die mir von einer teuren und ewig geliebten Tochter übriggeblieben ist — Gott segne Dich! Sei die treue Gefährtin Deines zukünftigen braven Mannes — mache ihm das Leben so froh und glücklich als nur in Deinem Vermögen steht — Sei eine gute Gattin und deutsche Hausfrau, so wird Deine innere Ruhe, den Frieden Deiner Seele nichts stören können — Behalte auch in der weiteren Entfernung Deine Großmutter lieb — mein Segen begleite Dich, wo Du bist."

Am 5. Juni 1795 wurde in Ansbach die Hochzeit gefeiert; das junge Paar zog nun nach Norden zu Jakobi und Stolberg und den anderen Freunden der Großmutter aus ihrer schönsten Zeit. „Daß meine ehemahligen Freunde und Bekannten", so lautet ein Schreiben vom 1. Februar 1796, „sich meiner noch in Liebe erinnern, thut meinem Herzen wohl und versetzt mich in die so seligen Tage der Vorzeit, wo mir in dem Umgang der edlen und biedern Menschen so wohl ward — wo ich so viel Gutes sah und hörte — so viel Nahrung vor Herz und Geist genoß — Niemals, nein niemals werde ich diese herrliche Zeit vergessen! Da Ihr, meine lieben Kinder, nun das Glück habt unter diesen vortrefflichen Menschen zu leben; so gedenkt meiner zuweilen — nicht ganz aus dem Andenken dieser mir ewig unvergeßlichen Freunde aus gelöscht zu sein, wird mir in meiner Einsamkeit auch in der großen Entfernung Freude und Wonne sein. Mein lieber Sohn Schlosser nebst Weib und Kinder werden im Frühjahr zu mir kommen — die Ankunft wird vor mich freudevoll und lieblich sein, aber der Abschied!! Wenn ich denke, daß aller Wahrscheinlichkeit nach es das letzte Mahl sein wird, daß Frau Aja dieses Vergnügen genießt, daß die große Entfernung Korrespondenz und alles übrige erschwert — so habe ich nur einen Trost, den ich aber auch mit beiden Händen halten muß, daß er mir nicht entwischt — nämlich, daß Ihr alle zusammen alsdann eine der glücklichsten Familien ausmachen werdet, und daß ich in den ganz sonderbaren Fügungen und Lenkungen Euer aller Schicksale erkennen, fühlen und mit gerührtem Herzen bekennen und sagen muß: das ist Gottes Finger! Nun dieser Gott! Der bisher so viel Gutes uns erzeigt hat, der wird's auch in diesem Jahr an keinem Guten mangeln lassen — Er segne Euch, erhalte Euch froh und freudig — Er schenke unserer Luise einen freudigen Anblick ihres Erstlings — und lasse sie die Mutterfreuden ganz fühlen — dem lieben Urenkelein schenke er Gesundheit, Munterkeit und Kraft zum Eintritt ins Leben — das wird er thun, Amen. Lebt wohl! und behaltet lieb

Eure Euch herzlich liebende Großmutter Goethe.

Sie läßt es sich nicht nehmen, für den erwarteten Urenkel die Spitzen ans Kindszeug mit Brabanter Spitzenklöppeln zu verfertigen. Als nun die Geburt des Urenkels gemeldet und ihr zugleich die Patenschaft angetragen wird, da ergießt sich ihr übervolles Herz in eine Anrede an den jungen Weltbürger, die uns zugleich zeigt, wie die Erziehungsmethode der Frau Rat sich in den wenigen, schönen Worten aus Nathan dem Weisen erschöpfte: „Kinder brauchen Liebe".

„Den 5. April 1796.

Nun danket alle Gott! Mit Herzen Mund und Händen, der große Dinge thut — Ja wohl — an Euch, an mir, an uns allen hat er sich auf neue als den manifestiert, der freundlich ist und dessen Güte ewiglich wäret — gelobet seie sein heiliger Name, Amen. Lieben Kinder! Gott segne Euch in Eurem neuen Stand! Der Vater- und Muttername ist ehrwürdig — O! Was vor Freuden warten Eurer — und glückliches Knäbelein! Die Erziehung solcher vortrefflichen Eltern und Großeltern zu genießen — wie sorgfältig wirst Du, mein kleiner Liebling, nach Leib und Seele gepflegt werden — wie frühe wird guter Same in Dein junges Herz gesät werden — wie bald alles, was das schöne Ebenbild Gottes, was Du an Dir trägst, verunzieren könnte, ausgerottet sein — Du wirst zunehmen an Alter — Weisheit und Gnade, bei Gott und den Menschen. Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu — thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wann sie greinen oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen — warum sie lachen — warum sie greinen — aber lieb will ich Dich haben, mich herzlich Deiner freuen — Deiner vor Gott ofte und viel gedenken — Dir meinen urgroßmütterlichen Segen geben — ja das kann, das werde ich. Nun habe ich dem jungen Weltbürger deutlich gesagt — was er von mir zu erwarten hat, jetzt mit Euch meinen lieben großen Kindern noch ein paar Worte. Meinen besten Dank vor Eure mir so liebe und teure Briefe — sie thun meinem Herzen immer wohl und machen mich überaus glücklich — besonders die Nachricht, daß das Päckchen wohl angekommen wäre, (denn darüber hatte ich große Besorgnis) machte mich sehr froh — denn denkt nur!! wenn der Urgroßmutter ihr Machwerk, worüber die gute Matrone so manchen lieben langen Tag gesessen und geklöppelt hat, wäre verloren gegangen, oder zu spät gekommen, daß wäre mir gar kein Spaß gewesen — aber so, gerade zu rechter Zeit, vier Tage (denn ich guckte gleich in Kalender) zuvor, ehe das Knäbelein ankam, das war scharmant. Der kleine Junge hat mir den Kopf vor lauter Freude so verrückt, daß die eigentliche Gratulation, die doch nach der ordentlichen Ordnung zu Anfang stehen sollte, jetzt hintennach kommt — bedeutet aber eben so viel und geht eben so aus dem Herzen. Gott! Lasse Euch Freude und Wonne in großem Maß an Eurem Kindlein erleben — Es sei Eure Stütze auch in Eurem Alter — Es seie Euch das, was Ihr Euren Eltern und der Großmutter seid, das ist der beste Wunsch, besser

weiß ich keinen. Liebe Frau Gevatterin! (der Titel macht mir großen Spaß) wenn dieses zu Ihren Händen kommt, da ist Sie wieder frisch und flink — aber höre Sie, seie Sie's nicht gar zu sehr, gehe Sie nicht zu frühe in die Aprilluft, denn der hat seine Nücken wie die alte Gertraudt im Wandsbecker Boten. Bleibe Sie hübsch in ihrem Kämmerlein, bis der Mai kommt — damit kein Katarrh und Husten Sie beschweren möge — nun, ich hoffe, Sie



Silhouette der Frau Rat.
(Aus Keßlers Gedenkblättern.)

wird guten Rat annehmen. Nun, lieber Herr Gevatter! Tausend Dank nochmals vor alle Eure Liebe — vor Eure schönen Briefe (der Luise ihre mit eingeschlossen) vor die gute herzerfreuende Nachricht — vor die Gevatterschaft, vor alles Liebes und Gutes, womit Ihr schon so manchmal mein Herz erfreut habt — Gott! Lohne Euch dafür — Behaltet mich lieb — Ihr lebt und schwebt in dem Herzen derjenigen, die ist und bleibt

Eure treue Groß- und Urgroßmutter

Goethe."

Nun wird auch Luise nicht mehr mit Du angeredet; die Großmutter gebraucht nun nach der Sitte der Zeit die respektvolle Anrede der dritten Person in der Einzahl.

Unterdes, im Jahre 1787, war Schlosser als geheimer Hofrat nach Karlsruhe berufen worden; bald darauf wurde er Direktor des Hofgerichts. Aber schon vier Jahre später nahm er seine Entlassung, weil er sich einen Eingriff des Markgrafen in das Urteil des Hofgerichts nicht gefallen lassen wollte; von nun an widmete er sich ganz der litterarischen Beschäftigung.

Es geschah dies mit Einwilligung der Großmutter; denn hierauf beziehen sich gewiß ihre Worte aus dem Jahre 1794 an Schlosser:

„Lieber Sohn! Alle Eure Pläne und Vorhaben kann ich mit vollem Zutrauen unterschreiben und ebenso, was Ihr für Eure Kinder beschließt; denn wo hätten je Kinder einen besseren Vater als die Euren?"

Die Furcht vor den Kriegsunruhen ließ ihn nach Norden blicken, und so wandte er begehrlich seine Blicke nach Eutin, „dem Nordischen Canaan", wie es Frau Rat nennt. Dortselbst oder in der Nähe lebten die Brüder Stolberg und Boie, vor allen aber Fr. H. Jakobi und J. H. Voß, dort brauchte er auch nicht zu fürchten, die verhaßten Franzosen zu treffen; aber vorläufig gestattete der Gesundheitszustand der Gattin nicht, nach dem Norden zu ziehen. Deshalb zogen sie vorläufig nach Ansbach. Im Mai 1796 war Schlosser mit der ganzen Familie in Frankfurt, auf der Durchreise nach Eutin. Frau Rat hatte sich sehr auf diesen Besuch gefreut, aber die Unruhe Schlossers vergällte ihr den Genuß. Der Bericht verrät zugleich ihre Verwunderung über die Wahl des neuen Wohnorts: „Schlosser war mit Weib und Kind zehn Tage hier — viel Genuß war nicht bei der Sache — denn die Unruhe war etwas stark, und sein Dichten und Trachten ging nach dem nordischen Kanaan. Ich lasse jedem Menschen gern sein Himmelreich — denn in der Himmelreichs Fabrik habe noch nicht viel Progressen gemacht und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden." Die Befürchtung, daß Frau Rat das letzte Mal den Schwiegersohn und vor allem die liebe Freundin und Tochter bei sich sähe, machte den Abschied besonders schwer, sollte aber bald widerlegt werden, da Schlosser im September 1798 zum Syndikus von Frankfurt gewählt wurde. So hatte Frau Rat denn das liebe Hannchen, die Zeugin unvergeßlicher Tage, bald wieder ganz in der Nähe.

„Schlosser ist Frankfurter Syndikus geworden — (und zwar welches ihm zur Ehre gereicht und bei unserer Verfassung ein gar seltner Fall ist) ohne Kugelung! Der Magistrat — die 51 — die 9 waren alle (das beinahe unerhört ist) in dieser Sache einig. — Wer hätte sich das träumen lassen! Ich bekomme dadurch eine Stütze, die in gegenwärtigen immer noch kritischen Zeiten mir nicht unlieb ist — auf den Umgang mit der Schlossern freue ich mich — denn ob ich gleich verschiedne weibliche Bekanntschaften habe, so ist doch keine darunter, die mich so ganz begreift und versteht. — Die alten Zeiten fangen wieder bei mir an aufzuleben — daß die Hannchen bei uns im alten Haus am runden Tisch bei mir saße — und du manchen schönen Abend unser Gespräch warst." —

Dieses Verhältnis wurde natürlich von neuem aufgenommen und ungetrübt fortgesetzt, ja gewiß noch enger, als leider schon am 17. Oktober 1799 Frau Johanna ihres Gatten beraubt wurde. Es war ein eigentümlicher Zufall, daß die Franzosen, vor denen Schlosser bis in den höchsten Norden geflüchtet war, nun doch an seinem Tode schuld waren: „Heut vor vierzehn Tagen war er in seinem vor ganz kurzem erkauften Garten. Er steckte Zwiebeln — Pflanzen u. s. w. Er hörte schießen, arbeitete aber immer fort — endlich kamen die Schüsse näher — er eilte fort — kam ans Eschenheimer Thor — das war zu — die Brücke aufgezogen, die Franzosen standen davor — ein Mann sagte ihm, wenn er eilte, so käme er noch zum Neuen Thor herein — nun strengte er alle Kräfte an — kam auch glücklich noch herein, aber erhitzt und in Angst. — Er ging zu seiner Schwägerin — die nicht wohl war, und fand da eine sehr heiße Stube — wo er natürlich noch mehr erhitzt wurde — — diesen Augenblick wurde Ratsitz angesagt — nun mußte er im Römer in die kalte große Ratsstube — den zweiten Tag darauf bekam er Husten — Fieber und gleich Röcheln auf der Brust — er wollte keinen — Arzt, endlich kam einer, der fand ihn tötlich krank — man nahm noch einen — der erklärte auch, daß es sehr gefährlich wäre. — Sie hatten diesmal recht — denn er starb."

Nach dem Tode Schlossers kam Nicolovius (Frühjahr 1800) mit seiner Frau und drei Urenkeln der Frau Rat nach Frankfurt. Wie freute sich da Frau Rat, als Urgroßmutter paradieren zu können. „Gestern", berichtet Nicolovius selbst, „als unser kleiner (eben vier Jahre alter) Eduard bei ihr in der Loge war und mit unersättlichem Interesse das Schauspiel verschlang, wurde sie so urgroßmütterlich stolz, daß sie rechts und links

den Urenkel ausposaunte, und ich wette, daß jetzt wenig Menschen von Namen mehr in der Stadt sind, die nicht Eduards Lob aus ihrem Munde gehört haben und wissen, wie der Kleine von ihr Leidenschaft fürs Theater im Blut habe."

Zu Ehren ihrer Kinder veranstaltete Frau Rat ein Familienessen, „wo edler Niersteiner duftete." Nicolovius gab seiner Begeisterung für sie in den schönen Worten Ausdruck: „Die Großmutter, deren reicher Lebensquell mir ein wahres Labsal ist, hat uns gestern, was bei ihr unerhört ist, ein größeres Diner gegeben . . . Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, alles reißt hin und gestattet nicht Muße, noch Kälte zum Urteilen. Wir können ihre Freundlichkeit nicht genug preisen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geist, noch an ihrem Körper merklich. Möchte ihr Lebensspruch: Erfahrung macht Hoffnung, auch der unserige werden! Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude." „Das Haupt unserer großen Familie", so urteilt er zu derselben Zeit, „ist die Großmutter Goethes; sie ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben, ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Wesens vergißt."

Einige Jahre später, 1805, finden wir Nicolovius in seiner Heimat als Konsistorialrat auf einem hübschen Landgut bei Königsberg mit seiner Frau und sechs Kindern. Hier trafen ihn im Jahre 1807 die Leiden des Krieges, Plünderung und persönliche Unbill durch rohe Franzosen. In ihrem Berichte hierüber an den Sohn freut sich Frau Rat von dem tapferen und herzhaften Benehmen ihrer Enkelin melden zu können: „Luise aber ist gerade so ein braves Weib, wie ihre Tante Goethe" (sie meint Goethes Gattin, Christiane) „und hatte eben den Mut — die Herzhaftigkeit und den Frohsinn! Nach einigen Tagen, da Ordnung und Ruhe hergestellt waren, ging sie mit Mann und Kinder ins französische Lager — vergaß über der Ordnung — Schönheit — und der excellenten Musik alle ausgestandene Leiden, bewies dadurch, daß sie von mir abstammte und von meinem Blut war."

Henriette, die Tochter Schlossers und Johannas, blieb vom Jahre 1798 in Frankfurt bei ihrer Mutter und dadurch in stetem Verkehr mit Frau Rat. Ein Stammbuchblatt ist uns erhalten, das ihr die Großmutter bei einer Abreise nach Eutin 1801 geschrieben hat:

„Der Glückliche ist nicht einer der Glückseligen, darum wünsche ich Dir, lieber glückselig als glücklich zu sein, und das kannst Du, sobald Du willst

— Die Glückseligkeit hängt von Dir ab — Glück ist das Werk anderer. Zum Andenken schrieb dieses Deine Dich herzlich liebende Großmutter

Goethe."

Gewiß nahm dieser Spruch Beziehung auf den Charakter Henriettens. Ihre von Frau Rat höchst ergötzlich geschilderte, verunglückte Verlobung mit all ihren komischen Folgen, die von der Schreiberin der Einwirkung der großen Hitze des Sommers 1807 zugeschrieben wird, zeugt von bedenklicher Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit. Wir besitzen von der Enkelin ein Urteil über Frau Rat aus jener Zeit (1805), das gerade wegen des Gegensatzes der Charaktere wichtig und interessant, doch nichts anderes, als das derbe Aeußere an ihr zu tadeln weiß. „Großmutter", schreibt sie an ihre Freundin Clärchen von Clermond, „ist, wie sie war. Tante Lene konnte ihr Aeußeres nicht schnell genug verdauen, um Lust und Freude am Innern zu finden, es war eine zu kurze Bekanntschaft, bei längerer und näherer Bekanntschaft muß man gewiß das meiste an ihr schätzen."

Erst nach dem Tode der Großmutter verheiratete sich (1809) Henriette mit einem Arzte, Hasenclever in Düsseldorf, wohin ihr die Mutter folgte. Der jüngste, in den Briefen oft genannte Enkel Eduard Schlosser, der später in Jena Medizin studierte, Goethe nahe trat und über ihn viel der Mutter in Frankfurt berichtete, starb schon im Jahre 1807 in Königsberg, wo er sich in den Spitälern ein Nervenfieber zugezogen hatte.

Nach den Verwandten kommen in der Schilderung des Verkehrs der Frau Rat billigerweise die alten, treugebliebenen Freunde, die in dieser Zeit Frankfurt besuchten, an die Reihe. Zu ihnen gehörte Fritz Jakobi, uns schon längst bekannt als Freund der Familie Goethe und der Frau Rat, früher ihr besonders lieb als Herzensfreund ihrer Johanna.

Nach einer Aeußerung in einem Briefe an Stock scheinen die wiederholten Störungen in der Freundschaft Goethes und Jakobis auch bei Frau Rat nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Doch als sie ihren lieben Fritz, das Sonntagskind, bei dessen Reise nach München nach zwanzigjähriger Trennung wieder sah (1805), war auch das alte gute Verhältnis wieder hergestellt. Frau Schlosser veranstaltete zu Ehren ihres alten Freundes ein kleines Fest, bei dem auch Frau Rat nicht fehlen durfte, die richtig ahnte, daß sie Fritz Jakobi zum letzten Male sehen würde. Auch der Bruder, Georg Jakobi, war im Jahre 1800 bei Frau Schlosser zum Besuch. Seine Frau (der Zweiundfünfzigjährige hatte ein einfaches, junges, sehr schönes Mädchen aus dem

Schwarzwald geheiratet), die Frau Rat besonders wegen ihrer Aehnlichkeit mit Lotte lieb gewonnen hatte, und er selbst saßen gar manchmal bei Frau Aja und ließen sich von ihr aus ihrer großen Zeit erzählen.

Im Jahre 1803 und 1804 führten die Kriegswirren und die für Deutschland so schmachvolle Besetzung Hannovers durch die Franzosen die eben genannte Frau Lotte Kestner, die nach Wetzlar geflüchtet war, nach Frankfurt. — So entstand in Frau Rat die Erinnerung an die Zeit, da sie selbst Zeugin der Entstehung des weltberühmt gewordenen Jugendwerkes ihres Sohnes, des Werther, gewesen war. Wie gern vereinigten sich Mutter und Sohn, um der jetzt so bedrängten Freundin beizustehen. Auf Anregung der Mutter sandte Goethe an den Jugendfreund Moors, den damaligen Stadtschultheißen, ein Empfehlungsschreiben für Lottens jüngsten Sohn, den Dr. med. Theodor Kestner, der infolgedessen als Bürger und Arzt in Frankfurt 1804 aufgenommen wurde.

Berühmte Gäste.

„Ganz vergebens wäre es", so lesen wir in Goethes Aristeia der Mutter, „wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen, sich in eigentümlicher Weise hervorthat (und zu welcher Gestalt ein solcher Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete)." Gerade das will unsere Darstellung beweisen, und eben deshalb haben wir unserm Buche den Namen „Goethes Mutter" gegeben.

Immer steht der Sohn im Mittelpunkt oder Hintergrund, und nur die äußere Einteilung zwang uns hier und dort, dies Verhältnis mehr oder weniger zurücktreten zu lassen. Auch die zahlreichen Besuche von Freunden aus Deutschland und dem Auslande bei Frau Rat galten mit wenigen Ausnahmen der Mutter des großen Dichters.

Der erste unter den entfernteren Bekannten war der damalige preußische Staatsminister Graf von Hardenberg, ein alter Jugendfreund Goethes, der mit ihm in Leipzig bei Oeser Unterricht gehabt und auch später mit ihm in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte; er war Frau Rat schon bekannt durch seinen Besuch im Jahre 1772. Auf der Reise nach Basel zu den Friedensverhandlungen Preußens mit Frankreich versagte er es sich nicht, Frau Rat

im Januar 1795 in Frankfurt zu besuchen, die von ihm an den Sohn kurz berichtet: „Minister von Hardenberg läßt dir viel Schönes sagen — er ist ein freundlicher lieber Mann.“ Ferner erschien mit einem Brief vom Sohn, der die Mutter sehr beglückte, der berühmte Physiker Chladni im April 1803. Er war im Januar bei Goethe gewesen und von diesem gewiß an Frau Rat empfohlen worden. Auf seiner Reise durch Deutschland und fast ganz Europa hielt er Vorträge über Akustik und seine neuerfundenen musikalischen Instrumente Euphon und Clavicylinder. Danach verstehen wir die Worte der Frau Rat über seinen Besuch:

„Ich hoffe, daß es ihm hier gut gehen soll, denn so eine musikalische Welt wird nicht leicht angetroffen, und wir haben Liebhaber, die es manchem Meister gleichthun.“

Dasselbe Jahr und das Jahr vorher brachten Frau Rat mit zwei Ausländern in Berührung, zuerst mit dem begeisterten Verehrer ihres Sohnes, dem Engländer Crabb Robinson. Robinson, später Advokat in London und Korrespondent der Times, damals ein siebenundzwanzigjähriger Mann, hatte sich vier oder fünf Jahre in Deutschland aufgehalten, auch in Jena und Heidelberg studiert, und sich eine vorzügliche Kenntnis deutscher Sprache und deutschen Geistes erworben. Seine Vorliebe für die deutsche Litteratur war so groß, daß man ihn in seiner Heimat als Vermittler ihres Verständnisses bei den Engländern ansah, wie Goethe selbst ihn später einen „Missionär der englischen Litteratur in Deutschland“ nannte. Robinson galt für einen großen Redner, der seine Kunst auch gern und viel ausübte. Es wird erzählt, daß bei einem Essen, bei dem auch er zugegen sein sollte, der Wirt zu Beginn die Gäste, die etwas zu sagen wünschten, aufgefordert habe, dies sofort zu thun, denn „Crabb Robinson ist soeben gekommen.“ Dieser selbst berichtet in seinem 1869 herausgegebenen Tagebuch vom Jahre 1802: „Ich war in der Gesellschaft der Frau Goethe, die fast eine historische Persönlichkeit geworden ist durch die Größe ihres Sohnes. Sie hat das Aussehen und Betragen einer tüchtigen, kräftigen Persönlichkeit. Dieser Eindruck von ihr wird noch verstärkt durch die von ihr erzählten Anekdoten, in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde und in der That durch alles, was über sie veröffentlicht wird. Sie sprach von ihrem Sohne mit Genugthuung und Stolz. Während der Unterhaltung bemerkte sie, daß der Werther zu Anfang ein anderer sei, als der Werther zum Schluß und daß er nur im zweiten Teile Jerusalem darstelle, einen jungen Mann, der sich wirklich

selbst getötet hat, weil er einen öffentlichen Schimpf erlitten hatte. Sie sprach ferner von der Entstehung des Götz von Berlichingen. Ihr Sohn kam einst abends in aufgeregter Stimmung und erzählte ihr: „Mutter ich habe ein prächtiges Buch in der Bibliothek gefunden, aus dem ich ein Stück machen will. Was für Augen werden die Philister machen über den Ritter mit der eisernen Hand! Das ist etwas Herrliches, die Eisenhand!" Man muß lebhaft bedauern, daß uns der Bericht der Frau Rat über diese Unterredung nicht erhalten ist. Wer denkt nicht bei der oben mitgeteilten Anekdote an ihre von ihr selbst häufig verspottete Redseligkeit und an ihre Gewohnheit, die Leute „zu katechisieren, daß ihren Lungenflügeln, so lange sie hier bleiben, eine sehr starke Bewegung bevorsteht." Auch Robinson wird von seinen Zeitgenossen die schöne Kunst einer packenden, weil natürlichen und einfachen Darstellung der Personen und Dinge zugesprochen.

Der andere ausländische Gast, der hauptsächlich um Goethes willen nach Deutschland reiste und nur aus diesem Grunde mit Frau Rat in Berührung kam, war die berühmteste Frau ihrer Zeit, Madáme de Staël. Sie stand damals auf der Höhe ihrer Berühmtheit, zu der die tyrannischen Maßregeln Napoleons gegen seine „Nebenbuhlerin" nicht wenig beigetragen hatten. Seit ihrer Verbannung aus Paris lebte sie in Coppet, wo sie ein Hofstaat geistiger Größen umgab, oder auf Reisen. Der Wunsch, die neue deutsche Litteratur und ihre Größen, besonders Goethe, kennen zu lernen, veranlaßte sie, 1803 und 1808 Reisen nach Deutschland zu unternehmen, denen bekanntlich ihr Buch „de l'Allemagne" seinen Ursprung verdankt. Im Dezember war Frau von Staël in Frankfurt, wo sie an das mit Frau Rat sehr befreundete Bethmannsche Haus empfohlen war. Diese berichtet darüber an den Sohn am 13. Januar 1804: „Frau von Staël ist, wie ich höre, jetzt in Weimar — mich hat sie gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein am Halse hangen hätte — ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus, wo sie war, und atmete freier, da sie fort war. Was will die Frau mit mir?? Ich habe in meinem Leben kein Abebuch geschrieben, und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren." Jeder unbefangene Leser wird hieraus entnehmen, daß Frau von Staël Frau Rat kennen zu lernen gesucht hat und daß die Bekanntschaft auch wirklich erfolgt ist, daß aber der Eindruck der Französin auf sie zum mindesten unsympathisch war. Bei der Verschiedenheit der Charaktere werden wir auch nichts anderes erwarten. Hier die einfache, natürliche, in Worten und Benehmen oft etwas derbe, auf den

Namen einer Mutter Goethes nicht wenig stolze, aber in allen geistigen Fragen bescheiden zurücktretende, deutsche Hausfrau; dort die geistreiche, gelehrte, französische Schriftstellerin, die in dem Bewußtsein, nicht bloß alle Frauen, sondern auch alle Männer geistig zu überragen, sich mit nie ruhender Beredsamkeit vor dem still lauschenden Gefolge über die schwierigsten Probleme, die höchsten Fragen der Menschheit verbreitet. Hier das Ideal der deutschen Hausfrau und Mutter, dort das Vorbild eitler, französischer Unweiblichkeit, was hatten die sich zu sagen? Daß Frau Rat eine derartige Scene wirklich mitgemacht und in schrecklicher Erinnerung hatte, dafür sprechen die Worte an den Sohn vom 9. März desselben Jahres: „Was treibt Ihr denn in aller Welt mit der Frau von Staël!! der ist ja Weimar das Paradies! Die wird Euch einmal loben und preisen — wer hier von Damen nur ein wenig vom gelehrten Ton ist, z. E. Fräulein Louisia von Barckhauß — Frau Geheimte Rätin von Wießenhüten — Frau von Schwarzkopf u. s. w.! erzählen Wunderdinge — wie vergnügt die Dame dort ist — So was freut mich von Herzen — wenn ich davon wegbleiben kann."

Es klingt fast, als kenne sie das Gefühl des Sohnes gegenüber der berühmten Frau, der sie auch sehr kühl behandelte, besonders weil er ihre „Reporterthätigkeit" fürchtete.

Auf ihrer zweiten Reise nach Deutschland kam Frau von Staël während der Rückreise (Juni 1808) nach Frankfurt. Die kurze Notiz vom ersten Juli „Frau von Staël, geborene Necker, war hier", ist das einzige, was Frau Rat darüber an den Sohn berichtet. Aber sehr ausführlich sind wir über diesen Besuch unterrichtet durch Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde"; freilich springt Bettina nach ihrer gewohnten Art in diesem Berichte wunderbar mit Thatsachen und Daten um; sie läßt die Mutter zu einer Zeit, da sie schon tot war, an Bettina von dem bevorstehenden Besuch der Frau von Staël schreiben und die Bitte an sie richten, zu ihr zu kommen, um den Dolmetsch zu spielen, sie versetzt die Ankunft des berühmten Gastes in den August statt in den Juni, sie läßt als Begleiter fälschlicherweise Benjamin Constant auftreten, sie läßt die Mutter prophezeien, „daß über den Herzens- und Geistesbund Goethes mit der Staël ganz Deutschland und Frankreich die Augen aufreißen werden", ein Wort, das doch erst nach der Veröffentlichung von „de l'Allemagne" ausgesprochen werden konnte, und sie läßt schließlich Frau Rat ganz im Gegensatz zu ihrer uns bekannten Stimmung Verehrung und Hochachtung für die Französin offenbaren infolge eines Briefes des Sohnes,

„worin er ihr Glück wünschte, mit diesem Meteor zusammengetroffen zu sein". Trotz dieser innerlichen und äußerlichen Widersprüche werden wir doch Bettinens Bericht nicht gerade für erdichtet zu halten brauchen, nur müssen wir die Begegnung in das Jahr 1804 verlegen und von einer Beteiligung Bettinens selbst absehen. Sie war 1804 noch nicht mit Frau Rat genauer bekannt, wie die Schilderung voraussetzt, und im Juni 1808 während der Anwesenheit der Frau von Staël überhaupt nicht in Frankfurt. Der Bericht Bettinens lautet: „Die Mutter hat mir nun befohlen, Dir alles ausführlich zu beschreiben; die Entrevue war bei Bethmann-Schaaf, in den Zimmern des Moritz Bethmann. Die Mutter hatte sich — ob aus Ironie oder aus Uebermut, wunderbar geschmückt, aber mit deutscher Laune, nicht mit französischem Geschmack, ich muß Dir sagen, daß, wenn ich die Mutter ansah, mit ihren drei Federn auf dem Kopf, die nach drei verschiedenen Seiten hinschwankten, eine rote, eine weiße und eine blaue — die französischen Nationalfarben, welche aus einem Feld von Sonnenblumen emporstiegen, — so klopfte mir das Herz vor Lust und Erwartung; sie war mit großer Kunst geschminkt, ihre großen schwarzen Augen feuerten einen Kanonendonner, um ihren Hals schlang sich der bekannte goldne Schmuck der Königin von Preußen, Spitzen von altherkömmlichem Ansehen und großer Pracht, ein wahrer Familienschatz, verhüllte ihren Busen, und so stand sie mit weißen Glacé-Handschuhen, in der einen Hand einen künstlichen Fächer, mit dem sie die Luft in Bewegung setzte, die andere, welche entblößt war, ganz beringt mit blitzenden Steinen, dann und wann aus einer goldenen Tabatiere mit einer Miniature von Dir, wo Du mit hängenden Locken, gepudert, nachdenklich den Kopf auf die Hand stützest, eine Prise nehmend. Die Gesellschaft der vornehmen älteren Damen bildete einen Halbkreis in dem Schlafzimmer des Moritz Bethmann; auf purpurrotem Teppich in der Mitte ein weißes Feld, worauf ein Leopard, — sah die Gesellschaft so stattlich aus, daß sie wohl imponieren konnte. An den Wänden standen schöne, schlanke, indische Gewächse, und das Zimmer war mit matten Glaskugeln erleuchtet; dem Halbkreis gegenüber stand das Bett auf einer zwei Stufen erhabenen Estrade, auch mit einem purpurnen Teppich verhüllt, an beiden Seiten Kandelaber. Ich sagte zur Mutter: die Frau Staël wird meinen, sie wird hier vor Gericht des Minnehofes citiert, denn dort das Bett sieht aus wie der verhüllte Thron der Venus. Man meinte, da dürfte es manches zu verantworten geben. Endlich kam die Langerwartete durch eine Reihe von erleuchteten Zimmern, begleitet von Benjamin

Constant, sie war als Corinna gekleidet, ein Turban von aurora- und orangefarbener Seide, ein eben solches Gewand mit einer orangen Tunika, sehr hoch gegürtet, so daß ihr Herz wenig Platz hatte; ihre schwarzen Augenbrauen und Wimpern glänzten, ihre Lippen auch, von einem mystischen Rot; die Handschuhe waren herabgestreift und bedeckten nur die Hand, in der sie das bekannte Lorbeerzweiglein hielt. Da das Zimmer, worin sie erwartet war, so viel tiefer liegt, so mußte sie vier Treppen herabsteigen. Unglücklicher Weise nahm sie das Gewand vorne in die Höhe statt hinten, dies gab der Feierlichkeit ihres Empfanges einen gewaltigen Stoß, denn es sah wirklich einen Moment mehr als komisch aus, wie diese ganz im orientalischen Ton überschwankende Gestalt, auf die steifen Damen der Tugendverschworenen Frankfurter Gesellschaft losrückte. Die Mutter warf mir einige couragierte Blicke zu, da man sie einander präsentierte. Ich hatte mich in die Ferne gestellt, um die ganze Scene zu beobachten. Ich bemerkte das Erstaunen der Staël über den wunderbaren Putz und das Ansehen Deiner Mutter, bei der sich ein mächtiger Stolz entwickelte. Sie breitete mit der linken Hand ihr Gewand aus, mit der rechten salutierte sie mit dem Fächer spielend, und indem sie das Haupt mehrmals sehr herablassend neigte, sagte sie mit erhabener Stimme, daß man es durchs ganze Zimmer hören konnte: „Je suis la mère de Goethe“; „ah, je suis charmée“, sagte die Schriftstellerin, und hier folgte eine feierliche Stille. Dann folgte die Präsentation ihres geistreichen Gefolges, welches eben auch begierig war, Goethes Mutter kennen zu lernen. Die Mutter beantwortete ihre Höflichkeiten mit einem französischen Neujahrswunsch, welchen sie mit feierlichen Verbeugungen zwischen den Zähnen murmelte, — kurz, ich glaube, die Audienz war vollkommen und gab einen schönen Beweis von der deutschen Grandezza.“

Ein nicht weniger berühmter Mann besuchte Frau Rat fast in derselben Zeit. Es war Alexander von Humboldt, der sich einige Jahre vorher durch die erste Besteigung des Chimborasso in der ganzen Welt bekannt gemacht hatte. Als Prinz Wilhelm Karl von Preußen, der Bruder des Königs, im November 1807 nach Paris reiste, um eine Ermäßigung der Kriegslasten von Napoleon zu erbitten, war Humboldt in seiner Begleitung. Auf der Durchreise berührte er Weimar und Frankfurt. Frau Rat schreibt von seinem Besuche:

„Ich habe einen interessanten Besuch gehabt — Humboldt, der große Reisende, war bei mir, und hat sehr beklagt, daß er nachts um ein Uhr durch Weimar passiert ist und demnach meinen Sohn nicht hat sehen können.“

Alle übrigen so zahlreichen Besuche der Frau Rat stehen mit dem Sohn in unmittelbarer Beziehung. Es waren alte Freunde aus Weimar, die ihre Verehrung für Goethes Mutter durch einen Besuch zum Ausdruck bringen wollten, wie der aus Frankfurt gebürtige Direktor der herzoglichen Zeichenschule Kraus, der im Sommer 1798 bei Frau Rat war und die Tochter eines früheren Amtsgenossen Goethes, des Geheimrats Schnauß, bei ihr einführte. Frau Rat nahm sich der Dame wacker an, führte sie natürlich in das geliebte Theater und versichert dem Sohn, „daß das angenehme Frauenzimmer in Frankfurt keine Langeweile haben solle.“ Vor allen sind aber hier die Mitglieder der herzoglichen Familie zu nennen, die mit Frau Rat in getreuer Verbindung blieben, bis zu ihrem Tode. Nicht nur daß Empfehlungen und der Ausdruck des ehrfurchtsvollen Dankes bei jeder Veranlassung sich in den Briefen finden, Anna Amalia bewahrte, wie wir schon wissen, der Frau Rat bis zu ihrem Tode die freundschaftlichste Gesinnung. Auch die in den Briefen der beiden Frauen wiederholt genannte Schwester der Herzogin, die Markgräfin von Bayreuth, verkehrt in dieser Zeit mit Frau Rat, und mit der lustigen Göchhausen wird sogar der schon eingeschlafene Briefwechsel wieder aufgenommen, doch macht ihm ihr bald darauf folgender Tod ein schnelles Ende. Karl August kam, da ihn der Krieg wiederholt nach Frankfurt brachte, mit Frau Rat auch jetzt wieder in persönliche Berührung. Bei seiner Anwesenheit in der Reichsstadt im Dezember 1792 schickte er durch die Mutter eine Einladung an den schon auf der Reise nach Weimar befindlichen Goethe, nach Frankfurt zu kommen. Bei des Herzogs darauffolgendem längeren Aufenthalte aber war sie so oft in seiner Gesellschaft, daß sie Berichte über sein Befinden nach Weimar schicken konnte. Am Ende des Jahres 1793 trat Karl August, da ihn der Mangel an patriotischer Gesinnung in den leitenden Kreisen empörte, aus dem preußischen Dienst und kehrte schon am 15. Dezember nach Weimar zurück. Am 23. desselben Monats schreibt Frau Rat:

„Daß große Freude über die Rückkunft des durchlauchtigsten Herzogs bei Euch allen ist, das ist nun kein Wunder — da sich ganz Frankfurt freute, ihn wieder gesund und wohl zu sehen — Ich war leider diesmal nicht so glücklich. Ich hoffe doch nicht, daß ich in Ungnade bin, das wäre mir unerträglich — auch wüßte ich nicht, wodurch ich's verschuldet hätte.“

Nach der schweren Krankheit Goethes, Anfang 1801, legte sie dem Herzog, der so sehr für ihn besorgt gewesen war, den ehrerbietigsten Dank zu Füßen,

und diesen Dank kann sie nochmals mündlich abstatten bei einer großen Ueberraschung, die ihr die Königin Luise von Preußen bereitete.

Ein günstiges Geschick sollte es fügen, daß Frau Rat auch die Gattin Karl Augusts, die Herzogin Luise, kennen lernte. Bei seiner langen Anwesenheit in Frankfurt, Anfang 1793, ließ der Herzog seine Gattin zu sich kommen, die bis zum Ende Februar bei ihm blieb. Während dieser Zeit wurde auch Frau Rat zur Tafel gezogen, in Gesellschaft der Mama la Roche und verschiedener preußischer Offiziere. „Wir waren sehr vergnügt — blieben bis fünf Uhr — gingen dann samt und sonders ins Schauspiel,“ so lautet der kurze Bericht. Daß zwischen beiden Frauen sich ein näheres Verhältnis oder gar eine Freundschaft, wie zwischen Frau Rat und Anna Amalia, bildete, war bei der Verschiedenheit der Charaktere ausgeschlossen. Herzogin Luise, jene Frau, die, jeder Zoll eine Fürstin, selbst Napoleon imponierte, und die durch ihre Unerschrockenheit Stadt und Land rettete, war eine stolze, ungesellige, menschenscheue Natur, deren trüber Ernst gar wenig zu dem sonnigen Gemüt und der derben Natürlichkeit Frau Ajas paßte. Ihr Sohn, der Erbprinz und spätere Großherzog Karl Friedrich, dessen Geburt Frau Rat mit so großem Jubel begrüßt hatte, besuchte sie im Mai 1802 auf seiner Reise nach Paris.

Bei seiner Vermählung läßt sie sich eine Beschreibung der Feierlichkeiten aus Weimar kommen. Auch seiner Gemahlin, der kaiserlich russischen Prinzessin Maria Paulowna, wird wiederholt als der liebreichsten und vortrefflichsten Prinzessin Erwähnung gethan. Wie freut sich die Mutter zu vernehmen, daß die kaiserliche Hoheit auch an der Donnerstagsgesellschaft des Sohnes teilnimmt. Selbst vom Gothaer Fürstenschlosse spannen sich die Fäden der Freundschaft bis zur stillen Wohnung der Mutter Goethes hinüber. Wir besitzen einen schönen Brief des mit Goethe sehr befreundeten jovialen und geistreichen Prinzen August von Sachsen-Gotha an Frau Rat vom 25. Juli 1793: „Ich schätze mich glücklich,“ heißt es da unter anderem, „durch die Einnahme von Mainz mit der Frau Mutter eines solchen Freundes in Verbindung gekommen zu sein.“ Es war ein Brief der Frau Rat vorangegangen, denn der Prinz bedauert, daß die Kriegsunruhen ihm alle Hoffnung benehmen, die Ehre zu haben, Frau Rat, deren Verdienste ihm längst bekannt seien, persönlich seine Dankbarkeit dafür zu sagen. „Ihren Herrn Sohn,“ so schließt der Brief, „werde ich nächstens schriftlich für diese Freude doppelt und dreifach umarmen, an dem mein ganzes Herz, seit vielen Jahren, so zärtlich und treu hängt.“

Mit den Freunden Herder und besonders Wieland blieb natürlich die alte Freundschaft, wenn sie auch wegen der langen, äußerlichen Entfremdung nicht mehr in schriftlichem Verkehr sich zeigte. Vor allem wird Wieland in den Briefen an den Sohn sehr oft erwähnt, und große Freude wurde der Mutter dadurch bereitet, daß in dem Taschenbuch für das Jahr 1804 „der liebe Name Wieland und Goethe beisammenstehen". „Zu den drei Namen, die Deutschland immer mit Erfurcht nennen sollte," gehörten nach ihrer Meinung außer dem des Sohnes Wieland und Herder. An Herder und seine Gemahlin wurden häufig Grüße gesandt und an Wolfgangs Patenkind, August Herder, „ein Christkindlein"; die Erinnerung an die Zeit, die sie mit all diesen nun in Weimar vereinten trefflichen Menschen verlebt hatte, wird oft wach gerufen, einmal in der hübschen Form: „Empfehle mich doch auch einmal wieder Deinen Durchlauchten zu Gnaden — auch Fräulein Thusnelde — ferner Gevatter Wieland — Krause — Herder und seinem Weibe — Wir haben doch manche frohe Stunde miteinander gehabt — und leben Gott Lob noch alle — da muß man doch nicht thun, als ob das Schattenreich einen schon aufgenommen hätte — Zuweilen so einen freundlichen Blick, so ein Kopfnicken oder dergleichen — thut einem auf seiner Wanderschaft sehr wohl."

Wie sehr auch in Weimar die vielen Verehrer der Frau Rat ihrer gedachten und ihren Ruhm verbreiteten, erkennen wir unter anderem aus den Worten einer der edelsten Frauen Weimars, der Witwe Schillers, die an den nach Heidelberg abgereisten August Goethe am 11. April 1808 schreibt:

„Ihrer verehrten Frau Großmutter sagen Sie, daß unter den wenigen Wünschen, die ich noch für mich selbst für das Leben im Herzen hege, dieser, sie kennen zu lernen, nicht der kleinste ist. Sie ist mir in so vieler Rücksicht schon lieb und wert."

Auch einen erst damals neu gewonnenen Freund können wir dazuzählen, den Buchhändler Carl Friedrich Ernst Frommann in Jena, der im August 1806 bei Frau Rat mit einem Briefe Wolfgangs erschien und mit Freuden aufgenommen wurde. War er doch nicht nur Goethes „Druckherr" — Cotta ließ manche Schrift Goethes dort drucken — sondern auch ein Freund, in dessen Familie der Dichter nach eigener Angabe viele schöne Abende verlebte. Die gerade damals zu wundersamer Schönheit emporgeblühte Pflegetochter Frommanns, Wilhelmine Herzlieb, wurde der anmutige und anziehende Mittelpunkt des Kreises. Ein Jahr später fand ebenda jener merkwürdige Sonetten-

wettstreit Goethes und Zacharias Werners zum Preise Minchen Herzliebs statt, der herrliche Gedichte Goethes als kostbare Frucht zeitigte. Ebendieser Sonettendichter besuchte ein Jahr darauf Goethes Mutter, wenigstens meldet sie am ersten Juli 1808 ihrem Sohne seine Anwesenheit in Frankfurt.

Goethes Familie.

Von all den Besuchen aus Weimar war ihr aber keiner so lieb und auch für den Gast selbst von solcher Bedeutung als der von Christiane Vulpius, mit der Goethe im Juli 1788 eine Gewissensehe eingegangen war, der er erst 1806 die kirchliche Weihe geben ließ. Die Briefe der Mutter an den Sohn bringen soviel neues Licht über dieses Verhältnis und berichten insbesondere soviel Gutes über die viel gescholtene und geschmähte Christiane, daß wir glauben, berechtigt, ja verpflichtet zu sein, bei Christiane länger zu verweilen, als der gegebene Rahmen unseres Themas es an und für sich erfordert.

Christiane Sophie Vulpius war die Tochter des weimarischen Amtsarchivars Johann Friedrich Vulpius. Durch den leichtsinnigen Lebenswandel des Vaters und den frühen Tod der Mutter wurden die Kinder schon in frühester Jugend gezwungen, selbst für sich zu sorgen. Christiane arbeitete in der Blumenfabrik von Bertuch. Im Sommer 1788 lernte Goethe Christiane kennen; am 13. Juli schloß er eine Gewissensehe mit ihr, die er stets als wirkliche Ehe aufgefaßt hat. Daß er die Forderungen der Sitte und Kirche nicht achtete, hat er selbst recht schwer büßen müssen, noch mehr Christiane, die infolge dieses Schrittes auf das Gröblichste verleumdet worden ist. Es ist selbstverständlich, daß Frau Rat mit diesem Verhältnis nicht einverstanden war; jedenfalls hat sie — Zeugnisse darüber sind vor dem Jahre 1793 nicht vorhanden — ignoriert, was sie nicht verhindern konnte; aber auf die Dauer konnte sie niemand gram sein, der von Wolfgang geliebt wurde und der ihn selbst liebte. Doch mußte Christiane sich erst einen Platz in ihrem Herzen erringen, und es ist ein schönes Zeichen für ihren Charakter, daß sie es sobald verstand, das Herz der Frau Rat zu erobern und so schnell von der „Demoiselle Vulpius" und „Gefährtin des Sohnes", zur „lieben Freundin" und zur „vielgeliebten Tochter" vorzurücken.

Eine glänzendere Rettung Christianens, als die Briefe an den Sohn enthalten, hätten selbst ihre eifrigsten Verteidiger nicht schreiben können. Im Mai des Jahres 1793 war Goethe fast vierzehn Tage bei seiner Mutter



Christiane von Goethe, geb. Vulpius.

Aus dem Werke: Die Schätze des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.



in Frankfurt. In dieser Zeit hat er gewiß Frau Rat näher mit der Mutter seines Sohnes bekannt gemacht, auch sie gebeten, ihr freundlich zu begegnen. Schon im Jahre vorher hatte Frau Rat Christianen mit Geschenken erfreut; jetzt, da sie einem neuen Geschenk einen Gruß hinzufügt, berichtet das die beglückte Christiane sofort an Goethe und schreibt in ihrer Freude an die Mutter selbst. Goethe antwortet Christianen darauf: „Du hast recht wohl gethan an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wohl lesen können. Sie ist dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du so brav bist und mich glücklich machst.“ Die Mutter aber meldet bald darnach mit den Worten: „Ich werde an dein Liebchen schreiben“, daß der Brief nicht unbeantwortet bleiben sollte. Am 20. Juni 1793 führt sie ihre Absicht aus, und damit beginnt der Briefwechsel, der sich fast bis zum Tode der Mutter erstreckt. Die Briefe sind bis zum Jahre 1806 an Madame Vulpius auf dem Frauenplan in Weimar adressiert, von da ab an Frau Geheimrätin Goethe. Der erste aus dem Jahre 1807 zeigt die neue Adresse unterstrichen — gewiß ein Zeichen der Freude der Großmutter.

Der erste Brief der Frau Rat an die ihr noch fremde Geliebte des Sohnes ist etwas kalt und fremd. „Ihre Freundin Goethe“ lautet die Unterschrift. Welche Freude Christianen dieser Brief bereitete, der sie zwar noch nicht in die Verwandtschaft aufnahm, so doch der Freundschaft des verehrten Hauptes der Familie versicherte, erkennen wir aus der Antwort der Frau Rat auf den Dank des Sohnes: „Daß mein Brief Freude gemacht hat, freut mich — wollte Gott, ich könnte alle Menschen froh und glücklich machen; dann sollte mir erst recht wohl sein.“ Von nun an finden wir wiederholt Grüße „an deine Freundin oder Gefährtin,“ Küsse an August aufgetragen.

Als ihr der Sohn die Aussicht auf einen zweiten Enkel eröffnet, ist sie zwar ärgerlich darüber, daß sie ihr Enkelein nicht ins Anzeigeblättchen setzen lassen und kein öffentliches Freudenfest anstellen darf, doch tröstet sie sich bald mit dem Gedanken, daß der Hätschelhans vergnügt und „glücklicher ist als in einer fatalen Ehe“. Ein näheres Verhältnis der beiden Frauen begann natürlich erst nach ihrem persönlichen Bekanntwerden. Im August 1797 brachte Goethe Christiane und August auf einige Tage zur Mutter. „Das Vergnügen,“ so beginnt der erste Brief nach dem kurzen Besuch, „so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch.“ „Treue Freundin und Mutter“, lautet von nun an die Unterschrift. Die

zahlreichen Briefe, die sich an diesen Besuch knüpfen, verbreiten sich vor allem über die Gesundheit und Pflege des Sohnes, dann sehr ausführlich über Fragen der Wirtschaft und der Toilette, auch über ihre Lektüre und das Theater in Frankfurt. Im Anfang des Jahres 1798 findet sich zuerst die Anrede „liebe Tochter". Nur einmal wird der liebevolle und zärtliche Ton unterbrochen durch einen im Aerger über das lange Schweigen des Sohnes, Enkels und Christianens geschriebenen Brief an den Sohn, wo sich sogar die „Demoiselle Vulpius" findet, aber dafür ist der darauffolgende Brief an „die liebe Tochter" um so liebenswürdiger und herzlicher. Ihrem Dank für die Pflege des Sohnes giebt sie wiederholt Ausdruck in Geschenken und läßt sich keine Mühe verdrießen, Christiane und August auch wirklich zu erfreuen.

Daß Goethe Christianen und August die vollen pekuniären Vorteile von Gattin und Sohn schon im Jahre 1797 sicherte, lehren uns ebenfalls die Briefe. Hier findet sich die von Goethes Mutter auf Wunsch des Sohnes abgefaßte Erbschaftsentsagung der Frau Rat vom 17. Juni 1797 und zugleich die Notiz, daß Goethe auf Grund dieser Akte seinen Sohn August am 24. Juli 1797 vor der geplanten dritten italienischen Reise zum Universalerben einsetzte, seiner Mutter hingegen („der Freundin und vieljährigen Hausgenossin Christiane Vulpius") den Nießbrauch vermache, „dergestalt, daß sie zeitlebens in dem ungestörten Besitz bleibe und davon die Einkünfte erhebe — doch unter der Bedingung, daß sie auf Erziehung unseres Sohnes mütterlich das Nötige verwende".

Die Verheiratung des Sohnes bestätigte auch für die Mutter nur äußerlich, was innerlich von Anbeginn vorhanden war. Aber dennoch erkennen wir aus ihren Briefen ihre große Freude: „Zu deinem Stand wünsche dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen, so hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte euch. Meinen Segen habt ihr in vollem Maß. Der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre . . ."

Vom 23. März bis 10. April 1807 war Christiane, nun als Frau Geheimrätin, wiederum bei der Mutter. Jetzt lernte Frau Rat die Schwiegertochter erst recht kennen und lieben. „Du kannst Gott danken!" schreibt sie dem Sohne, „so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten." Es hat etwas Rührendes, wie sie von nun an über alles, was den Sohn angeht, beruhigt ist. „Alle meine Sorgen haben von oben bis ganz herunter ein Ende, das alles hat die Bekanntschaft mit Ihnen

bewerkstelligt. Gott erhalte und segne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue." Der letzte Brief, den Frau Rat an ihre Kinder — am 1. Juli 1808, einige Wochen vor ihrem Tode — geschrieben hat, ist an die liebe Tochter gerichtet; sie schließt ihn, bis ans Ende treu ihrer launigen Art: „Die Hitze ist heute stark, Gescheites kann ich vor heute nicht zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe."

Fragen wir uns, was wohl die verehrungswürdige und wahrhaft fromme Frau über das Bedenkliche des Verhältnisses hinwegsehen und Christianen eine Stelle in der Familie und in ihrem Herzen geben ließ, bevor sie die angetraute Gattin ihres Sohnes ward, so geben uns auch hierauf die Briefe die beste Antwort. Außer der rührenden Treue und Liebe Christianens zu Frau Rats Hätschelhans war es ihr Charakter selbst, der ihr so schnell einen festen Platz in der Freundschaft Frau Ajas sicherte.

Goethes Mutter war eine wackere, echt deutsche Hausfrau, ist sie ja das Urbild der Elisabeth im Götz und der Mutter Hermanns. Darum wurde sie von der gleichen trefflichen Eigenschaft Christianens sehr angenehm berührt. Nicht müde wird sie, ihren wirtschaftlichen Sinn zu preisen: „Während wir ein wahres Schlaraffenleben führen," so heißt es in einem Briefe vom Jahre 1797, „sind Sie, meine Liebe, arbeitsam, sorgsam, wirtschaftlich, damit, wenn der Hätschelhans zurückkommt, er Kammer und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird. Nehmen Sie auch davor meinen besten Dank — denn ein wirtschaftlich Weib ist das edelste Geschenk für einen Biedermann, da das Gegenteil alles zerrüttet und Unglück und Jammer über die ganze Familie breitet; bleiben Sie bei den Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben." „Sie haben so viele Geschäfte, liebes Weibchen — so was ist nun gerade mein Kasus nicht — daher sind die Monate Mai und Juni meine fatalsten im ganzen Jahr — da wird vor das ganze Jahr Butter eingemacht — da kommt vor das ganze Jahr Holz — da koche ich meine Molken — da wird die große Wäsche besorgt u. d. g. Die Frau Rat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick — kann nicht ordentlich lesen — Klavier spielen — Spitzen klöppeln — und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht." Sehr gern möchte sie bei der Tochter sein und ihre schöne häusliche Ordnung und wirtschaftliche Beschäftigung mit ihren Augen ansehen und den mütterlichen Dank mündlich abstatten. Sie sendet ihr die vollste Anerkennung mit den Worten:

„So eine fleißige, thätliche Hausfrau giebt's selten — Sie sind aber auch überzeugt, wie sehr ich Ihnen schätze und liebe."

Darum nehmen auch Wirtschafts- und Garderobeangelegenheiten in den Briefen an Christiane den größten Raum ein, und ein Kapitel, Frau Rat als Hausfrau, das erst nach Veröffentlichung der in Weimar liegenden Wirtschaftsbücher wird geschrieben werden können, wird aus ihnen einen wesentlichen Teil seines Inhaltes entnehmen. Besonders zur Weihnachtszeit werden mit dem Sohn über passende praktische Geschenke für Christiane und mit dieser für August eingehende Verhandlungen gepflogen. Wenn Frau Elisabeth auch nach eigenem Urteil in Modesachen unwissend war und des Rats der Freundin Stock sich gern bediente, so wußte sie doch noch als Urgroßmutter sich schön zu kleiden und wünschte dasselbe von der Tochter „in ihren viel jüngeren Jahren". Bald sendet sie ein Hauskleid von Kattun „wegen seiner Niedlichkeit" oder ein Staatskleid von „Seiden-Mouselin oder Taffet" oder einen Sommerhut, der ihren besonderen Beifall gefunden hat. Schon im Oktober wird der Sohn gebeten, heimlich die Wünsche der Gattin für das Weihnachtsfest auszuforschen, „denn da ich Freude mit dem Geschenk machen will, so kommt es nicht auf meine Ideen, sondern auf die, die es empfangen sollen, an." Auch soll der Sohn sich erkundigen, welche Farbe Christianens Lieblingsfarbe ist, „denn jeder hat," so meint sie, „so seine Farben, die er mag, z. B. ich kann die blaue Farbe, sei sie dunkel oder hell, nicht ausstehn".

„Judenkram", das heißt Reste, wie man sie billig bei Juden kauft, und „Christenkram" stellt sich auch immer zur Festzeit häufig als Gabe der gern schenkenden Mutter ein. Augusts Wintergarderobe nimmt ihre besondere Fürsorge in Anspruch. Eingehend verhandeln die Frauen über die praktischste Wahl, wobei Frau Rat nicht genug die „Erfindsamkeit" der Schwiegertochter im Sparen rühmen kann.

Für Wolfgang werden Leckerbissen und Lieblingsspeisen, die der Mutter von früher wohl bekannt waren, ausgesucht; alljährlich kommen Kastanien, im Herbst mit vieler Mühe und oft erst durch Vermittlung des Freundes Gerning besorgt, oder Artischocken, türkisches Korn, im Frühjahr gedörrtes Obst und Frankfurter Konfekt, gewiß die vom Sohn sehr geschätzte Frankfurter Brende, in Weimar an. Als einst die Weihnachtssendung ohne den Konfekt angelangt war, macht die Geberin ihrem Zorn in den Worten Luft: „Daß die Schurken den Konfekt gefressen haben, hat mich sehr geärgert — Erfahrung macht klug — auf ein ander mal sollen die Gaudiebe es wohl

bleiben lassen . . . . Was mich am meisten ärgert, waren die Pommeranzenschalen, die ich vor meine liebe Tochter selbst ausgesucht hatte, die der Schwere wegen oben lagen und also am ersten in ihre Diebesfinger fielen."

Die Bereitwilligkeit, mit der Christiane auf alle wirtschaftlichen Fragen eingeht, die verständnisvollen Antworten, die die Mutter erhält, geben ihr den schönsten Beweis, daß die Häuslichkeit des Sohnes in den besten Händen ist. „Legen Sie sich", so warnt sie einmal, „nicht mehr Last auf, als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könnte darunter leiden — wo doch soviel sowohl für meinen Sohn, als vor uns alle daran gelegen ist. Es ist recht schön, daß Sie, meine Liebe, so eine brave Hausmutter sind — aber man kann auch des Guten zu viel thun. Sichern Sie also Ihre uns allen so teure Gesundheit. Ich hoffe, Sie befolgen meinen mütterlichen Rat."

Goethe hat für seine Mutter das hübsche, so recht bezeichnende Wort Frohnatur erfunden. Daß auch Christiane den wahren, durch nichts zu zerstörenden Humor besaß, half beiden Frauen zu einem herzlichen, innigen Verhältnis. Das war auch der Hauptgrund, weshalb Frau Rat die Briefe Christianens so gefielen. Fast jedesmal dankt sie für den Brief, der sie wieder glücklich und froh gemacht habe: „Die liebe Tochter hat mir ein herziges, liebes Briefchen geschrieben, davor danke ihr; ich freue mich jeder Zeit, etwas von ihr zu lesen, denn sie ist wie der Polonius im Hamlet, immer die Ueberbringerin guter Nachrichten — Gott erhalte ihren frohen Mut." Die Herzhaftigkeit und Willenskraft, die uns in Christianens Handlungen oft entgegentreten, stellt Frau Aja einmal der Enkelin Luise als leuchtendes Vorbild vor Augen. So verstand sie denn auch Christianens Sinn für heiteres Leben und Vergnügungen richtig zu beurteilen: „Auch das ist recht und brav, daß Sie sich den Winter in Ihrem häuslichen Zirkel als außer demselben Vergnügungen machen. Denn die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, steht im Göß von Berlichingen." Ebenso fand die Tanzlust Christianens an Goethes Mutter eine milde, gewiß auch gerechte Beurteilerin: „Tanzen Sie immer, liebes Weibchen, tanzen Sie; fröhliche Menschen, die habe ich gar zu gern, und wenn sie zu meiner Familie gehören, habe ich sie doppelt und dreifach lieb. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar, lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht . . . Leben Sie wohl — vergnügt, und tanzen Sie, wo Sie Gelegenheit dazu finden."

Aber Christiane hatte auch Sinn für geistige Beschäftigung; nicht nur berichten sich beide Frauen gegenseitig über Theater, Aufführungen und Schauspieler, die Schwiegertochter sorgt auch für die Lektüre der Frau Rat. Sie sendet ihr die neuesten Romane, regelmäßig auch die Journale, wie den Wielandschen Merkur und das Modejournal. In vielen Briefen findet sich der Dank der Mutter für die übersandte „gute und genießbare Speise für ihre Geistesarmut“. So war es denn kein Wunder, daß Frau Aja an der Tochter, als sie auf längere Zeit bei ihr zu Besuch war, so großen Gefallen fand. Wie freute sie sich nun erst, als das „herrliche unverdorbene Geschöpf“ auch von allen ihren Bekannten freundlichst aufgenommen wurde. „Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen“, berichtet sie dem Sohn, „die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht hätte inniger sein können. Alle vereinigen sich jetzt mit mir, dich glücklich zu preisen.“

Von mehreren Kindern Christianens war zuletzt nur das älteste, der am 25. Dezember 1789 geborene August, am Leben geblieben. Schon früher hatten wir Frau Rat als Großmutter kennen gelernt. Daß sie ihre Liebe auf den Sohn Wolfgangs in noch höherem Maße übertrug, wem brauchen wir das erst zu beweisen? Kaum giebt es einen Brief, der nicht einen Gruß und Kuß für den Enkel enthielte, kein Weihnachten geht vorüber, wo ihm nicht nach vorheriger sorgfältiger Erkundigung die liebsten Wünsche erfüllt würden. Im Jahre 1797 konnte die Großmutter den siebenjährigen Knaben zum ersten Male in ihre Arme schließen. Bald darauf, Januar 1798, schreibt er selbst an sie, ja er wird nun der eigentliche „Korrespondent“, wie früher Fritz von Stein, der „in dicken Büchern“ der neugierigen Großmutter alles haarklein wieder erzählt, was er gesehen und gehört hat, und die Großmutter kann ihn deswegen nicht genug rühmen. Köstlich ist es, wie sie sich für seine Briefe bedankt, menschlich schön, wie sie ihn zur Elternliebe und Dankbarkeit erzieht. „Es ist deine Pflicht“, lautet ein Brief vom Juli 1798, „deinen lieben Eltern gehorsam zu sein und ihnen vor die viele Mühe, die sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen . . . Ich weiß aus Erfahrung, was es heißt Freude an seinem Kinde erleben — dein lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat ihn auch der liebe Gott gesegnet, daß er über viele, viele, empor gekommen ist — und hat ihm einen großen und ausgebreiteten Ruhm gemacht — und er wird von allen rechtschaffenen Leuten hochgeschätzt — da nimm ein Exempel und Muster daran — denn so einen



Christiane und August von Goethe.

Oelgemälde im Goethemuseum zu Weimar.



Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken, wie mein August ist."

Infolge dieses Briefwechsels bildete sich bald ein so liebevolles Verhältnis zwischen Großmutter und Enkel, daß die Eltern glauben konnten, ihr eine große freudige Ueberraschung zu bereiten, wenn sie ihn, wie einst Fritz von Stein, zum Besuch sandten. In Begleitung eines Kaufmanns reiste er, der Fünfzehnjährige, ab und traf am 7. April 1805 abends in Frankfurt ein. Er ließ sich den goldenen Brunnen zeigen, traf aber die Großmutter nicht an, die, wie ihm gesagt wurde, im Theater war. „Das war gestern", so beschreibt Frau Rat die Begegnung, „als ich um neun Uhr abends nach Hause kam, eine gar liebliche Erscheinung — ich erkannte ihn nicht, er ist sehr groß und sehr hübsch geworden — ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so lieben Namen nannte — Er schläft in der Stube neben mir — und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden — wollen sehen, wie wir ihm die Zeit verkürzen — erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihn nun gleich auf achtzehn Vorstellungen Meßabonnement abonniert — zweitens hat die Urgroßmutter ein ziemliches Talent im Schwatzen, das soll ihn aufheitern."

So war für Vergnügen gesorgt, bei allen Bekannten machte er Besuche und wurde überall eingeladen, bei Stocks, Willemer, „der ihn gleich an den Augen erkannte", und bei der Familie Schlosser. Zu Hause spielt er mit der Großmutter Schach, kurz er lebte „heisa lustig! ohne Sorgen, so wie König Salomo".

Alle waren einig in seinem Lobe und gewannen ihn schnell lieb, so daß die Großmutter ihm das Zeugnis ausstellen kann: „Ich Endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses, Julius August von Goethe, sich während seines hiesigen Aufenthaltes brav und musterhaft aufgeführt; so daß es das Ansehen hat, als habe er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen — daß dies bei oben erwähnten Julius August von Goethe der Fall ist, bestätigt hiermit

C. E. Goethe."

Als er nach vierundeinhalbwöchigem Aufenthalt wieder abreiste, hatte die Großmutter keinen andern Wunsch für die Eltern, „als daß Gott ihn so erhalte, wie er ist, und Freude und Wonne wird euch und mir nicht fehlen." Ja, sie hatte sich schon so an August gewöhnt, daß sie sich schwer von dem Scheidenden losreißen konnte und lange nach seiner Abreise noch immer glaubte,

seine Stimme in der Nebenstube zu hören. In sein zurückgelassenes Stammbuch sollten alle Freunde sich einschreiben, aber sie wollten sich vor dem großen Vater nicht „prostituieren" und warteten von Tag zu Tag auf „Inspirationen".

Dieses Stammbuch, über das wir jetzt Näheres erfahren haben, hatte Goethe im Dezember 1800 aus Jena an August gesandt, mit der bestimmten Weisung, Frau von Stein, Schiller, Voigt und Herder sich einschreiben zu lassen. Nicht seine Altersgenossen sollte der damals elfjährige Knabe um einen Spruch der Erinnerung bitten, sondern die Freunde des großen Vaters sollten in dem Stammbuch ihre Segenswünsche spenden; freilich begegnen sich diese Wünsche, wie der jetzige Besitzer des Stammbuches W. Vulpius in Weimar berichtet, meist in jenem Gedanken, der Augusts Fluch geworden ist: er möge den Ruhm seines Vaters zu erreichen suchen.

Schiller spendete den ersten Beitrag, am 17. Dezember 1800, jene schönen Verse, die mit den Worten beginnen:

> Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
> Erstes, köstlichstes — dich rühmend des Vaters zu freun . . .

und folgendermaßen ausklingen:

> Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
> Die er, der einzige, uns blühend unsterblich erschuf!
> Und das herzige Band der Wechselneigung und Treue,
> Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort!

Wieland, Herder, Frau von Stein und andere folgten, meist mit Worten aus den Werken des Vaters. Am 22. November 1801 schrieb Goethe auf die erste Seite des Albums eine Widmung:

> Gönnern reiche das Buch und reich' es Freund und Gespielen,
> Reich' es dem eilenden hin, der sich vorüber bewegt.
> Wer des freundlichen Wortes, des Namens Gabe dir spendet,
> Häufet den edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

In Frankfurt schrieben sich alle alten Freunde des Vaters ein: Horn, Riese, Kehr, Moors, Fritz Schlosser, Willemer, Stock, Bethmann u. a. Das hübsche Andenken, das sich J. v. Schwartzkopf nach den Worten der Frau Rat gestiftet hatte, bestand in folgender Einzeichnung, die er am Tauftage seines Sohnes Alexander Guido, am 5. Mai 1805, dessen Patin Frau Rat war, eintrug:

Die Sänger Deutschlands.
(Aus einem Almanach von 1805.)

> — Aber aus tiefem Gemüt haucht Goethe des Lebens Gestalten,
> Zieht in die Kreise der Kunst magisch die Herzen hinauf. — —

Möchten dem eilenden, der sich den Frankfurtern vorüber bewegt — dem hoffnungsvollen Jüngling auch diese Zeilen aus Freundes Hand den edlen Schatz holden Erinnerns anhäufen! — Doch dafür bürgt das Hiersein der ehrwürdigen Matrone, Ihrer Großmutter und meiner Gevatterin, welche sich in Ihrem Bilde verjüngt.

Moritz Bethmanns Eintrag, der Frau Rat auch wegen der prächtigen Handschrift so gefiel, bestand aus den Versen der Iphigenie:

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt u. s. w.

Auf Seite 164 steht die Einzeichnung*), die uns am meisten interessiert, die Worte, die Frau Rat selbst ihrem lieben Enkel widmete:

Tritten des Wanderers über den Schnee sei ähnlich dein Leben,
Es bezeichne die Spur, aber beflecke sie nicht.

Frankfurt, den 23. April 1805.

Meinem lieben Enkel
schrieb dies zum Andenken die ihn herzlich liebende
Großmutter Goethe.

Ein ungewöhnlich langer Brief der Frau Rat, bald darauf im August geschrieben, zeigt, wieviel neue Berührungspunkte der persönliche Verkehr den Briefschreibenden gebracht hatte. Goethe dankte sogleich für die Aufnahme des Sohnes. „Ich wünsche, daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft. . . . Dieser erste Versuch, in die Welt hineinzusehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß sie oft wiederholen." Auch die dienstbaren Geister der Frau Rat erhielten Geschenke, das treue Mädchen „Lieschen" unter anderem ein Exemplar von Hermann und Dorothea, worüber „ein großer Jubel herrschte". Dieser biederen Seele sei hier mit einigen Worten gedacht. Elisabeth Hoch, „das Lieschen", das im Königsbuch Bettinens so oft vorkommt, wird schon als Mädchen der Frau Rat in den Briefen an Unzelmann erwähnt; sie ist ihrer Herrin treu geblieben bis

*) Auf der Rückseite des Eintrages ist eine Silhouette „aus schwarzem Papier geschnitten" aufgeklebt. Durch die Güte des Besitzers, des Herrn Dr. Vulpius, wurde es uns ermöglicht, diese bisher unbekannte Silhouette hier zu veröffentlichen.

zu ihrem Tode. Ihre wiederholte Erwähnung zeigt, daß sie eine Art Vertrauensstellung genoß. Sie hat bis zum Jahre 1846 gelebt und konnte also als Ehrengast (1844) der Enthüllung des Frankfurter Denkmals Goethes, den sie sein Lebelang „unser junger Herr" nannte, noch beiwohnen.

Ostern 1808 sollte August die Universität Heidelberg beziehen. Sofort ist auch die Einladung der Großmutter da:



Schattenriß von Goethes Mutter, aus Augusts Tagebuche.
(Im Besitze von Dr. Vulpius in Weimar.)

„Ich schreibe Dir gleich mit umlaufender Post — damit Du erfährst, wie es mit Dir gehalten werden soll — Du logierst bei keinem Menschen als bei mir — Dein Stübchen ist vor Dich zubereitet — das wäre mir eine saubere Wirtschaft, meinen lieben August nicht bei mir zu haben — Inkomodieren sollst Du mich nicht — Dein Vater hat ja sein Wesen drinnen gehabt — Deine Mutter ebenfalls — und Du ditto vor zwei Jahren — Wir wollen recht vergnügt sein — ich freue mich darauf — daß nicht viel Raum in der Herberge ist, daß wißt ihr ja von je — wir loben doch die Christel und die Salome. Auf Deine Herkunft freuen sich herzinniglich

Bettina — Stocks — Schlossers — und noch viele andere brave Menschenkinder."

Am 4. April reiste August von Weimar ab, er blieb bei der Großmutter bis zum 22. April; der schwarzäugige, braunlockige Jüngling, wie der Vater ihn Bettinen bezeichnet, erweckte wiederum den günstigsten Eindruck. Henriette Schlosser nannte ihn einen sehr lieben, braven Jungen, gescheit, herzlich und treu . . . . . er ist äußerst lebhaft und lustig und hat Freude an schönen Wissenschaften, hängt kindlich an seinen Eltern und ist gegen alle zutraulich und wir ganz charmirt in ihn." So hat denn auch die Großmutter ihre Freude an ihm, sie führte ihn abends abwechselnd zu den Freunden, zu Schlossers, Brentanos, Leonhardis, Gerning — Stock war leider damals sehr krank —; Bethmann verschaffte ihm ein Billet zu dem Feste, das die bürgerlichen Offiziere dem Primas gaben. Das Schönste und Herrlichste aber während des Aufenthaltes war, daß der Fürst Primas Frau Rat und ihrem Enkel zu Ehren ein Fest gab, bei dem der Fürst selbst die Gesundheit des großen Dichters Goethe ausbrachte.

Im Jahre 1830 erzählte August in Gegenwart Eckermanns etwas Genaueres über diese Feier: „Der Fürst ging Frau Rat aus besonderer Höflichkeit entgegen; da er aber seine gewöhnliche geistliche Kleidung trug, so hielt sie ihn zuerst für einen Abbé und achtete nicht sonderlich auf ihn. Auch machte sie anfänglich bei Tafel, an seiner Seite sitzend, nicht gerade das freundlichste Gesicht. Erst im Laufe des Gespräches ging ihr an dem Benehmen der übrigen Anwesenden nach und nach auf, daß es der Primas sei."

Hübsch und so recht passend zu ihrem einfach natürlichen, Fürstlichkeiten gegenüber durchaus nicht furchtsamen Charakter erscheint, was August hinzufügt, als der Fürst ihre und ihres Sohnes Gesundheit getrunken hatte, sei Frau Rat ebenfalls aufgestanden und habe in der glänzenden Versammlung ein Hoch auf Se. Hoheit ausgebracht.

Goethe ließ durch Bettina, die sich treu des jungen Goethe in Frankfurt angenommen hatte und ebenfalls bei dem Fest zugegen war, dem vortrefflichen Fürsten Primas danken, „daß er seinen Sohn so über alle Erwartungen geehrt und der braven Großmutter ein so reizendes Fest gegeben hätte." Bettina aber sandte über Großmutter und Enkel an Goethe einen Bericht, den er in die Aristeia der Mutter aufgenommen hat: „Deinen Sohn hatte sie ungemein lieb. Da er zum letzten Male bei ihr war, forschte sie ihn aus, ob er seinen Vater recht liebe; er sagte ihr nun, daß all sein Lernen,

all sein Thun dahin gehen solle, Dich recht zu ergötzen. Sie mag sich wohl stundenlang mit ihm von Dir unterhalten haben, wenn ich dazu kam, brach sie ab. Den Tag, wo er fortgegangen, war sie sehr lebendig; sie erzählte mir sehr viel Liebenswürdiges von ihm und prophezeite Dir viel Freude.



Carl
Gross-Herzog von Frankfurth.

Fürst Primas von Dalberg.

An der Kathrinenpforte, da, wo der letzte Punkt war, daß er nach ihrem Fenster sehen konnte, schwenkte er sein Taschentuch; dies hat sie im tiefsten Herzen gerührt. Sie erzählte es mehr wie einmal. Als aber am anderen Tag ihr Friseur kam und ihr sagte, daß er den vorigen Tag noch dem

jungen Herrn begegnet sei, der ihm aufgetragen habe, am anderen Morgen die Frau Rat noch einmal von ihm zu grüßen, war sie gar sehr erfreut und rechnete ihm diese Liebe hoch an."

Am 22. April nahm August Abschied und fuhr in Begleitung des jungen Passavant nach Heidelberg. Hier fand er freundliche Aufnahme bei der Jugendfreundin seines Vaters und „lieben Tochter" seiner Großmutter, der Demoiselle Delph, und besonders bei der Familie Voß. Der Vater Johann Heinrich Voß, der berühmte Uebersetzer Homers, hatte zwei Jahre in Jena gelebt und dort mit Goethe in vielfachem Verkehr gestanden. Bei seiner Reise nach Heidelberg (1804), wohin er als Professor berufen worden war, kündigte Goethe, der übrigens über Vossens Fortgang sehr ungehalten war, der Mutter dessen Besuch an, die sich freute, die Bekanntschaft des würdigen Mannes zu machen. Weit inniger waren die Beziehungen zu Heinrich Voß dem jüngeren, der als Student in Jena und seit 1804 als Professor am Gymnasium zu Weimar sehr viel im Hause Goethes und Schillers verkehrt hatte. Auch er wurde (im September 1806) Professor in Heidelberg und besuchte ebenfalls auf der Durchreise Frau Rat, worüber er selbst seinem hochverehrten Gönner berichtete:

„Ihre Mutter, verehrter Mann, habe ich völlig so wohl gefunden wie vor drei Monaten, ich habe viel von Ihnen erzählt, manches unfreundliche Gerücht beseitigt und nur heitere Dinge mitgeteilt. Ich habe der herrlichen Frau Hoffnung gemacht, daß Sie sie diesen Winter besuchen würden, es ahndete mir so, und es ahndet mir noch so. Dann, lieber Herr Geheimrat, müssen Sie auch nach Heidelberg kommen, Ihre Mutter hat schon versprochen, Sie zu begleiten."

In dieser Familie war August gut aufgehoben. Darum war auch die Großmutter um ihn nicht in Sorge, wenngleich er wenig von sich hören ließ. Ihre letzten Worte über ihn sind an den Sohn gerichtet: „Plage den Jungen nicht mit Schreiben, er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter. Schreiben — Daumenschrauben, es ist bei mir einerlei."

Von Christianen und August giebt sich der Uebergang leicht zu dem Haupt der Familie, Goethe selbst; und so wären wir denn wieder dort angelangt, von wo wir uns, freilich nur dem Scheine nach, etwas entfernt hatten, dem Verhältnis von Mutter und Sohn. Goethe tritt nun auch äußerlich wieder in den Mittelpunkt der Darstellung, der er ja innerlich immer war.

Auf seinen Besuch bei der Rückreise vom Kriegsschauplatze nach Weimar im Dezember 1792 hatte die Mutter verzichten müssen, aber schon im nächsten Jahr holte er das Versäumte nach. Es geschah dies Anfang 1793, als ihn die Aufforderung des damals in Frankfurt weilenden Herzogs zu ihm zu reisen und der Belagerung von Mainz beizuwohnen bestimmte. Am 8. März teilte er die frohe Botschaft seiner Ankunft der Mutter mit. Unverzüglich antwortet sie: „Lieber Sohn! Es ist Raum genug in der Frau Aja ihrem Häuslein, komme Du nur — freilich mußt Du Dich mit dem zweiten Stock begnügen — aber einem Mann, der eine Campagne mitgemacht und dem die Erde sein Bett und der Himmel sein Zelt war, verschlägt nun so was nichts — Uebrigens soll's an nichts fehlen, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Gott schenke uns eine fröhliche Zusammenkunft.“ Auf die bestimmte Angabe des Tages richtet sie die Bitte an ihn, sie ja nicht vergebens warten zu lassen. Wir wissen es schon: „so was konnte sie durchaus nicht vertragen.“

Am 12. Mai trat er die Reise an, war am 14. bei der glücklichen Mutter und weilte bei ihr bis zum 26. Mai. An diesem Tage begab er sich in das Lager bei Mainz, wohin nun die folgenden Briefe der Frau Rat gerichtet sind. Aus dritter Hand haben wir die freudige Aeußerung der Mutter erhalten, „daß Goethe schöner und munterer und beredter gewesen sei wie sonst nie und alle seine Freunde sehr erfreut hätte.“

Am 23. Juli ging die Festung Mainz in deutsche Hände über. Auf der Rückreise von Mainz blieb Goethe wieder vom 9. bis 19. August in Frankfurt. Es war jener Aufenthalt, während dessen er der Mutter den guten Rat erteilte, das Haus zu verkaufen, wofür sie ihm so oft mit Worten, dann auch mit bedeutenden Geldgeschenken gedankt hat. Den Erlös von Haus, Wein und Bibliothek will sie sofort zwischen Wolfgang und Schlosser teilen, nur die Zinsen möchte sie bis zum Tode beziehen. Die Frage des Hausverkaufs und die Abmahnung von des Sohnes beabsichtigtem Ankauf des Gutes Oberrosla macht nun lange Zeit einen Hauptinhalt ihrer Briefe aus. Der Sohn hörte freilich auf ihre Warnungen nicht. Wie sehr sie sich aber später als berechtigt herausstellten, kann man in Goethes Annalen nachlesen. Zum abermaligen großen Verdruß wurden wiederum Versprechungen des Sohnes, sie zu besuchen, vereitelt, einmal im Dezember 1794, besonders ärgerlich für sie aber im Oktober 1795, wovon ein Brief aus jener Zeit Zeuge ist. Der Sohn war damals in Eisenach und sollte im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt gehen, um von dort über die Kriegsereignisse zu berichten, er hatte sogar

schon den Koffer an die Mutter geschickt. Doch gab Karl August den Plan wiederum auf, während die Mutter vor Unruhe verging: „Daß allen Deinen Freunden Zeit und Weile lang wird, bis Du kommst — kannst Du aufs Wort glauben. Auch habe ich Dir ein theatralisch Donnerwetter bestellt — das Dich hoch gaudieren wird. Soeben zieht die preußische Wachtparade auf — guckest Du doch mit mir zum Fenster heraus!"

Die Aufregung der armen Frau steigerte sich mit jedem Tage. Als Goethe ihr zwei Jahre später wiederum seinen Besuch ankündigt, schreibt sie: „Die Ankündigung Deines Koffers hat mir große Freude gemacht, er soll wohl aufgehoben sein — aber vor der Rückreise desselben, ohne Dich, danke ich ganz gehorsamst!! Denn das Fenstergucken von zwei Jahren her das habe ich noch nicht vergessen — jede der Zeil herunterkommende Postkutsche wurde scharf beobachtet — und das dauerte vierzehn Tage."

Erst im Jahre 1797 sahen sich Mutter und Sohn wieder. Es war das jener Besuch, bei dem er Christiane und August nach Frankfurt brachte, um die Bekanntschaft mit der Mutter und die Aufnahme der Seinigen durch das Oberhaupt der Familie anzubahnen.

Er selbst verband mit seiner Reise für sich noch einen größeren Reiseplan nach der Schweiz, ursprünglich nach Italien, der in Gesellschaft von Gerning ausgeführt werden sollte. Die Mutter freute sich nun besonders darauf, ihm ihre kleine Wohnung zeigen zu können. Auch würde sein Aufenthalt, meint sie launig, eine Erholung für seine Lunge sein, „denn Frau Aja fühlt sich so redselig, daß Du Mühe haben wirst, ein Ja oder Nein schicklich anzubringen."

Auch der Bitte der Mutter, doch ja am Tage am goldnen Brunnen anzukommen, willfahrt er. Schon früh 1 Uhr brach er am 3. August mit Extrapost von Gellnhausen auf und war um 8 Uhr in Frankfurt, während Christiane und August erst abends nachkamen. Gleich morgens sucht er Herrn von Schwarzkopf und später den Genossen seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten auf, den von ihm sehr hochgeschätzten Naturforscher Sömmering. Am nächsten und folgenden Tage wird Christiane mit Frankfurt bekannt gemacht, mittags ißt die Goethische Familie mit der Mutter im Schwan und besucht abends das Theater. Am 7. reisten Christiane und der Sohn wieder nach Hause, während Goethe noch bis zum 25. bei der Mutter blieb. Diesen Aufenthalt hat uns Goethe ausführlich in der Schrift: „Aus einer Reise in die Schweiz" beschrieben. Wir heben hier hervor, das er Mama La Roche

in Offenbach und die Verwandten und seine nächsten Freunde oder die der Mutter besuchte: Dr. Textor, Major Schuler und seine Gattin, Goethes Tante, Riese, Horn, Bethmanns und die Familie Wiesenhütten, Stock, Fleischbein und all die Bekannten, die wir von früher her schon kennen. Neben dem Hauptzweck, der Christiane anging, hatte sein Aufenthalt noch einen andern. Die Mutter hatte ihr Geld zum Teil unvorsichtig in ausländischen Papieren angelegt, und es schien notwendig, wie Goethe an Karl August schrieb, mit ihr mancherlei zu arrangieren. Am 25. früh verließ er Frankfurt. Wie sehr ihn auch die Stadt und ihr Schicksal in Anspruch nahm und die Veränderungen, die sie im ganzen und einzelnen erlebt hatte, dennoch wurde ihm gerade jetzt seine innerliche Trennung von ihren Bewohnern klar. Das Ziel seiner Gedanken und Mitteilungen ist auf der Reise allein Weimar. Selbst für die Mutter ist er nach dem trauten Verkehr und der ausführlichen Aussprache einige Zeit unerreichbar. Daher klagt sie im September und November, noch keinen Brief von ihm erhalten zu haben. An seiner Stelle tritt Christiane kräftig in den Briefwechsel mit ein. Die Mutter lebte unterdessen der Hoffnung, ihn auf der Rückreise wieder bei sich zu haben. Auch ging seine Absicht bis zur Abreise aus der Schweiz dahin, doch zogen ihn die reichen Kunstschätze Nürnbergs zuletzt den anderen Weg nach Weimar, wo er am 20. November wieder eintraf. Trotzdem hat sie nicht Klagen über sein Ausbleiben, sondern nur Worte des innigen Dankes dafür, daß er ihr einige Wochen im Sommer geschenkt und ihr seine Lieben zugeführt habe:

„Daß Du auf der Rückreise mich nicht wieder besucht hast, that mir in einem Betracht leid — daß ich Dich aber lieber den Frühling oder Sommer bei mir habe, ist auch wahr. . . . Mit Entzücken erinnere ich mich, wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so mit einander hatten, wenn Du also wiederkommst, wollen wir's eben wieder so treiben."

Leider sollte es das letzte Mal gewesen sein, daß Mutter und Sohn sich sahen. Gleich als hätte er es geahnt, nahm er nicht ohne Rührung diesmal von der Mutter Abschied, wie er in einem Brief an Christiane sagt, „denn es war," fügte er hinzu, „das erste Mal seit langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an einander gewöhnt." Wie oft auch in den Briefen der folgenden Jahre Bitten und Hoffnungen, ihn wiederzusehen, ausgesprochen wurden, — sie trägt sich sogar lange mit einem Plan, ihn trotz ihrer kleinen Wohnung mit seinen Lieben bei sich zu haben, — nur

Christiane und August haben sie wieder besucht; seine vielseitige Thätigkeit, sein ungünstiger Gesundheitszustand, der ihn mehrmals in den böhmischen Bädern Heilung zu suchen zwang, hinderten den Sohn, den Bitten der Mutter und dem eigenen Wunsche zu willfahren. Auch fügte sie sich der Notwendigkeit gar wohl, da ihrer treuen Liebe die Gesundheit des Sohnes der höchste Wunsch war. Aber auf den Ersatz, eingehende Nachricht vom vielgeliebten Sohn, verzichtet sich nicht, und gar oft ergehen Mahnungen an die saumseligen Korrespondenten; ist sie doch mit diktierten Briefen oder Berichten von Christiane und August ganz zufrieden. Das lange Schweigen von Weimar her — „denn das ist der einzige Ort in der ganzen weiten Welt, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte" — kann die sonst so geduldige Frau durchaus nicht vertragen. Diese Sorge um sein Wohl tritt geradezu rührend hervor, wenn eine Nachricht von einer Krankheit des Sohnes nach Frankfurt kommt. Bekanntlich wurde Goethe im ersten Monat des neuen Jahrhunderts von einer schweren Krankheit ergriffen, über die uns seine eigenen Aufzeichnungen im Tagebuch genügenden Aufschluß geben. Aus einem Katarrh entwickelte sich eine Blatterrose, die den ganzen Kopf einnahm, so daß man einen Gehirnschlag befürchtete; ein dazutretender Krampfhusten ließ sogar einen Erstickungstod möglich erscheinen. Unter der unermüdlichen Sorge und Pflege Christianens und der innigsten Teilnahme aller Freunde genas der Kranke. Am 13. Januar schien die Hauptgefahr vorüber. Erst jetzt meldet Christiane, die fürsorglich die alte Mutter nicht hatte ängstigen wollen, Krankheit und Besserung nach Frankfurt. Die ersten Gedanken in der Antwort der bestürzten Frau galten, wie ja bei ihrer Frömmigkeit natürlich war, Gott dem gnädigen Erretter, die nächsten dem Dank an Christiane. Diese sendet sofort eingehenden Bericht und die Nachricht der fortschreitenden Besserung.

„Ach was ist die Unwissenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück, das Dich betroffen, gewußt, ehe die Besserung da war, ich glaube, ich wäre im Elend vergangen — so aber war ich gerade diese kritischen Tage froh und vergnügt — nun war es aber wieder sehr gut, daß ich Nachricht von Deiner Besserung hatte, sonst wäre es noch schrecklicher gewest."

Die Nachricht von der Krankheit war nämlich schon nach Frankfurt gedrungen und Frau Rat überbracht worden. So verstehen wir ihre Worte: „Wenn ich nun den guten Brief Deiner Besserung nicht in den Händen gehabt hätte, ich glaube der Schreck wäre mir tödlich gewesen." Am 6. Februar langte endlich ein von Goethes eigener Hand geschriebener Brief an:

„Zu Ende des vorigen Jahres brach das Uebel aus, und ich erinnere mich wenig von den gefährlichen neun Tagen und Nächten, von denen Sie schon Nachricht erhalten haben.

Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdliche Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude."

Unverzüglich antwortet die beglückte Mutter:

„Dein wieder Besserbefinden, sogar ein Brief von Deiner eigenen Hand hat mich so glücklich, so schreibselig gemacht, daß ich Dir mit umlaufender Post antworte. Der 6. Februar, da ich Deinen mir so teuren Brief erhielt, war ein Jubel, ein Bet- und Dankfest vor mich! unmöglich konnte ich diese große Freude vor mich behalten, abends war ich bei Syndikus Schlossern, teilte meine Freude mit — und erhielt von allen die herzlichsten Glückwünsche, auch zeigte mir Schlosser einen sehr guten Brief von dem braven Seidel . . .

Was ich gethan habe, weiß niemand als — Gott. Vermutlich ist Dir aus dem Sinne gekommen, was Du bei Deiner Ankunft in Straßburg — da Deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das Dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, den ersten Tag Deines Dortseins drinnen aufschlugst — Du schriebst mir's, und Du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! Mache den Raum Deiner Hütten weit, und breite die Teppiche Deiner Wohnung, spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen, zur Rechten und zur Linken. Jesaia — 54 V. 2. 3.

Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt — und die Seile aufs neue weit gedehnt hat."

In ganz Frankfurt hatte die traurige Nachricht große Aufregung hervorgerufen. Als nun die Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde und die Privatnachrichten dasselbe meldeten, da konnte Frau Rats Zimmer kaum die Glückwünschenden fassen. Sogar ein Gedicht: „Goethes Genesung", doch wohl von Gerning verfaßt, das mehr guten Willen als Talent verrät, hat sich bei dem vorhin citierten Briefe Goethes an seine Mutter gefunden, Beweis genug, daß es dem Mutterherzen wohlgethan hatte: „Musen! klaget nicht mehr, vernehmet die Stimme Hygeas, Goethe lebet, es lebt wieder sein Genius Euch" ist der Schluß des sorgsam aufbewahrten, wohlgemeinten Erzeugnisses der Freude.

Ein Brief der Freundin der Frau Rat, der Schauspielerin Unzelmann, die sich bei Goethe für die Uebersendung der Schillerschen Bearbeitung des Egmont darin bedankte, enthält die Worte über seine Krankheit: „Ich habe tausendmal an Ihre Frau Mutter gedacht. Was muß die Arme, die Sie anbetet, bei dieser Gelegenheit empfunden haben?"

Einige Jahre später, Anfang 1805, befiel Goethe abermals ein schweres Leiden, das ihn bei heftigen Schmerzen dem Tode nahe brachte. Jetzt ist die Mutter weniger beunruhigt, da sie ihn in bewährten Händen weiß. Die Nachricht seiner Genesung, in dem Geburtstagsbrief mitgeteilt, ist ihr das herrlichste Angebinde zum 74ten Geburtstag.

In seiner Rettung aus den Händen der plündernden Franzosen (1806) erkennt die fromme Frau den sichtbar über ihm waltenden Schutz Gottes „Ja, lieber Sohn! das war wieder eine Errettung — wie die 1769 — 1801 — 1805, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar, Dir zwischen Tod und Leben war. Vergiß es nie; so wie ich es auch nie vergesse. Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner sorgen; ich bin ruhig wie ein Kind an der Mutter Brust, denn ich habe Glauben — Vertrauen — und feste Zuversicht auf ihn — und niemand ist noch zu Schanden worden — der ihm das Beste zugetraut hat — Jetzt noch einmal tausend Dank vor Deinen trostreichen — lieben und herrlichen Brief."

Ihrer Freude gab sie auch sichtbaren Ausdruck durch reiche Geldgeschenke: Nach der Krankheit 1801 sendet sie ihm 1000 fl., wie sie in den Jahren 1782, 1794 dieselbe Summe und kleinere Beträge wiederholt geschickt hatte.

Der letzte Brief der Mutter enthält ein Dankgebet an Gott für die abermalige Genesung des vielgeliebten Sohnes: „Dein liebes Briefchen vom 22. Juni war mir wieder eine tröstliche — liebliche — herrliche Erscheinung — Gott! Segne die Kur ferner — und lasse das alte Uebel völlig verschwinden — und an Lob und Dank soll es, so lang ich atme, nicht fehlen."

Die Werke des Sohnes.

Wenn auch der eigentliche Wert der Briefe an den Sohn in ihrem rein menschlichen Gehalt liegt, findet doch auch die Beziehung zum Dichter Goethe in ihnen schöne und treffende Beleuchtung. Der Sohn sandte der Mutter stets eins der ersten Exemplare seiner Werke, oft auch mehrere zur Verteilung an seine Frankfurter Freunde, sie erregten nicht nur Freude und Stolz der

Mutter, sie fanden auch ein warmes Verständnis bei der Frau, deren Urteil ein Wieland so hochschätzte. Schon die mehrfachen, sich wiederholenden Citate aus dem Faust, Götz von Berlichingen und den Gedichten der frühesten Zeit zeigen, wie sehr Frau Rat in ihres Sohnes Werken zu Hause war.



Palaeophron und Neoterpe.
(Aus Kürschners Nationallitteratur.)

Iphigenie und Tasso, Tancred und Mahomed werden mit Begeisterung in der Lesegesellschaft gelesen, von der „Natürlichen Tochter, dem Meisterstück", das ihr frohe Stunden gemacht hat, schickt sie dem Sohne eine Herdersche Recension der ersten Weimarer Aufführung „wegen der darin befindlichen

Herrlichkeit". Für die Uebersendung von Paläophron und Neoterpe mit einer Zeichnung der Hauptgruppe dankt sie mit folgenden Worten:

„Vor die große Freude, die Du mir an meinem Geburtstag den 19. Februar mit den paar Zeilen von Deiner eigenen Hand und mit der vortrefflichen Zeichnung der alten und neuen Zeit gemacht hast, danke ich Dir von Herzensgrund — jetzt ist mir im Lesen Deines kleinen Drama alles recht anschaulich — die Masken! das ist ein herrlicher Gedanke — ich lasse einen schönen Rahmen dazu verfertigen — ein Glas darüber — und hänge es in mein Schlafzimmer zum beständigen Anschauen auf."*)

Als der Sohn ihr die baldige Ankunft der Walpurgisnacht ankündigte (1807), schrieb sie, nie um eine launige Antwort verlegen: „Auf den Blocksberg verlange ich sehr — dieser Ausdruck war nichts nutz — man könnte glauben, ich wartete mit Schmerzen auf den ersten Mai — also auf die Beschreibung Deines Blocksbergs warte ich, so war's besser gesagt."

Selbst den Benvenuto Cellini, den ihr Goethe nicht übersandt hatte, wohl weil er kein Interesse dafür bei ihr voraussetzte, hat sie gelesen:

„Lieber Sohn! Ich habe in diesen Tagen ein Werk von Dir gelesen, welches ich nicht genug habe bewundern können, und welches mir große Freude gemacht hat — das Leben von dem großen Künstler und noch größeren Menschen Benvenuto — das ist herrlich und hat mir auch frohe Tage gemacht." Auch bittet sie ihn noch besonders um ein Exemplar. Am meisten Freude bereiten ihr aber der Erzschelm Reinecke Fuchs, von dem sie schreibt: „er soll mir eine köstliche Weide sein", Hermann und Dorothea und Wilhelm Meisters Lehrjahre. Auf das Epos freut sie sich schon, als die erste Nachricht von ihm zu ihr kommt, „als das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll". Welche Freude, als Hermann und Dorothea nun wirklich (1798) erschien und ihr zwei Exemplare, davon eines auf Postpapier in gewirkter Seide, das noch jetzt im Frankfurter Goethehaus aufbewahrt wird, zugesandt wurden:

---

*) Es war dies ein Kupferstich „von einer bedeutenden Situation des kleinen Dramas, worin beide Hauptfiguren nebst den sie begleitenden vier Masken zusammen erscheinen", derselbe Kupferstich, den Goethe in der Zeitung für die elegante Welt 1801 hatte vervielfältigen lassen. Mit Ausnahme der Neoterpe, der neuen Zeit, deren Rolle in den Händen von Henriette von Wolfskehl war, traten die Personen dieses an der Wende des Jahrhunderts gedichteten Dramas, das am Geburtstage der Herzogin Anna Amalia aufgeführt wurde, in Masken auf. Die alte Zeit, Paläophron, ist begleitet von Griesgram und Haberecht; Neoterpe von den jugendlichen Begleitern Naseweis und Gelbschnabel.

„Es wird nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht — das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen — und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht — jedermann findet es ganz vortrefflich — unser Senior Doktor Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingesegnet worden — zusammengegeben und dabei gesagt — eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht."

Im Mai 1799 erhält sie noch ein besonders schön ausgestattetes Exemplar. „Das Werk", meint sie hierauf, „verdient solche Verschönerungen — denn es ist ein Meisterwerk ohnegleichen! Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen — bis Sonntag nehme ich es mit zu Stocks — die werden krehlen und jubeln."

Weshalb ihr Hermann und Dorothea so besonderen Gefallen erweckte, hat sie uns gleich in der ersten Aeußerung verraten. Die schon oft ausgesprochene Vermutung, daß Goethe in Hermann und Dorothea ein Bild seiner eigenen Familie habe geben wollen, erhält dadurch eine hübsche Bestätigung. Es spricht hierfür nicht nur der gleiche Vorname von Hermanns und Goethes Mutter, hier in der Form Lieschen für Elisabeth, nicht nur die gleiche Abstammung vom „würdigen Bürgermeister" und beider praktischer tüchtiger Hausfrauensinn, sondern vor allem der Ajacharakter beider Frauen, die schöne, von ihnen so oft geübte zwischen Vater und Sohn vermittelnde Thätigkeit, „die wie zwei Felsen gegen einander stehen, unbewegt und stolz". — Frau Aja hat der treu dankbare Sohn hier ein Denkmal stiften wollen:

„Denn die Männer sind heftig und denken nur immer das Letzte;
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht vom Wege.
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg geschickt, zu ihrem Zweck zu gelangen".

Man lese nur mit dem Bild der Frau Aja im Geiste den vierten Gesang des Gedichts, um zu verstehen, weshalb dieser gerade beim Vorlesen vor dem Schillerschen Ehepaar dem Dichter Thränen der Rührung entlockte.

Wie mußte die Mutter erst jubeln, als der erste Band des Wilhelm Meister die dichterische Verherrlichung jener Zeit brachte, die die herrlichste ihres Lebens war!

Sie fühlte sich dreißig Jahre jünger und sah lebhaft alles das vor Augen, was der Dichter in seinem Roman aus seiner Kindheit berichtete.

Das langsame Fortschreiten des Romans kann man an den vielen sehnsüchtigen Fragen der Mutter verfolgen.

Am meisten ergriffen, ja tief gerührt ward sie durch die schöne Schilderung der seligen Freundin Klettenberg. Im Oktober 1796 erschien endlich der vierte Band.

„Der vierte Band ist ganz herrlich! Ich bin noch nicht mit zu Ende — denn es ist Konfekt, womit ich mich nur Sonntags regaliere — mir ist Angst und bange — daß das der letzte Band sein möchte — künftigen Sonntag werde es erfahren — denn ich lese es ungebunden — und gucke um Leben nicht in den letzten Bogen — noch einmal meinen besten Dank davor."

Aber freilich geht es ihr auch schon so wie vielen hundert Lesern nach ihr. Sie kann den Faden nicht mehr behalten und hilft sich damit, daß sie es „wieder vom Anfang an beherzigt".

Die zweite Ausgabe der gesamten Werke erlebte Frau Rat noch. „Die Schriften", schreibt sie dem Sohn, „werden mit Jubel empfangen werden — den ersten Band kriege ich nun einmal nicht satt! die drei Reuter die unter dem Bett hervorkommen, die sehe ich leibhaftig — die Braut von Korinth — die Bajadere — Tagelang — nächtelang stand mein Schiff befrachtet — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andere, das macht mich unaussprechlich glücklich." —

Einige Monate vor ihrem Tode äußerte sie:

„Die vier ersten Bände sind herzerquickend — mir besonders der erste — der kommt mir nicht von der Seite — wollte ich alles Dir darlegen was mich himmlisch entzückt; so müßte ich den ganzen ersten Band ausschreiben, aber nur einiges, das Epigramm 34b (Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine) ist ganz herrlich — die Braut von Korinth — der Gott und die Bajadere — die Hochzeit — Euphrosyne, genug — wo man nur das Buch aufschlägt, ist ein Meisterwerk."

Und das war keine Phrase, sondern der wahre Ausdruck einer auf tiefer Kenntnis beruhenden Empfindung. „Während Gelehrte und Philosophen vor Deinem Werke", so spricht Bettina in der Aristeia, „müssen bestehen lernen, war sie das einzige Beispiel, wie Du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor so zur rechten Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen meine Welt auch anfing lebendigere Farbe zu empfangen und daß Geschwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten. Das Lied: ‚So laßt mich scheinen, bis ich werde' war

ihr Liebling, und sie sagte es oft her. Eine jede einzelne Silbe erklang mit Majestät, und das Ganze entwickelte sich als Geist mit einem kräftigen Leib angethan; so waren alle Melodien elend gedrückt im Vergleich mit ihrer Aussprache. Nie ist mir Musik lumpig vorgekommen als zu deinen Liedern, wenn ich sie vorher ohne Musik aus dem Munde der Mutter gehört. Sie verlangte oft nach Melodien, aber es genügte ihr nichts, und sie konnte so richtig darthun, daß man nur nach dem Gefühl geschnappt habe, das in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorkam. ‚Nur wer die Sehnsucht kennt und‘ — ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des Katharinenturms, der das letzte Ziel ihrer Ansicht war, die Lippen bewegten sich herb und schloß sich der Mund im Ende so durchdrungen bitter, es war, als wenn ihre Jugendsinne wieder anschwöllen.“

Aus dem regen inneren Anteil an dem Schaffen des Sohnes, dessen Entwickelung sie, wie Erich Schmidt hübsch sagt, vom Götz bis zur Höhe der Goethe-Schillerschen Kunst mitgemacht hat, ergiebt sich schon, daß Frau Rat, wenn wir sie auch nicht gelehrt, ja im Sinne unserer heutigen Schulbildung nicht gebildet nennen können, eine kluge und urteilsfähige Frau war. Man führe nicht dagegen die Mängel in der Orthographie an und die Verstöße gegen die Grammatik. Man nahm das damals nicht so genau. Sie verteidigt sich scherzhaft einmal Christianen gegenüber mit den Worten: „Daß das Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister.“ Selbst die Briefe der Herzogin Anna Amalia sind nicht frei davon, und die kürzlich herausgegebenen Briefe deutscher Künstler in Rom an Goethe sind darin durchaus nicht weniger bedenklich.

Diesem Mangel gegenüber hat Frau Rat einen großen Vorzug vor uns Papiermenschen. Sie weiß noch nichts von der unheilvollen Scheidung der Sprache in eine Sprech- und eine Schreibsprache. Die ärgste Feindin des papiernen Stils, schreibt sie nicht nur die Laute, wie sie sie hört, sie geht sogar mit Vorliebe mitten in der Erzählung in die direkte Rede über: „Merck erzählte, daß von Kalb und von Seckendorf wieder hier wären .... Ich habe gar keine Nachrichten von Weimar, Sie wissen Herr Merck, daß die Leute dort so oft nicht schreiben — Wenn Sie aber was wissen, so sagen Sie's — Der Doktor ist doch nicht krank — Nein sagte er, davon weiß ich nichts .... Nun stelle Dir vor, wie mir zu Mute war.“ „Den 3. Jenner kommt abends um sieben Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit, außer

Odem zu mir gerennt — Rätin! liebe Rätin! Ich muß Sie doch von der großen Gefahr benachrichtigen. Ich bliebe ganz gelassen." „Ein junger Mensch sechzehn Jahre alt, Conrad Wenner, hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgegeben — nun ist die Frage.." Ihr Gespräch mit der Hofrätin Möhn, der zweiten Tochter der Frau La Roche, giebt sie sogar in dramatischer Form wieder: „Ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie. Frau Aja Ey, ey, die Mama reist doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, sie will auch nach Weimar — Möhnin — Ja es ist so etwas im Werk — Aja — Ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden."

Diese Gegenständlichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, die den Leser mit unwiderstehlichem Zauber fesselt, kann nicht geschildert, sie muß beim Lesen selbst genossen werden. Der Besuch bei der Königin Luise, das Aufziehen der preußischen Wachtparade, wobei Frau Aja mit Ausrufungszeichen malt, wie die Parade in die Hauptwache einschwenkt, die glücklichen und unglücklichen Kriegsbegebenheiten in Frankfurt, die Rückkehr der Frankfurter Soldaten, die mit Stöcken bewaffnet Wache halten, da ihnen der Feind die Waffen weggenommen hat, das alles sind wahre Prachtstücke naiver und doch zugleich sprachgewandter Darstellung. Ihr klarer Verstand, ihre schöne Gabe, durch treffende Gleichnisse anschaulicher zu werden, ihr unerschöpflicher Schatz von Witz und Laune zeigen sich fast auf jeder Seite. Sie ist sich aber dieser schönen Kunst auch bewußt: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." — „Bücher schreiben? nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — da suche ich meinen Meister!!!"

Fast scheint es uns, sie schriebe selbst in ihrem höchsten Alter noch so wie der junge Goethe, der Verfasser des Götz von Berlichingen. Denn um es mit einem Worte zu sagen, das Geheimnis ihrer Anziehungskraft liegt doch zuletzt in der unzerstörbaren Jugend ihres Geistes. Gerade die Briefe aus dem vorletzten Jahre ihres Lebens gehören zu den schönsten und kraftvollsten. Die großartige, herrliche Entwickelung des Sohnes gab auch der Mutter einen größeren Gesichtskreis, eine höhere, freiere Richtung. Ihre in

frühester Zeit durch fremden Einfluß getrübte religiöse Anschauung klärte sich allmählich zu einer die Gegensätze und Widersprüche des Lebens durch den unerschütterlichen Glauben an eine gerechte Regierung Gottes auflösenden Weltauffassung. Dieser feste Glauben an einen gerechten und gütigen Gott und an den Sieg des Guten giebt allem, was sie schreibt und sagt, jene liebenswürdige Herzensfreudigkeit und überlegene Ruhe, uns aber jene Stimmung des Wohlbehagens, die wir in Gegenwart harmonisch ausgeglichener, an Geist und Herz vollkommener Menschen empfinden.

Darum sind die Briefe der Frau Rat für alle unverbildeten Gemüter bisher noch immer eine Quelle des Genusses und der Freude gewesen. Schon deshalb hätte man für sie eine ehrenvollere Stellung in der kürzlich geschriebenen „Geschichte des deutschen Briefes" erwartet, als sie wirklich erhalten hat. Sie selbst führt einmal das Verdienst scherzend auf den Tabak zurück. Eine Zeitlang hatte sie sich das Schnupfen abgewöhnen müssen; in ihren letzten Lebensjahren aber hatte ihr Neffe und Hausarzt Melber diesen Genuß ihr wieder erlaubt. „Ohne ein Prieschen Tabak," so meldet sie der Tochter, „waren meine Briefe wie Stroh — wie Frachtbriefe — aber jetzt! das geht wie geschmiert — das Gleichnis ist nicht sonderlich hübsch, aber es fällt mir gerade kein anderes ein." —

Aber an anderen Stellen spricht sie mit Stolz von ihrem großen Erzählertalent und „der lebendigen Darstellung aller Dinge", die alle, die sie persönlich kannten, nicht genug an ihr zu rühmen wußten. „Sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle. Noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck." Dieses bewundernswerte, soviel gepriesene Talent der Darstellung ist ihr Lebenlang „ihre brillante Seite geblieben". Nicht nur die Kinder lauschten ihr gerne, auch die Erwachsenen gingen mit ihr „in den Kindersinn" und genossen von dem Dichter Klinger und dem Schauspieler Unzelmann an bis zur lobpreisenden Verkünderin dieser Gabe, Bettina, mit Entzücken ihre „Lust zu fabulieren". Diese Märchen sind nicht erhalten; aber wie sie aus dem Volksbuch Fortunatus alles Ueberflüssige wegschneidet, die Geschichte zusammenzieht und ein artiges Märchen daraus formiert, erfahren wir jetzt aus der Zeit, da Bettina auf „der Schawel" zu ihren Füßen saß; auch dürfen wir wohl annehmen, daß „der neue Paris" in Dichtung und Wahrheit ein Beispiel der mütterlichen Darstellungskunst bilden soll.

Der „Gehalt in ihrem Busen", diese Lebendigkeit und Frische des Geistes, half ihr auch über alle einsamen und trüben Stunden hinweg. „Mein Leben fließt still dahin," so heißt es in dem nach Rom gesandten Briefe, „wie ein klarer Bach . . . Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen, mir nicht, so ruhig mein Körper ist, so thätig ist das, was in mir denkt — da kann ich einen ganzen Tag allein zubringen, erstaune, daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr, als vergnügt und zufrieden sein, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht."

Die schöne Klarheit und Gegenständlichkeit der Darstellung, die sie auf den großen Sohn vererbt hat, erstreckt sich sogar auf sie selbst. Sie spricht von sich in der dritten Person und weiß sehr fein gerade dadurch eine ihrer Haupteigenschaften, die Selbstironie, zu bethätigen. Wie sie in ihrer Natürlichkeit und Bescheidenheit über die ihr dargebrachten Huldigungen dachte, zeigt ein Brief an Christiane: „Ich werde (ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht) von so vielen Menschen geliebt — geehrt — gesucht — daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben." Die Schilderung des Besuchs der Professoren im Jahre 1807 ist ganz ähnlich:

„Diese Messe war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer Teil Deines Ruhmes und Rufes auf mich zurückfällt, und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen; so kommen sie denn, um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, versichre zwar die Menschen, daß ich zu dem, was Dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat, nicht das allermindeste beigetragen hätte (denn das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an), zudem weiß ich ja gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu Deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in Dich gelegt wurde, dazu habe ich wahrlich nichts gethan — vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und Du wärest ein ganz ordinärer Mensch geworden, und wo nichts drinnen ist, da kann nichts raus kommen — da erziehe Du, das können alle Philanthropine in ganz Europia nicht geben — gute brauchbare Menschen, ja das lasse ich gelten, hier ist aber die Rede vom außerordentlichen. Da hast Du nun, meine liebe Frau Aja, mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben, wie das recht und billig ist."

Gerade wegen dieser Huldigungen aber sucht sie mit Fleiß sich ihre Fehler vorzuhalten, übt sie mit Vorliebe jene Kunst, über sich selbst zu

ächeln, die ihren Briefen die Färbung des ungesucht Geistvollen verleiht. Ihre Redseligkeit, ihre allzugroße Neigung für das Theater, ihre Furcht vor allem Unangenehmen und Störenden geißelt sie wiederholt an sich selbst.

Oder ist es nicht Ironie, wenn sie, die Schreibselige, die einmal ausruft: „Was ist es um das Schreiben für eine herrliche Sache", sich tintenscheu nennt und vom schreibfaulen August meint: „Er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter — Schreiben — Daumschrauben, ist bei mir einerlei." Als etwas leichtsinnig, aber guten Herzens, charakterisiert sie ihre Landsleute und meint sich selbst damit. Am köstlichsten aber äußert sich diese Selbstironie in dem schon oben abgedruckten Danke an die Herzogin für das ihr übersandte Bild.

„Sie meinte," so lesen wir in der Aristeia, „das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, denen der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk ich in meiner Seele: ja meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! wenn ihr wüßtet, was die Frau Rat heute alles erlebt hat. Sie sagte dann wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagesweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet. Sie sei nicht allein um ihres Sohnes willen da, sondern auch ihr Sohn um ihretwillen, und wenn sie das so gegen einander halte, so wisse sie wohl, was sie zu denken habe, wenn sie die Ereignisse in den Zeitungen lese."

Es ist jener schöne, von uns schon so oft an ihr bewunderte Charakterzug, dem sie hier in Bettinens Sprache Ausdruck verleiht: der Widerwille gegen alles Kleinliche und Alltägliche und die Verehrung des wahrhaft Großen, das sie mit beneidenswerter Kunst gerade an dem, was andre für klein oder unbedeutend halten, zu entdecken weiß.

Auch der vielfach etwas derbe Ausdruck darf ihr nicht als Unbildung ausgelegt werden; einmal erklärt er sich aus der Natürlichkeit ihres Wesens,

die nichts verschleiert, sondern die Dinge beim rechten Namen nennt, ferner beruht die Derbheit auf ihrem Dialekt, der sich, wie der Sohn zuerst in Leipzig erfuhr, in seinen Gleichnissen und sprichwörtlichen Redensarten für ein zartes Ohr oft anstößig ausdrückt. Man lese daraufhin die für Damen geschriebenen Romane der empfindsamen und sentimentalen Sophie von La Roche, und die Derbheit der Frau Rat in Privatbriefen wird nicht mehr verwunderlich erscheinen. Ebenso ist ihr die andre Eigentümlichkeit des Dialekts, die Vorliebe für Citate aus der Bibel, in Fleisch und Blut übergegangen. Wer von ihrer geradezu überraschenden, für jeden Theologen anerkennenswerten Bibelkenntnis sich ein Bild machen will, mag die in der Suphanschen Ausgabe gesammelten Citate aus der heiligen Schrift durchgehen. Selbst Luthers Schriften kennt sie und spricht von seinem herrlichen Trostbriefe an Spalatinus. Ueber ihre große Lesewut macht sie sich selbst oft lustig, aber sie las nicht, um zu lesen, sondern um mit dem Lauf der Litteratur vertraut zu bleiben. Daher ihre eifrige, durch fast alle Briefe an den Sohn sich hindurchziehende Sorge um den Wielandschen Merkur und später den Janus, auf deren Vollständigkeit sie mit einer oft komischen Angst und Mühe fast bis in die letzten Lebensjahre hält; daher die große Freude bei dem Erscheinen dieser Journale, die ihr sowohl neue Dichtungen als auch Beurteilungen der wichtigsten neuesten Erscheinungen brachten. Auch ist sie mit der neuesten Litteratur wohl vertraut. Von vielen citierten Schriften gedenken wir der mit besonderer Freude gelesenen Romane „Agnes von Lilien“ von Schillers Schwägerin und „Gräfin Pauline und Julchen Grünthal“ von Fried. Helene Unger, für deren Uebersendung sie sich bei Christiane hübsch bedankt: „Sie haben mir durch die überschickten Bücher eine große Freude gemacht, besonders war ich entzückt, Agnes von Lilien jetzt ganz zu besitzen, die ich mit so großer Begierde in den Horen suchte, aber immer nur stückweise fand — ich machte mir also ein rechtes Freudenfest und ruhte nicht, bis ich damit zu Ende war — so viel ich mich erinnere von meinem Sohn gehört zu haben, ist die Frau Verfasserin eine Schwägerin von Schiller — O! lassen Sie dieser vortrefflichen Frau meinen besten Dank vor dieses herrliche Produkt kund und zu wissen thun. Auch Julie hat mir sehr behagt, wer ist denn die Verfasserin davon? Ja, meine Liebe! Sie können kein besseres und verdienstlicheres Werk an Ihrer Sie liebenden Mutter thun, als daß Sie die Güte haben, wenn Ihnen solche liebliche Sachen zukommen, mich in meiner Geistesarmut Teil daran nehmen zu

lassen. — Wir haben hier, das tierische Leben betreffend, an nichts Mangel — aber dem Geist geht es wie Adonia, dem Königssohn im Alten Testament — von dem geschrieben steht, wie wirst du so mager, du Königssohn."

Die vielfachen Erwähnungen und Citate aus Goethes, Schillers, Wielands, Gellerts, Gottscheds Werken und aus ihren dramatischen „Leibstückern", ja oft aus entlegenen Werken, wie der asiatischen Banise, oder auch aus schwererer Lektüre, wie der Geschichte der englischen Revolution und dem Leben der Königin Elisabeth, lassen uns ihren Scherz berechtigt erscheinen, wenn sie des Sohnes Worte aus dem Neuesten von Plundersweilern mit kleiner Aenderung auf sich bezog:

> Ich wohne in der langen Gassen,
> Die man für Leser erbauen lassen,
> Wo in den Häusern, eng und breit,
> Gelesen wird zu jeder Zeit!

Maria Belli erzählt, daß Frau Rat einst ihren Sohn um einen allgemeinen Ausdruck gebeten habe, den man bei Beurteilung eines jeden Kunstwerkes gebrauchen könne. Des Sohnes Rat, sich den Ausdruck: „das wird Effekt machen" anzugewöhnen, habe sie bis in ihr hohes Alter befolgt. In den Briefen der Frau Rat ist davon nichts zu merken. Daß aber Frau Belli nicht Unrecht hat, zeigen uns wiederholt scherzhafte Anspielungen hierauf in den Briefen an sie.

Nächst dem Sohne war ihr Schiller der größte Dichter. Mit ihm als Dichter bekannt wurde sie durch die Aufführung der Räuber, die am 19. November des Jahres 1782 in Frankfurt erfolgte. Einundeinhalb Jahr darauf lesen wir in einem Briefe an Fritz von Stein: „Ich wünschte sehr, daß Sie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unser Schauspiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfasser der Räuber." Es war die erste Aufführung dieses Dramas in Deutschland. Den Fiesco hatte sie schon ein Jahr vorher (am 8. Oktober 1783) kennen gelernt. Vom Jahre 1797 an finden sich Grüße an Schiller oder den lieben Schiller, wie sie sagt, „den ich von Herzen liebe und verehre."

Für die Glocke dankt sie ihm besonders, von ihrer Lektüre der Schillerschen Dramen im Lesekränzchen bittet sie den Sohn, Schiller etwas zu sagen, „vielleicht macht es ihm einen guten Augenblick", eine Aeußerung, die uns heute komisch vorkommt, von Frau Rat aber ernst gemeint war. Von den Aufführungen seiner Werke in Frankfurt berichtet sie getreulich, jede Auslassung

und Verstümmelung ist ihr verhaßt. Besonders auf den Tell richtet sie ihre Erwartung. „Den Neujahrstag wird Tell von Schiller bei uns aufgeführt. Da denkt abends um sechs Uhr an mich — die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen, die Nasen zu putzen — das mögen sie zu Hause thun."

Schon die Erwartung auf dies Drama, als ihr Goethe den Zettel von der Aufführung in Weimar zugeschickt hatte, macht sie sehr glücklich und entlockt ihr jene schönen Worte, die allein genügten, ihr unser Herz zu erobern: „Grüße Schiller! und sage ihm, daß ich ihn von Herzen hochschätze und liebe — auch daß seine Schriften mir ein wahres Labsal sind und bleiben — Auch macht Schiller und Du mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf all den Schnick-Schnack — von Rezensieren — Gewäsche — Frau Basengeträsche nicht ein Wort antwortet; da möchten die Herrn sich dem sei bei (uns) ergeben — das ist prächtig von Euch — Hätte das Herr von Meyer verstanden; so hätte er sich nicht soviel Aerger zugezogen! Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort — Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit."

Die große Verehrung für Schiller hing natürlich mit Frau Rats Steckenpferd, ihrer großen Vorliebe für das Theater, zusammen. Noch im Jahre 1805 klagte Henriette Schlosser über die Großmama, „die ohne Rücksicht auf Tante ihre Hälfte im Abonnement ins Theater geht. Tante weiß aber, daß dies eben nichts neues ist, Großmama treibt es noch auf dem alten Fuße."

Daher werden von Schiller und auch von Lessing nur die dramatischen Werke erwähnt. Minna von Barnhelm und Emilie Galotti waren seit langem ihre Lieblingsstücke. Ihre Kenntnis Nathans des Weisen erhellt aus mehreren schon citierten Stellen, ebenso von Schillers Räubern, des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans und des Tell, denen bei ihrer Darstellung in Frankfurt Ausdrücke der höchsten Bewunderung gezollt werden. Unter den Lustspieldichtern stehen Iffland und Kotzebue obenan, deren Werke den „Hanswurstiaden", „dem platten Zeug", gegenüber als gute Stücke gerühmt und gepriesen werden. Besonders Kotzebue, der in wunderbarer Fruchtbarkeit die damaligen Theater mit immer neuer Ware versorgte, hat es Frau Rat angethan, wie ja auch der Sohn gerade dieses Dichters Dramen wegen seiner Darstellungskraft, witzigen Erfindung und großen Bühnenkenntnis mit Vorliebe aufführte. Seine heute längst verschollenen Dramen, wie die Kleinstädter, das Epigramm, die Pagenstreiche, werden oft und mit nicht geringem Lobe citiert, ja die bewundernde Dankbarkeit veranlaßt Frau Rat sogar zu

folgender Bitte an den Sohn, die nur aus völliger Verkennung der Verhältnisse zu erklären ist; denn gerade damals versuchte Kotzebue durch unwürdige Intriguen das Freundschaftsbündnis Goethes und Schillers zu zerstören: Ich weiß nicht, ob Du Bekanntschaft mit ihm hast, wäre es andem, so danke ihm in meinem Namen für sein Epigramm — so hat sich das hiesige Publikum lange nicht amüsiert — es ist vortrefflich besetzt." Kurz vorher wollte sie sogar dem von ihr verehrten Dichter eine Stelle als Regisseur am Frankfurter Theater verschaffen.

Ihr großes Interesse für die Oper, das durch eigene musikalische Thätigkeit genährt wurde, ist uns schon aus früherer Zeit bekannt. So wird uns von italienischen und deutschen Opern berichtet: die heroisch-komische Oper von Peter Winter „Das unterbrochene Opferfest" ist ihr Liebling, aber allen voran steht der große Meister Mozart. Die herrlichen, Heiterkeit und Harmlosigkeit atmenden Melodien waren ganz nach dem Herzen dieser Frohnatur. Freude spricht aus ihrer Schilderung der oft wiederholten, immer zahlreich besuchten Aufführungen: „Neues giebt's hier nichts, als daß die Zauberflöte achtzehnmal ist gegeben worden — und daß das Haus immer gepfropft voll war — kein Mensch will von sich sagen lassen — er hätte sie nicht gesehen — alle Handwerker — Gärtner — ja alle die Sachsenhäuser — deren ihre Jungen die Affen und Löwen machen, gehen hinein, so einen Spektakel hat man hier noch nicht erlebt."

Bei der mit aller Pracht ausgestatteten Darstellung des Titus wird sie „beim Anblick des Kapitols bis zu Thränen gerührt — so prächtig war das" und wünscht sich den Sohn herbei. Für die Oper Cosi fan tutte besorgt sie sogar vom Sohn in Weimar für das Frankfurter Theater einen besseren Text, „denn der", sagt sie, „den ich hier habe, ist abscheulich."

Aber am ausführlichsten wird natürlich über Aufführungen der Werke des Sohnes selbst berichtet. Mit welchem Stolze saß sie da als die Mutter des großen Dichters in ihrer Loge! Wie sie sich dabei als Vertreterin des Sohnes benahm und von den Schauspielern als solche respektiert wurde, dafür hat uns Bettina in ihrem Buch „die Günderode" einen hübschen, wenn auch oftmals angezweifelten Beleg erhalten. Sie läßt die Günderode im Sommer 1805 schreiben: „Im Theater wurden Goethes Geschwister gegeben — es war sehr leer wegen der Hitze, die Frau Rat saß ganz allein auf meiner Seite, sie rief aufs Theater: „Herr Werdy, spielen Sie nur tüchtig, ich bin da", es machte mich recht verlegen, hätte er geantwortet, so

wäre ein Gespräch daraus geworden, in dem ich am Ende noch eine Rolle hätte übernehmen müssen. — Im Parterre saßen keine fünfzig Menschen. Werdy spielte recht gut, und die Rat klatschte bei jeder Scene, daß es widerhallte. Werdy verbeugte sich tief gegen sie, es war gar wunderlich, das leere Haus und die wegen der Hitze offenen Logenthüren, durch die der Tag hereinschien, dann kam der Zugwind und spielte mit den lumpigen Dekorationen, da rief die Goethe dem Werdy zu: „Ah das Windchen ist herrlich" und fächelt sich, es war doch gerade, als spielte sie mit . . . . . Ja, Du magst recht haben, es ist was Großes darin, und es ist schauerlich und daher tragisch gewesen, diese Leere, diese Stille, die offenen Thüren, die einzige Mutter, voll Ergötzen, als habe ihr der Sohn den Thron gebaut, auf dem sie weit erhaben über dem Erdenstaub sich die Huldigung der Kunst gefallen läßt — Sie spielten auch recht brav, ja begeistert, bloß wegen der Frau Rat, sie weiß einen in Respekt zu setzen. Sie schrie auch am Ende ganz laut, sie bedanke sich und wolle es ihrem Sohne schreiben. Darüber fing eine Unterhaltung an, wobei das Publikum ebenso aufmerksam war . . . ."

In unsern Briefen wird nur kurz von mehreren Aufführungen der „Geschwister" gesprochen, aus den Jahren 1803 und 1804. Ausführliches wird über den Clavigo erzählt. Zuerst erfahren wir, daß er nach langer Pause wieder einstudiert werden soll (November 1803), im Juni des nächsten Jahres, daß die Rollen in ausgezeichneten Händen seien, und bald lesen wir von der Freude der Frau Rat, die sie an dem „herrlichen Abend" der Aufführung des Clavigo genoß: „Noch muß ich eines herrlichen Abends erwähnen, den ich und unsere Frankfurter Dir zu danken haben — Es war der 14. Juli — in zwanzig Jahren hatte man ihn nicht gesehen — und da paßte das auf dem Zettel zum ersten Mal mit Fug und Recht — könnte ich Dir nur recht lebendig darstellen, wie vortrefflich alles ging, wie die Schauspieler es wie ihr eigen Kind behandelten, so recht mit Lust und Liebe es ausführten — wie eine Stille in dem großen — voll Menschen vollgepfropften Hause war — man hätte eine Stecknadel fallen hören — wie nur zuweilen, wenn es die Menschen zu sehr angriff — ein einstimmiges Applaudieren und Bravorufen entstand, z. E. wie Beaumarchais die neue Untreue von Clavigo erfährt — wie Carlos Clavigo aufs neue zur Untreue beredet — besser, größer kann dies Trauerspiel schwerlich, auf welchem Theater es sein mag, gegeben werden."

Ueber die Darstellung des Mahomet hören wir weniger die begeisterte, als die launige Frau Rat:

„Aus beikommendem Zettel wirst Du ersehen, daß den 31. Mai Mahomet bei vollem Hause ist gegeben worden — ich zweifle, ob ein Theater imstande ist das Stück so zu geben, wie es bei uns gegeben worden ist — Alle thaten, was möglich war, besonders Otto — der alle Rollen vortrefflich spielt, aber so!! Nein, so was habe ich von ihm noch nicht gesehen — ungeachtet nun wegen der Schwäche der Nerven, womit die jungen Frauenzimmer hier sehr geplagt sind, eine Demoiselle Protzler ohnmächtig hinausgetragen wurde und zwei Demoisellen Sintzheimer davonliefen — so wird es zu Ende dieser Woche doch wieder gegeben — worauf ich mich sehr freue."

Ihr Lieblingsdrama, den Götz, in der neuen Bearbeitung auf der Frankfurter Bühne zu sehen, darauf mußten sie und die Frankfurter trotz ihrer Bitte verzichten. Im Jahre 1804 hatte Goethe bekanntlich seinen Götz für die Weimarer Bühne bearbeitet. Die Arbeit befriedigte aber weder ihn, noch das Weimarer Publikum bei der Aufführung am 22. September 1804. Darum beschloß er, den Druck der Ausgabe zu verhindern. Nun hatte man aber in Frankfurt von Goethes Theaterausgabe gehört. Bei den großen Schwierigkeiten, die der Götz der Aufführung bot, mußte eine solche höchst willkommen sein. Man wandte sich deshalb an Frau Rat, die aber erst durch Vermittelung Christianens die Bitte dem Sohne vortrug: „das sämtliche Personale der hiesigen Schauspielergesellschaft bittet durch mich um das noch ungedruckte Exemplar des Götz von Berlichingen! Sie meinen (wie der Patriarch im Nathan), so was würde ihrem Fond sehr wohl thun — und da doch Frankfurt sein Vaterland wäre, so hofften sie auf gnädige Erhörung."

Daß die Antwort ablehnend war, ist nach dem Obigen leicht zu erraten. Sie scheint sogar etwas scharf ausgefallen zu sein. „Mir kannst Du es" so lautet Frau Rats letztes Wort in der Sache, „deswegen nicht übel deuten — daß ich anfragte, weil ich von allen Deinen sehr guten Gründen nicht das Geringste wissen konnte — diese Sache ist also abgethan — und keine ähnliche soll Dich je wieder behelligen." —

Es war nicht das einzige Mal, daß sich das Frankfurter Theater der Vermittelung der Frau Rat bediente. Das kam daher, weil das Theater seit 1792 in den Händen von Frankfurter mit Frau Rat befreundeten Bürgern war. Für die letzten Jahre seiner Pachtzeit hatte Tabor sein Recht

an die Mainzer Gesellschaft abgetreten. Diese benutzte Frankfurt aber nur als Lückenbüßer und ließ sich oft von schlechten Truppen vertreten. Auch hatte man das Mißliche einer immerfort wechselnden Truppe eingesehen und ebenso den Schaden des Verbotes der Aufführungen gerade an Sonn- und Feiertagen. Deshalb traten sechszig angesehene Bürger zusammen und zeichneten für 33000 Gulden Aktien, um nach Ablauf der Taborschen Pacht das Theater für jährlich 4000 Gulden zu pachten und eine ständige Truppe unter eigener Leitung zu engagieren; die Oberdirektion erhielten angesehene Bürger: Chamont, Stockum, Chiron, Küster. Dieses neue, nun Nationaltheater genannte Unternehmen, das auch die gewünschte Spielerlaubnis mit geringer Einschränkung erhielt, trat am 21. Oktober 1792 in Thätigkeit. Die beiden alten Freunde der Frau Rat, Großmann und Unzelmann, hatten sich sofort Hoffnung auf eine Direktorstelle gemacht und sich deswegen, freilich ohne Erfolg, an die Gönnerin gewandt. Ihr Brief an den ersteren vom März 1791 führt uns deutlich in die Verhältnisse ein.

Die Aktiengesellschaft erzielte zuerst sehr erfreuliche Einnahmen und dazu noch in der bösen Kriegszeit, Neujahr 1793. Frau Rat leitet ihren Bericht darüber folgendermaßen ein: „Ich las einstmals in Jorick, daß das ein böser Wind wäre, der niemand was gutes zuwehte — das trifft nun mit unserm Schauspiel ein — der Krieg und seine Unruhen die so viele Menschen inkommodieren und ruinieren, macht der Entreprise den Beutel voll — Da der König von Preußen und alle Generäle — Herzogen und Prinzen alle Abende drinnen sind; so ist Dir das ein Leben wie die Krönung — das Haus, das nun schon längst fertig ist, hast Du gesehen — es ist ziemlich groß — aber vor jetzt meistenteils zu klein — So einen Spektakel, wie am zweiten Christtag, habe ich noch nicht (selbst die Krönung nicht) drinnen erlebt — über 2000 Menschen mußten zurück — man konnte keinen Apfel zur Erde werfen — Von der Seite wird es sich nun freilich und zwar mit Nutzen halten." Das Stück, von dem hier gesprochen wird, war die Païsiello'sche Oper „Die schöne Müllerin". Aehnlich heißt es in einem Brief vom 6. September 1793: „Die Messe ist glänzender als in vielen Jahren — das Schauspiel befindet sich gut dabei — die Zauberflöte ist bezahlt."

Im Jahre 1800 wurde auch Willemer in die Direktion gewählt, der bald darauf seine Freundschaft zu Frau Rat dazu benutzte, um von Goethe einen guten Regisseur zu erbitten.

Zwei Jahre später ließ die Aktiengesellschaft trotz einer Einbuße von

19000 Gulden in den zehn Jahren sich den Vertrag erneuern. Die neuen Direktoren Grambs, Zickwolf und Leerse scheinen aber auch nicht viel Glück gehabt zu haben. Man wählte 1803 einen Intendanten, den früheren Bürgermeister von Meyer, über dessen Wahl Frau Rat sehr erfreut war. Er wandte sich mehrfach in Theaterangelegenheiten durch die Mutter an den Sohn. Als sich 1803 die Aussicht auf Goethes Besuch eröffnete, wollte er und seine Schauspieler alle Kräfte aufbieten, um dem großen Dichter zu gefallen. Bei weitem mehr benutzten natürlich die Schauspieler und Sänger die Vermittelung ihrer gütigen Gönnerin. Mit Recht nennt sie sich daher in einem Brief an Frau Stock eine Beschützerin und Pflegerin der sieben freien Künste und besonders der jungen aufstrebenden Talente. Ein hübsches Beispiel dafür, wie die Frau, die so reiche Erfahrung und treffendes Urteil in der Schauspielkunst hatte, Talente sogar durch Unterricht und Beispiel förderte, haben wir in dem Bericht des Hallenser Professors und späteren Schauspielers und Schriftstellers Julius Schütz über den Verkehr seiner Gattin, der damaligen Schauspielerin Eunicke, mit Frau Rat. Diese selbst berichtet von ihr dem Sohne nur, daß Frau Eunicke eine vortreffliche Schauspielerin sei. Aber durch Schütz erfahren wir von näheren Beziehungen: „Meine Gattin," so lautet der Bericht, „die sich 1789 viel in Goethes elterlichem Hause befand, hat mir öfters mit der ihr so eigenen lebendigen Auffassungs- und Darstellungsgabe diese wackere Frau, die sich auf das Innigste für das schon in seinem ersten Aufblühen so viel verkündigende Talent der jungen Künstlerin interessierte, charakterisiert und versichert, daß sie ihrem scharftreffenden Urteil und besonders ihren steten Warnungen, sich vor dem Zuvielthun, wie vor jeder Ziererei in ihrem Spiel zu hüten, vornehmlich den frühen Gewinn der echten Naturwahrheit in der Ausübung der Kunst zu danken gehabt habe." Von den alten Bekannten und Freunden der Frau Rat treffen wir in dieser Zeit wieder das Ehepaar Unzelmann und Frau Fiala. Unsere Leser erinnern sich der von uns vielfach berührten Briefe an den erstgenannten Liebling der Frau Rat, die eine fast leidenschaftliche Freundschaft verrieten. Die zwei Stellen, in denen Unzelmann in den Briefen an den Sohn — zwischen beiden liegt mehr als ein Jahrzehnt — erwähnt wird, verraten nicht bloß Gleichgültigkeit, was aus dem Orte, wo sie stehen, sich erklären ließen, sondern auch eine mit allen früheren Aeußerungen wenig übereinstimmende Abneigung — „Herr Unzelmann hat hier ohne Beifall drei Rollen gespielt, und das ganze Publikum wünschte ihm eine glückliche Reise", lautet das

Urteil über sein Gastspiel 1805. Wohl nur in einer Kränkung der opferfreudigen Gönnerin und einst so begeisterten Verehrerin seines Talents durch den leidenschaftlich und unbedacht handelnden Schauspieler werden wir die Erklärung hiefür finden; auch geht man gewiß nicht fehl, wenn man allzugroßen Mißbrauch ihrer Güte in Geldangelegenheiten, obgleich Frau Rat hier von Schauspielern starke Stücke gewöhnt war, als einen wesentlichen Grund des Erkaltens der Freundschaft annimmt.

Mit seiner Gattin, der auch von Goethe gefeierten Künstlerin, ist Frau Rat im Verkehr geblieben, wenn auch von ihr bei ihrem Gastspiel auffallend wenig die Rede ist. Ganz ungestört blieb ihr Verhältnis zu der seit 1777 mit ihr befreundeten Schauspielerin Fiala, die sich in einem Briefe von 1794 als der „liebsten Frau Rätin aufrichtige Freundin" bezeichnet. Sie ist auch die erste, für die die Mutter ein gutes Wort bei dem Leiter des weimarischen Theaters einlegt. „Fiala ist", so beginnt das Gesuch, „eine anerkannt gute Schauspielerin — Königinnen — edle Mütter ist ihr Fach — Sie ist noch so schön — daß sie die Jüngsten verdunkelt — hat einen edlen Anstand — auch einen guten moralischen Charakter — ist friedliebend — fern von Kabalenmacherei — mit einem Wort, ein brauchbares Subjekt. Bei uns sind leider ihre Rollen-Fächer besetzt — sonst würden wir sie mit Freuden wieder bei uns sehen."

Ein andermal verwendet sie sich für das Ehepaar Reinhardt, die in Weimar einige Gastrollen geben wollen. „Es sind ein paar brauchbare Subjekte — besonders die Frau, die in edlen Frauen — Liebhaberinnen, u. dgl. recht brav spielt, er macht Helden — Offiziere auch gut — nun ist mir aber erinnerlich, daß eure Gesellschaft den Sommer in Lauchstädt spielt — wie lange aber weiß ich nicht — wolltest Du also wohl die Güte haben, nur mit ein paar Worten zu antworten, ob im Juli etwas bei euch zu thun wäre. —

Auch die Freunde der Frau Rat nehmen Goethes Güte in Anspruch. Frau Stock wollte ihre Pflegebefohlene, ein Fräulein Caspers, in Weimar untergebracht wissen. Etwas zaghaft, weil die Empfehlung mehr auf äußeren als inneren Gründen beruht, bringt die Mutter die Bitte vor. „Wir haben hier ein junges Demoisellen, siebzehn Jahr alt, Namens Caspers, die gerne nach Weimar auf Theater möchte — Sie war hier zu ersten Liebhaberinnen angenommen, gefiel auch als Friederike in den Jägern und als Cora in der Sonnenjungfrau — nachher wollte es nicht recht fort — die Ursache mag in

einer gewissen Faulheit und Gemächlichkeit liegen — genug es wurde ihr aufgesagt — Sie ist von hübschen Eltern aus Mannheim, Demoiselle Jagemann kennt sie — sie will gern zwei Rollen übernehmen — hier hat sie 800 Gulden bekommen."

Der alten Freundin zu Liebe gewährte Goethe die Bitte, nahm die junge Schauspielerin, die ein hübsches Empfehlungsschreiben der Frau Rat mitbrachte, nicht nur auf, sondern studierte ihr selbst die Rolle der Amenaïde im Tancred ein, in der sie 1801 in Weimar auftrat. Vom Dank des beglückten Mädchens, „die mit ihrem Aufenthalt in Weimar vergnügt wie eine Königin war", zeugen mehrere Briefe der nächstfolgenden Zeit.

Die sich nun häufenden Gesuche, mit der die gutmütige Frau belästigt wurde, bringt sie wohl noch dem Sohne vor, aber sie verlangt, wie bei der Bitte der Frau Bulla für ihre Tochter keine Zusage, sondern nur eine begründete Absage, damit sie sich legitimieren kann, oder sie entschuldigt sich damit, „daß sie aufkeimende Talente nicht gern unterdrücken möchte", oder bringt gar die Bitte in einem Brief an August vor, um Goethe nicht direkt zu behelligen. So lesen wir in dem Brief an den Enkel vom Jahre 1805:

„Ein junger Mensch, sechzehn Jahre alt; Conrad Wenner, von hier gebürtig und von angesehenen Eltern, die Handelsleute sind — hat einen unwiderstehlichen Trieb Schauspieler zu werden — alle Vorstellungen dagegen helfen nichts — ich werde ein schlechter Kaufmann — aber ein großer Schauspieler, das fühle ich — nun haben die Eltern nachgegeben — nun ist die Frage, wo soll er sein Probestück machen? in Frankfurt geht's aus sehr begreiflichen Ursachen nicht wohl an — man hätte also Lust, ihn nach Weimar zu schicken und dort zu erproben — ob sein Gefühl Wahrheit oder Narrheit sei — will nun Dein Vater erlauben — daß er komme und ihm einige kleine Rollen zur Probe geben; so wird die Verwandtschaft es mit Dank erkennen." —

Zuletzt wird es ihr auch zu bunt, zumal August auf Befehl des Vaters das Gesuch etwas kräftig hatte ablehnen müssen. Daher der ärgerliche Ton in dem letzten derartigen Anliegen.

„Der Komedienteufel ist wieder in einen jungen Burschen — einen Enkel des ehemal berühmten Oehlmännchen Handelsmanns Strang gefahren — und die Kerls wollen immer ihre erste Ausflucht nach Weimar nehmen — ich werde ihm also ganz kurz sagen lassen, ich wüßte, daß Du der jungen Leute so viel hättest, daß Du niemand mehr gebrauchen könntest."

Schon einige Jahre vorher hatte sie mitgeholfen, einen jungen Mann aus der ihr bekannten Familie Fröhlich, der durch die Lektüre Wilhelm Meisters verführt, zu Goethe nach Weimar gegangen war, um Schauspieler zu werden, nach Frankfurt zu den Eltern wieder zurückzubringen.

Nur einmal hat es Frau Rat auch versucht, ein Gedicht eines guten Freundes bei ihrem Sohn zu empfehlen, der „unglückselige Papa" war der Tabakhändler Tesche in Frankfurt. Der Freund muß seiner Bitte gewaltiges Gewicht beigelegt haben, denn obgleich Frau Rat „sich nicht gern mit so etwas befaßte, es auch noch nie gethan hatte", läßt sie sich diesmal dazu bestimmen. Als die Antwort mehrere Wochen ausbleibt, fragt sie schüchtern an mit der Begründung „Lieber Himmel, es krabbeln ja so viele um den Parnaß, laß ihn mit krabbeln." Bei weiterem beharrlichen Stillschweigen bittet sie den Sohn, doch ihr zur Liebe etwas Freundliches darüber zu sagen, wieder so originell wie möglich, „sage ihm (mir zur Liebe) etwas, daß wenn man sagte Bal Semen, daß man es konnte vor Balsam nehmen", und endlich fürchtet sie gar, der Sohn nehme ihre Bitte übel: „Glaube ja nicht, daß, was Du mir sonst schuld gabst — noch jetzt die Mode ist (nämlich, wenn Du mir besonders bei Doktor Jung seiner Hirtenschleuder schuld gabst, ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige — damit sie ein Loch in Kopf bekämen) nein das thue ich nicht mehr so viel und stark — freilich ganz und gar ist dieser gutmütige Fehler nicht ausgetilgt."

Der wahre Humor, der auch mit sich selbst Spott treibt, tritt hier zum Vorschein, es ist die Kehrseite der vielgepriesenen Ajathätigkeit, des Vermittelns und Vertuschens und zugleich der Charaktereigenschaft, bei allem immer nur die gute Seite hervorzukehren, die der Sohn mit dem trefflichen Gleichnis geißelte. Diese Schwäche hing mit einer gewissen Weichheit des Gefühls zusammen, die sie auch von ihrer Umgebung fordern ließ, alles Schreckhafte, Verdrießliche und Unangenehme vor ihr zu verbergen. Daß sich die gute Frau Mühe gegeben hat, sich zu bessern, sehen wir aus der Sorge, der Sohn könnte glauben, sie sei wieder in den alten Fehler verfallen . . . . aber freilich noch gar manchmal handelt sie, um ihr eigenes Gleichnis anzuführen, wie der Pater Brey in des Sohnes Fastnachtsspiel:

> Wie er will Berg und Thal vergleichen,
> Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verstreichen.

Doch Goethe ist nicht immer der Gebende, fast ebenso häufig ist er der Bittende. Die eigentümliche Erscheinung, daß in den Briefen an den Sohn

Theaterangelegenheiten einen so breiten Raum einnehmen, hat seinen Grund nicht nur in der Vorliebe der Frau Rat, sondern viel mehr noch darin, daß Goethe im Jahre 1791 die Leitung des weimarischen Hoftheaters übernahm. Nachdem in den ersten Jahren der Regierung Karl Augusts ein Liebhabertheater bescheidenster Art, in dem Goethe selbst wiederholt mitwirkte, dramatische Darstellungen gegeben, dann 1784—1791 die Bellomosche Wandertruppe gespielt hatte, setzte der Herzog 1791 eine Theaterkommission mit Goethe an der Spitze ein. Dieser faßte nun den abenteuerlich klingenden Plan in Weimar, einem Städtchen von 6000 Einwohnern, mit einer jährlichen Unterstützung des Herzogs von etwas über tausend Thalern eine Musterbühne für ganz Deutschland zu schaffen. Wie ihm das gelungen ist, weiß alle Welt und hat zuletzt wieder die zur Feier des 100jährigen Gedächtnistages geschriebene Schrift vor Augen geführt. Daß er aber, bei seiner rastlosen Thätigkeit und Sorge für das ihm anvertraute Institut, auch das ihm wohlbekannte treffliche und sichere Urteil der Mutter und ihre Vertrautheit mit allem, was das Theater anging, sich zu nutze machte, beweist uns fast ein jeder Brief aus jener Zeit. War doch seine Liebe und Neigung für das Theater gerade ein kostbares Erbteil der Mutter. Bei seiner Anwesenheit in Frankfurt 1797 ließ er sich von ihr ein Verzeichnis von früheren und damaligen Frankfurter Schauspielern und Sängern anfertigen, das die Mutter mit kritischen Bemerkungen in ihrer Art kurz und kräftig versah: „Eunicke — singt sehr gut; dessen Frau vortreffliche Schauspielerin, Böllendorf O weh!“ so beginnt die Kritik. Madame Fiala bekommt das Prädikat „sehr gut — Königinnen, Mütter; Rio soll sich sehr gebessert haben; Günter und dessen Frau — kommen ein wenig ins alte Eisen“ Aschenbrenner erhält die Censur: erbärmlicher Hecht; Stegmann: war 1790 ein guter Schauspieler, ditto Frau — nicht viel Rares; Christ gut, nur zu alt; Pauser nicht übel singt; Madame Welschowsky so so . . . .“

Ferner ließ der Sohn sich von der Mutter die Theaterzettel aus Frankfurt kommen und Berichte über erste Aufführungen der Schauspiele, um hieraus Nutzen für seine Bühne zu ziehen; er erkundigte sich auch über die ihr bekannten Schauspieler, die in Weimar angestellt werden wollten, so über ein Fräulein Böttícher, die er in Frankfurt gesehen hatte. „Wenn Demoiselle Bötticher“, so lautet die Antwort, „bei Eurem Theater auf dem Rollenfach der Frau Rosse in Armut und Edelsinn (von Kotzebue), Jungfer Schmalheim in der Aussteuer (von Iffland) — als Haushälterin im großen Los und

dergleichen Charakter und Karikatur sich verbindlich macht, so kann sie, zumal wenn ihr noch hie und da aufgeholfen wird, in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und in diesem Fach viel leisten — Aber sollte sie der Einbildung Teufel treiben, wie es ihr unglaublicherweise schon begegnet ist, daß sie Liebhaberinnen — im Trauer= — Lust= — und Schauspiel vorstellen will, so lasse Dich nicht ein — erbärmlicher läßt sich nicht denken — auch singen will sie können — es ist ebenso jämmerlich."

Ein andermal gratuliert sie ihm: „weil die Müllerin, das Reibeisen, nicht nach Weimar geht und Euch die Ohren voll kreischt". Eine ausführliche Antwort folgt auf seine Anfrage nach der Oper Lodoiska von Cherubini, die am 6. September 1797 in Frankfurt aufgeführt worden war. „Lodoiska hat hier kein Glück gemacht — mein Gulden vor Abonnement suspendu hat mich sehr geschmerzt — die Musik (sagen Kenner) soll sehr schön sein — vor unser Publikum war es keine Speise — an den Dekorationen war auch nichts besonders — wir haben außer dem vortrefflichen italienischen Maler noch einen (der aber jetzt nicht mehr da ist), der wollte auch sein Kunststück machen — es war ein Wald und im Hintergrund das Schloß des Tyrannen — das aber auf die Dekorationen der Palmire gar nicht schmecken wollte — die andern waren unsere schon oft gesehene — ein Zimmer u. d. g. — außer der Lodoiska und dem Tyrannen (ich weiß seinen Namen nicht mehr), die sehr schön waren — sie von blauem Atlas, reich mit Pelz verbrämt — er gelb und roten Atlas, so wie eine Pole oder desgleichen — die anderen die russischen Kleider — die in den Strelitzen paradieren — überhaupt da ich es, dem Himmel sei Dank, nur einmal gesehen und vor Langerweile bald fortgegangen wäre; so erinnere ich mich weiter nichts, als was ich oben gesagt habe — zudem ist es ein Vierteljahr, daß die Sache vorgefallen ist — und wir haben in der Zeit soviel und mancherlei gesehen und gehört, daß die arme Lodoiska ganz verwischt ist."

Auch wurden durch Frau Rat Verhandlungen über den bekannten Weimarer Schauspieler Graff, der durch seine Darstellung des Wallenstein sich berühmt gemacht hatte, gepflogen. „Du wirst nun selbst wissen, was Du mit diesem falschen Menschen beginnen wirst", lautet der Schluß des Berichts. Zugleich hatte er sich nach einem Fräulein Mayer erkundigt, um sie für Weimar zu engagieren; sie wird von Frau Rat folgendermaßen charakterisiert:

„Demoiselle Mayer ist wegen ihres guten Lebenswandels — ihres Fleißes — ihrer Anstrengung bei dem Publikum sehr beliebt — es hat also

Nachsicht mit ihrer schwachen Stimme — mich dauert sie immer, sie würde mit ihren Anlagen eine brave Sängerin werden, denn ihre Stimme ist lieblich und angenehm, aber ihre Brust ist sehr schwach — In einer großen Oper, z. E. Sextus, kann sie am Ende fast nicht mehr fort — aber, wie oben gesagt, wir haben sie lieb, bedauern sie und applaudieren — als Schauspielerin hat sie gar keinen Wert — sie kaut alles, man versteht sie kein Wort — in Stille Wasser sind tief macht oder verdirbt sie die kleine Rolle der Therese — so auch in den Kleinstädtern — es ist auch bei uns nur aus Not, wenn sie gebraucht wird — indem drei unserer besten Schauspielerinnen von hier weg sind. Ihre Stimme ist seit voriges Jahr nicht stärker geworden — also gebessert hat sie sich wenigstens nicht — Ich habe sie hiermit gezeichnet nach Leib und Seele."

Um beider Wünsche zu vereinigen, schlug die Frankfurter Direktion durch Frau Rat ihrem Sohn vor, Graffs Kontrakt zu lösen, wofür man ein gleiches mit Fräulein Mayer thun wollte. Frau Rat ist offenbar dafür gewonnen worden, denn ihr Urteil lautete jetzt bedeutend milder. „Demoiselle Mayer ist ein gutes, liebes Wesen, wie ich Dir schon geschrieben habe — und was ihre Stimme anbelangt: so glaube ich, daß Weimer ihr sehr zuträglich sein würde, weil das dortige Schauspielhaus nicht die Größe, die Höhe und nicht den fürchterlichen Luftzug, wie das hiesige hat, daher alle Augenblicke jemand beim Theater krank ist."

Aus diesem Vorschlage ist natürlich nichts geworden. Goethe fesselte vielmehr seine tüchtige Kraft durch einen geheimen Kontrakt, der dem Schauspieler Pension zusicherte.

Auch über Weimarer Schauspieler, die nach Frankfurt gegangen waren, berichtet die Mutter dem Sohne ausführlich, und an zahlreichen Stellen über alles Bedeutende und Wichtige im Frankfurter Theater. Das Ehepaar Demmer war vor seinem Auftreten in Frankfurt in Weimar. Ueber beide Gatten, die im April zuerst auftraten, schreibt die Mutter sofort an Goethe: „Wir haben ja eine ganze Karawane von Sängern von Deinem Theater erhalten! Herr Weyrauch debütierte als Hironimus Knicker und gefiel recht gut — desgleichen Madame als Konstanze in der Entführung — von Anfang war sie etwas verblüfft — denn es war das Haus gedrückt voll — gegen das Ende ging's besser — auch wurde sie durch Applaudieren aufgemuntert — aber als Königin der Nacht — da konnte sie kein Wort von der Rolle — da war mir angst und bange — das zweite Mal ging aber

besser — das Hannchen in im Trüben ist gut fischen — hat sie recht brav gespielt und gesungen. Herr Demmer! das ist ein herrlicher Mann — den Tamino hat er vortrefflich gespielt — und unsere Opern haben durch ihn sehr gewonnen — seine Frau ist nur als Claudia einmal aufgetreten — da kann man noch nicht viel sagen. Vorige Woche ist die Zauberflöte zweimal bei so vollem Hause gegeben worden, daß alle Thüren offen bleiben mußten, sonst wäre man vor Hitze erstickt!"

Weyrauch konnte jedoch die Gunst des Frankfurter Publikums nicht gewinnen und ging nach Weimar zurück, daher die Worte: „Wie ich höre, so kommen die Weyrauchs wieder zu Euch — es ist mir vor die Leute recht lieb, hier wollte es mit ihnen gar nicht gehen — Lilla, der Frau ihre letzte Darstellung — keine Hand hat sich gerührt — sie hat mich gedauert — freilich haben wir gar treffliche Lillas gehabt — eine Unzelmann — Willmann — Schick — das hat die Sache freilich vor die gute Frau verschlimmert."

So zog der schriftliche Verkehr von Mutter und Sohn aus gemeinsamem Interesse vielfache Nahrung; an ein Erkalten im Ton oder gar ein Nachlassen in der Häufigkeit des Verkehrs, ein Schicksal, das ja alle anderen Briefwechsel erduldeten, ist hier natürlich nicht zu denken, vielmehr ist eine Steigerung an Inhalt und Zahl der Briefe gerade in den beiden letzten Jahren zu bemerken. Ein gütiges Geschick sandte beiden zum Ersatz für mündlichen Verkehr eine Vermittlerin, ein Mädchen, das an beiden mit gleicher, fast abgöttischer Liebe hängend, einen lebendigeren Austausch der Seelen vermittelte; es war Bettina Brentano.

Bettina.

Bettinens Familie hat uns wiederholt wegen ihrer nahen Beziehungen zum Goethischen Hause beschäftigt. Urahne, Großmutter, Mutter, Kind haben unserm Dichter in seinem langen Leben nahe gestanden. Sophie von La Roche, „das Mamachen", ist uns in ihrem nahen Verkehr mit Goethe schon bekannt geworden, nicht minder ihre Tochter, Maxe Brentano, die Lotte von Werthers zweitem Teil; zu ihren zahlreichen Kindern gehört unsere Bettina. Ein eigentümliches Geschick wollte es, daß deren ältester Sohn, also die vierte Generation, der letzte Fremde war, den Goethe kurz vor seinem Tode in Weimar bei sich aufnahm. Sophie von La Roche und ihre Tochter müssen

uns noch etwas beschäftigen, ehe wir zum „Kinde“ Bettina übergehen und ihrem durch sie selbst dichterisch verherrlichten Verhältnis zu Mutter und Sohn.



Bettina von Arnim.

Herr von La Roche war 1786 nach mannigfachen Schicksalen nach Offenbach gezogen, um dort den Rest seines Lebens zu verbringen. Obgleich schon einige Jahre später Frau La Roche Witwe wurde, so behielt sie ihren Wohn=

sitz, trotz ihren vielen Reisen — 1785 war sie in Paris, 1786 in England —, in Offenbach, also ganz in der Nähe von Frankfurt. So finden wir sie denn auch 1793 im Januar an der herzoglichen Tafel beim Besuch der Herzogin Luise von Weimar in Frankfurt und manchmal zum Diner bei Bethmanns mit Frau Rat zusammen, aber ein näherer oder vertrauter Verkehr scheint zwischen beiden Frauen nicht stattgefunden zu haben. Die Gegensätze in beider Charakter geben hierfür die beste Erklärung. Das Gezierte und Gemachte in dem Wesen der La Roche, die Gefühlsüberschwänglichkeit und Sentimentalität, der Widerspruch in ihren Schriften und Thaten, kurzum, das Unwahre konnte Frau Rat an ihr nicht vertragen. Nichts war ihr verhaßter als „erdachte Empfindsamkeit", nichts mehr zuwider „als das Schwätzen und Prahlen und Salbadern, wie das so viele Empfindsame zu thun pflegen". Ueber die von Frau La Roche durchgesetzte Verheiratung der Maxe war, wie uns bekannt, Frau Rat nicht wenig ungehalten gewesen; als nun gar die Mutter Sophie auch für die zweite Tochter eine Geldheirat plante, wird unsere brave Frau Rat geradezu empört. Sie hat darüber an Anna Amalia berichtet: „Teuerste Fürstin! Könnte Doktor Wolf den Tochtermann sehen, den die Verfasserin der Sternheim ihrer zweiten Tochter Luise aufhängen will; so würde er nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen, und ganz gottlos fluchen. Gestern stellte sie mir das Ungeheuer vor — Großer Gott!!! Wenn mich der zur Königin der Erden (Amerika mit eingeschlossen) machen wollte; so — ja so — gebe ich ihm einen Korb — Er sieht aus — wie der Teufel in der siebenten Bitte in Luthers kleinem Katechismus — ist so dumm, wie ein Heupferd — und zu allem seinem Unglück ist er Hofrat — Wenn ich von all dem Zeug was begreife; so will ich zur Auster werden. Eine Frau wie die La Roche von einem gewiß nicht gemeinem Beistand, von ziemlichen Glücksgütern, von Ansehen, Rang u. s. w., die es recht drauf anfängt, ihre Töchter unglücklich zu machen — und doch Sternheime und Frauenzimmerbriefe schreibt — mit einem Wort, mein Kopf ist wie in einer Mühle. Verzeihen Ihro Durchlaucht, daß ich Ihnen so was vorerzähle, ich habe aber eben das Abenteuer vor Augen — und die Thränen der guten Luise kann ich nicht ausstehen — das Untier heißt Möhn und ist wirklicher Hofrat vom Kurfürsten von Trier. Haben Ihro Durchlaucht nur die Gnaden und fragen Merck, was der von der Sache denkt und wie er die La Roche drüber ausgeputzt hat — Ich habe närrische Heiraten genug erlebt, aber wahrlich, was zu viel ist, ist zu viel."

Anna Amalia und Goethe waren nicht weniger empört: „Die Nachricht," so antwortet die Herzogin, „ist so wunderbar, daß mir der Verstand still steht; ich habe Ihren Brief an Doktor Wolff gewiesen, da das Hofleben ihm aber sehr gesittet gemacht hat, so knirschte er nicht mit den Zähnen, fluchte noch weniger, sondern zuckte die Achseln über das jämmerliche Abenteuer ... da sagt das Sprichwort wahr, thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten; ihre Empfindungen sind auf schwarz und weiß aber weit entfernt vom Herzen."

Die Thränen der armen Luise waren leider sehr berechtigt; der reiche Gatte erwies sich bald als ein roher Trunkenbold. In die Leiden dieser Ehe, die das fröhliche und schöne Mädchen Luise bald zu einer verdüsterten, kalten und freudlosen Frau machte, hat uns Clemens Brentano, der dort mehrere Jahre als Knabe verlebte, einen Einblick gewährt.

Seit dieser Zeit waren viele Jahre vergangen, aber der Gegensatz zwischen beiden Frauen hatte sich mit den Jahren noch gesteigert. Die Welt war über die Wertherperiode hinweggeschritten, aber Frau La Roche, die eigentliche Vertreterin dieser weichlich süßlichen und schwächlichen Empfindelei, forderte jetzt noch Verständnis für eine Stimmung, die, wie Goethe bei ihrem Besuch 1799 sagte, allenfalls vor dreißig Jahren zur Zeit wechselseitiger Schonung noch ertragen werden konnte, nunmehr aber ganz aus der Jahreszeit und selbst einem Manne wie Wieland unerträglich war. Ueber den Eindruck der beiden Frauen im Jahre 1800 auf ihn hat Nicolovius berichtet, der in Offenbach Frau La Roche wiederholt besucht hatte. „Sie war," schrieb er in einem Brief vom 24. Mai, „einen Tag über mit der Großmutter Goethe bei uns; die beiden Greisinnen sind total entgegengesetzten Sinnes, Charakters und Geberden, daß man die eine für die Satire der anderen halten könnte; sie hemmten sich also gegenseitig. Das Haupt unserer großen Familie, die Urgroßmutter Goethe, ist das lebendigste, herzvollste Mitglied derselben. Ihre Originalität macht, daß man manche Eigentümlichkeit ihres Wesens vergißt; dagegen verlassen die La Roche, der Sorgen auf dem Herzen liegen, so doch allen edlen Seelen schwer zu tragen sind, ihre Grazie und ihr schöner, ungemeiner Sinn nicht und erhöhen den Anteil jeder Art, den man ihr unmöglich versagen kann." Es ist unschwer zu erraten, was Nicolovius mit den „Eigentümlichkeiten ihres Wesens" meint, die ihre Originalitäten vergessen machen. Ihre natürliche Wahrheit und unverstellte Aufrichtigkeit konnte in der Beleuchtung der gesuchten, wenn nicht gekünstel-

ten Vornehmheit der La Roche leicht als Derbheit oder Rücksichtslosigkeit erscheinen.

Dieser Gegensatz zeigte sich auch darin, daß Frau Rat trotz aller Einladungen des Sohnes und der Herzogin selbst in den Jahren der Kriegsnöten in Frankfurt blieb, während Frau La Roche hilfesuchend bei ihrem alten Freund Wieland sich anmeldete und dadurch ihn sowohl, wie die andern großen Weimarer in die größte Verlegenheit setzte. „Hier waren wir nun," so lautet Goethes Aufzeichnung in den Annalen vom Jahre 1794, „in dem Fall, ihm und uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Angst und Sorge hatten wir schon genug, dazu noch obendrein die Wehklagen zu erdulden, schien ganz unmöglich. Gewandt in solchen Dingen, wußte meine Mutter, selbst so vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beschwichtigen, und sich dadurch unseren größten Dank zu verdienen." Wie Frau Rat das zu Wege brachte, wissen wir nun aus dem prächtigen Brief an den Sohn vom 1. April 1794:

„Die Bürgerkrone wäre nun verdient! Mama La Roche kommt nicht zu Euch — ich könnte, um meinen Ruhm zu vergrößern, Euch raten lassen, wie ich die Sache betrieben, doch kann vor diesmal die Verheimlichung meiner Talente (aus Gründen, die Ihr gleich hören sollt) nicht stattfinden. Gestern fuhr ich nach Offenbach — zum Glück oder Unglück, das kann ich noch nicht bestimmen, war die l. R. nach Hanau gefahren, aber ihre Tochter, die Hofrätin Möhn, war bei der Hand — ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige, sagte ich, sagte Sie. Frau Aja — Ei, ei die Mama reist doch auch immer im Lande herum, ich habe gehört, sie will auch nach Weimar — Möhnin — ja es ist so etwas im Werk — Aja — ja über diese Reise hätte ich doch etwas mit Mama zu reden — doch, da sie nicht da ist, kann ich's Ihnen auch vertrauen — aber versprechen Sie mir, daß Wieland in seinem ganzen Leben nichts von alledem . . . erfahren soll — Möhnin. Ja das verspreche ich. Aja. Wieland ist mit Arbeiten so überhäuft, daß er die Nächte zu Hilfe nehmen muß — weil es eine absolute Notwendigkeit ist, daß die Sachen fertig werden — darunter leidet sein ohnehin nicht starker Körper — nehmen Sie nun noch Zerstreuung dazu! sein Geist würde durch das Dasein seiner Freundin ganz auf andere Gegenstände geleitet werden — Demungeachtet müßte seine angefangene Arbeit vollendet sein, da könnte wahrlich eine ganze Zerrüttung der Maschine bewirkt werden und dergleichen mehr. Legen Sie das der Mama an Herz,

und sie wird mir vor meine ihr gegebenen Winke danken — Damit aber Wieland von unserem Plane (der doch wahrlich bloß zu seinem Besten angelegt ist) nicht ahndet; so muß die Mama einen Brief an ihn schreiben, worin sie mit großem Bedauern Umstände angiebt (die bei jetzigen Zeiten leicht zu erfinden sind), die sie verhindern, zu kommen. Möhnin. Das alles soll befolgt werden — das verspreche ich Ihnen. Nun könnt Ihr ganz ruhig sein, denn zum Ueberfluß will sie morgen nach Frankfurt und kommt zuverlässig zu mir — und da will ich so empfindsam salbadern, als wenn man sagte Baal Samen, daß man es könnte vor Balsam nehmen."

Aber die Sorge der Weimarer schien noch nicht ganz gehoben. Es bedarf einer nochmaligen Versicherung auf Ehrenwort im nächsten Brief, daß Mama La Roche gewiß nicht komme. Die Gefahr war jedoch nur aufgeschoben, nicht beseitigt. Frau Rat schiebt alle Schuld auf Wieland, als der Besuch drei Jahre später doch unternommen wird. „Aber O! wehe!!" heißt es in dem Briefe vom 2. April 1799, „Madame La Roche geht doch zum Gevatter Wieland — der Veteran hat ihr die einladendsten Briefe geschrieben — und ich wette, er langweilt sich, wenn sie einen halben Tag bei ihm ist — vermutlich wird sie alle große und edle Menschen in und um Weimar mit Empfindsamkeit in Contiportion (Kontribution) setzen, wobei Du gewiß obenan stehst — Fasse Deine Seele in Geduld — oder gehe im Mai (denn da kommt sie zu Euch) nach Jena — doch Du wirst es schon einrichten. Lebe wohl!"

Wie sehr Frau Rat mit ihren Befürchtungen recht gehabt hatte, ersehen wir wieder aus Goethes Bericht in den Annalen, nicht weniger aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Als „das drohende Gewitter" sich wirklich entladen hatte, wollte man Hilfe aus Lobeda holen; denn dem guten Freunde Schiller ist schon bei der Nähe der betagten Freundin ganz schlecht zu Mute. Goethe aber, nachdem er sie zweimal gesehen und sie gerade so wie vor zwanzig Jahren gefunden hatte, giebt eine Schilderung von ihrem Wesen, die zeigt, daß er mit der einst so geliebten, mütterlichen Freundin innerlich nichts mehr zu thun hatte: „Sie gehört zu den nivellierenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an."

Glücklicherweise merkte der Gast von diesen im Hintergrunde erscheinenden Reflexen nichts. Frau Sophie freute sich über die ehrenvolle und vornehme

Aufnahme, die ihr von Goethe zu teil wurde; ja sie berichtete ausführlich darüber in ihrem Buche: „Schattenrisse abgeschiedener Stunden."

„Wir genossen wirklich ein Fest der Seelen" — so bezeichnet sie das ihr zu Ehren von Goethe veranstaltete Festessen — „wie einst ein Britte sich ausdrückte. Mir dünkte das Ganze in einer römischen Villa veranstaltet zu sein, da man gleich in dem Vorhause eine Bildsäule erblickt, und oben vor der ersten Thüre mit dem in großen Buchstaben eingeschriebenen Salve! begrüßt wird, und sich dann mitten zwischen Raphaels Stanzen befindet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerksamkeit wird durch keinen andern Gegenstand zerstreut oder abgezogen. Was sollte auch ein Kenner anders wünschen, als diese herrliche Ausbeute einer Reise nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches, mit der edelsten Simplizität verziert, in schöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt ist, wie es zur Bewahrung eines Heiligtums der Kunst gefordert werden kann; denn hier sieht man, wenn der ein wichtiges Geheimnis anzeigende Vorhang zurückgezogen wird, die vollkommenste Kopie des sich seit 1900 Jahren in frischer Farbe erhaltenden Gemäldes, das unter dem Namen der Aldobrandischen Hochzeit bekannt ist. — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieses Anblicks. — Der Eintritt in das Eßzimmer schien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein scherzender Traum — steht nun als Wahrheit vor dir. Du dachtest, in Weimar ein Göttermahl vor der Thürschwelle eines Tempels zu sehen, und bekommst nun selbst einen Anteil von Ambrosia!" denn die mit Blumen und Früchten aller Art so reich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geschmack der Gastmahle, und die Gegenwart der Verfasserin der reizenden „Agnes von Lilien", der Dichterin der Gesänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apoll, konnten diese Vermutung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwischen schönen Gewächsen ertönende Musik und die Erscheinung eines Amorino dienten zum Beweise, daß ich bei einer Art von Götterfest zugegen war."

Eine ähnliche Beschreibung hat Sophie La Roche in einem Briefe an Frau Rat gegeben und sie bald darauf mündlich, als sie auf der Rückreise nach Frankfurt kam, wiederholt. Im Dezember 1799 waren die Mutter und das einstige „Mamachen" des Dichters beisammen, und hier wurde nun der aufmerksam lauschenden Frau ganz genauer Bericht über die herrliche und vornehme Wohnung des Sohnes und jenes prächtige Fest gegeben. In

dem nächsten Brief merken wir die Wirkung hiervon: „Lieber Sohn! Nach der Rückkehr der Mama La Roche empfinde ich erst recht — wie Du mir zu Liebe Dich in meiner kleinen Wohnung beholfen hast — Ei! Was hat die mir und allen Deinen Freunden vor eine herrliche Beschreibung Deines Hauses und Deiner ganzen Einrichtung gemacht — das deliziöse Gastmahl, das Du ihr gegeben hast — das prächtige, grüne atlasne Zimmer — der herrliche Vorhang — das Gemälde, das dahinter war — Summa Summarum — einen ganzen Tag hat sie mich davon unterhalten — was mir das vor ein Tag war, kannst Du leicht denken!!!"

Vertrauter und näher, weil mehr auf Charakter und Gesinnungsähnlichkeit beruhend, war der Verkehr von Goethes Mutter und Sophiens Tochter Maximiliane Brentano. In ihrer leidvollen Ehe war Frau Rat der jungen Frau Trösterin und Helferin gewesen; auch Wolfgang bewahrte der einst angebetenen Maxe ein lebendiges Interesse. Bei seinen Besuchen in Frankfurt verfehlte er nicht, sie aufzusuchen, so auch im Mai 1793. „Deine Mutter hat mir erzählt," so erinnerte Bettina ihn an diesen Besuch, „wie Du sie zum letzten Male gesehen, daß Du die Hände zusammenschlugst über ihre Schönheit. Das war ein Jahr vor ihrem Tod . . . Damals sagtest Du voraus, daß Du sie nicht wiedersehen würdest. Deine Mutter hat mir's erzählt, wie Du tief bewegt über sie warst."

Bald darauf, am 21. November desselben Jahres, starb Maximiliane. Von Goethes tiefer Trauer sind die Worte Bettinens unzweideutiger Beweis; von seiner Mutter haben wir nur ein vier Wochen später geschriebenes bedauerndes Wort erhalten über den unglücklichen, zum zweiten Mal Witwer gewordenen Gatten und seine zwölf Kinder. Auch er folgte seiner Gattin schon im Jahre 1797.

Von den zahlreichen Kindern Maximilianens hat außer Bettina und Melina noch der spätere Romantiker Clemens Maria Brentano mit Frau Rat in näherem Verkehr gestanden. Im September 1778 geboren, blieb er die ersten Jahre bei dem Großvater, dann bei der unglücklichen Tante Luise, „der Möhnin", in Coblenz; vom Jahre 1789 an war er längere Zeit in Frankfurt. Der lebhafte, phantastische Knabe hatte sich in dem alten Kaufmannshause mit seiner Schwester ein altes Kaffeefaß als Ritterburg Baduz eingerichtet und lebte hier in einer Märchenwelt, die ihm über das triviale Kaufmannsleben hinweghalf. Als man ihn deswegen verspottete, nahm sich, wie er selbst erzählt, die Hausfreundin, Frau Rat, seiner an und flüsterte

ihm mitleidig ins Ohr: „Laß dich nicht irre machen, glaub du mir, dein Vaduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtsoldaten und selbst die Geleitsreiter mit dem Antichrist an der Spitze



Clemens Brentano.

können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geist, dein Herz auf die Weide geht.

Wo dein Himmel, ist dein Vadutz,
Ein Land auf Erden ist dir nicht nutz.

Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit demselben berührt, wird's Thränen regnen — Ich wünsche einen

gesegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feenschlösser nicht auf die schimmernden Höhen unter den Gletschern, denn die Lawinen werden sie verschütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menschen unter den Klätschern, denn die Launen werden sie verrücken, nein, baue sie auf die geflügelten Schultern der Phantasie."

„Als ich und meine Betrübnis", so erzählt Clemens weiter, „so herangewachsen, daß die Frau Rat uns nicht mehr Du, sondern Er nannte, sagte sie einstens: „Wenn ich ihn ansehe, geht es mir schier wie jenem alten General, der sah einmal einen höchst kummervollen Menschen in den Schloßhof hereinschleichen, und als dessen elendes Aussehen sein starkes Herz rührte, zeigte er seinem Diener den Armen und sprach: „Prügle er mir den Menschen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich." Steht es denn gar so schlecht mit seinen Ländereien? Er sieht ja drein, als sei der Scepter von Juda gewichen und der Herrscher von seinen Lenden. Komme er heute abend mit mir, es soll ihm das schönste Spektakel gezeigt werden, das je in Vaduz aufs Tapet gekommen ist." Es folgt die Schilderung jener hübschen Theaterscene, in der Marianne Jung, die spätere Angebetete Brentanos und Suleika Goethes, als kleiner Harlekin aus dem Ei kroch; sie macht freilich zu sehr den Eindruck des Erfundenen, als daß wir sie hier verwerten dürften. Auch später noch hat Frau Rat dem jungen Freund tröstend beigestanden, als sie im Verein mit Frau Maxe beim Vater durchsetzte, daß er nach Bonn auf die Universität gehen durfte.

Durch den Tod des Vaters 1797 völlig unabhängig geworden, lebte Clemens seinen schöngeistigen Neigungen. Aber wie seine Poesie, so war auch sein Leben nicht frei von Extravaganzen. Nachdem seine erste Frau, eine geschiedene Mereau, 1806 gestorben war, entführte er im September 1807 ein Fräulein Busmann aus Frankfurt, eine nahe Verwandte der Bethmanns, oder wie andere sagen, wurde er von ihr entführt. Frau Rat sucht diese unüberlegte Handlung, die für ihn das Unglück seines Lebens wurde, in scherzhafter Weise zu erklären. „Ich vor meine Person," heißt es in einem langen Schreiben an den Sohn vom September 1807, „schreibe nun alle Narrheiten, die sich in kurzer Zeit hier gehäuft haben, der erstaunlichen Hitze zu, in Rom sind sechzig Menschen närrisch worden — so arg ist nun freilich bei uns nicht, aber auch Rom und Frankfurt!!!" Demoiselle Busmann, Enkelin von Frau Bethmann Schaaf hat einen Bräutigam — soll nur noch etwas warten, läßt sich aber von Clemens Brentano entführen — die Hitze ist ganz allein schuld."

Der Frau Rat gedachte Clemens Brentano noch im Jahre 1838 in der oben citierten Zueignung seines Märchens „Gockel, Hinkel, Gackeleia" an die Jugendgeliebte Marianne. „Die Kinder dieser Zeit," heißt es dort am Schluß, „wenden mir den Rücken wie die Phantasie, und die Frau Rat, Gott tröste sie, kann mich nicht mehr trösten, wie einstens."

Auf diesen Beziehungen Goethes und seiner Mutter zu der Familie La Roche-Brentano beruht das ganz eigenartige, viel besprochene und oft falsch beurteilte Verhältnis Bettinens zu Goethe und seiner Mutter.

Bettina Brentano wurde am 4. April 1785 in Frankfurt geboren. Bei der unglücklichen Ehe ihrer Eltern wird ihre erste Jugend nicht die glücklichste gewesen sein. Als Liebling des Vaters mußte sie schon in den frühesten Jahren die Vermittlerin zwischen Mutter und Vater spielen. „Wie ich ganz klein war", erzählt sie in dem Buch von der Günderode, „der Vater hatte mich am liebsten von allen Kindern, ich kann kaum zwei Jahre alt gewesen sein, wenn die Mutter was von ihm zu bitten hatte, da schickte sie mich mit einem Billet zu ihm, denn sie schrieben sich immer, sie sagte, wenn der Papa das Billet liest, so bitte daß er Ja schreibt, und er richtete oft nach meinen Bitten seinen Entschluß." Nach dem frühen Tode ihrer Mutter (1793) kam sie in das Kloster zu Fritzlar; vom Jahre 1801 lebte sie mit mehreren ihrer Geschwister bei der Großmutter in Offenbach, die das sehr lebhafte und geweckte Kind mit den Gestalten ihrer so reichen Vergangenheit bekannt machte und sie in die Litteratur ihrer Zeit einführte. Hier lernte sie bedeutende Männer aus Deutschland und Frankreich, die die berühmte La Roche besuchten, kennen, hier wurde sie auch mit Goethes Werken näher bekannt, der ja in so nahen Beziehungen zu ihrer Familie stand. Die alte Hausfreundin hatte sie natürlich schon in früheren Tagen gekannt, aber erst mit dem Jahre 1806 begann der vertraute, ihr bald zum täglichen Bedürfnis werdende Verkehr mit Goethes Mutter; und auch dieser ging mit der Tochter der lieben Freundin Maxe ein neuer Stern auf, der ihre letzten Lebensjahre in ungeahnter Weise verschönen sollte. Nicht daß sie gleichen Charakters gewesen wären; Bettinens schwärmerisch sentimentale und excentrische, fast krankhaft phantastische Art fand keinen Berührungspunkt mit der kerngesunden und natürlichen Denkweise der Greisin. Vor dieser war das Fräulein Günderode, eine zur Schwärmerei neigende, phantasiereiche Stiftsdame und Dichterin, Bettinens Vertraute gewesen. Sie, die infolge von Schwermut und Liebeskummer 1806 Selbstmord beging, ist von

Bettina später in einem eigenen Werke, „die Günderode“ genannt, verherrlicht worden, Frau Rat jedoch wagte der Sohn gar nicht nach ihr und ihrem Tod zu fragen, weil die Mutter, wie er an Frau Frommann schrieb, kurz sagen würde, es sei eine Verrücktheit. Aber wohl konnte Frau Rat den idealen, großartigen Zug selbst hinter den verschrobensten Handlungen Bettinens erkennen, ihre schwärmerische Begeisterung für alles Gute und Große, ihren schönen Optimismus mit ihr teilen; und worin sie beide völlig eins waren, das war die fast abgöttische Verehrung des großen Dichters, von dem die Mutter zu erzählen und Bettina zu hören nicht müde wurde.

Bettina behielt alles in liebendem Herzen, was die von der Erinnerung begeisterte Mutter ihr verriet, deshalb war sie, als der beredte Mund sich für immer geschlossen hatte, für Goethe der beste Ersatz und eine treue und reiche Quelle: „Manches, was sie mir sagte,“ steht in der Aristeia, „hab' ich mir gleich damals aufgeschrieben, aus keiner anderen Absicht, als weil mich ihr Geist überrascht und dann auch, weil es so merkwürdig war, sie, unter lauter dürrem Holz der einzig grüne Stamm. Manchmal sagte sie mir morgens schon im voraus, was sie alles am Abend in der Gesellschaft erzählen würde; am anderen Tage ward mir der Bericht abgestattet, was es für einen Effekt gemacht hatte.“

An sie wandte sich daher Goethe, als er den Entschluß faßte, sein Leben zu schreiben. „Es fand sich nun, daß ich mit Abfassung der Biographie zu lange gezaudert hatte,“ heißt es in dem Bericht der Annalen. „Bei meiner Mutter Lebzeiten hätte ich das Werk unternehmen sollen; damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden.“ Am 25. Oktober 1810 teilt er zuerst Bettinen diese Bitte mit:

„Ich will Dir nämlich bekennen, daß ich im Begriff bin, meine Bekenntnisse zu schreiben; daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehen; aber in jedem Falle bedarf ich Deiner Beihilfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andere, die mir das Vergangene wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuern Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden.“ „Von der Mutter

schreib alles auf," lesen wir ihren „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde," „es ist mir wichtig; sie hatte Kopf und Herz zu That wie zu Gefühl."

Bettina sandte ihm „diese", wie er sie selbst nennt, „wundersamen Auszüge aus einer Hauschronik, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden." Sie haben sich im Goethearchiv gefunden mit der schönen, vom Sohne selbst gegebenen Aufschrift „Aristeia der Mutter", die zeigen sollte, „wie die Mutter einst sich herrlich hervorgethan hat unter den Frauen". Diese Aristeia ist im August 1891 in dem letzten Bande von Dichtung und Wahrheit der Sophienausgabe veröffentlicht worden. Sie sollte im 18. Buche an der Stelle, wo der Name Aja erklärt wird, eingeschaltet werden; doch wurde es den Herausgebern von Goethe freigestellt, „ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können, oder ob solche zu entfernen rätlicher sei". In ähnlicher Weise, wie die Bekenntnisse einer schönen Seele den Roman Wilhelm Meister, so sollte die Aristeia die Erzählung in der Selbstbiographie des Dichters unterbrechen. Der Inhalt ist unsern Lesern bekannt; denn die einzelnen Berichte sind an ihrer Stelle von uns sämtlich in die Darstellung aufgenommen worden. Eine ganze Reihe bisher vielfach auf ihre Wahrheit hin angezweifelter Nachrichten Bettinens sind hierdurch von Goethe selbst bestätigt worden.

Die Quellen und Zeugnisse über Bettinens Verhältnis zu Goethes Mutter sind doppelter Art: einmal erhaltene Briefe der Frau Rat an Bettina und Berichte über sie in den Briefen an den Sohn und zweitens Bettinens Werke „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" und „Das Buch gehört dem Könige", deren Quellenwert mehr oder weniger angezweifelt wird.

Die Briefe an Bettina stammen aus der Zeit, da sie das Ziel ihrer Sehnsucht, Goethe in Weimar zu besuchen, erreicht hatte. Der eine vom 19. Mai 1807 lautet folgendermaßen:

„Gute — liebe — beste Bettina!

Was soll ich Dir sagen, wie Dir danken? vor das große Vergnügen, das Du mir gemacht hast. Dein Geschenk ist schön — ist vortrefflich — aber Deine Liebe — Dein Andenken geht über alles und macht mich glücklicher, als es der tote Buchstabe ausdrücken kann. O! erfreue mein Herz — — Sinn und Gemüt und komme bald wieder zu mir. Du bist besser — lieber — größer als die Menschen, die um mich herum krabbeln, denn eigentlich Leben kann man ihr Thun und Lassen nicht nennen — da ist kein

Fünkchen, wo man nur ein Schwefelhölzchen anzünden könnte — sie sperren die Mäuler auf über jeden Gedanken, der nicht im A-B-C-Buche steht — Lassen wir das und kommen zu etwas, das uns schadlos hält. Meine Freude war groß, da ich von meiner Schwiegertochter hörte, daß Du in Weimar gewesen wärest — Du hast viel Vergnügen dort verbreitet — nur bedauerte man, daß Dein Aufenthalt so kurz war. Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend — sagt ein altes Sprichwort. Was werden wir uns nicht alles zu sagen haben!!! Darum komme bald — und erfreue, die, bis der Vorhang fällt, ist und bleibt

Deine
wahre Freundin
Elisabetha Goethe."

Der andere, einen Monat später geschriebene Brief ist an sehr versteckter Stelle gedruckt und daher weniger bekannt. „Liebe, liebe Tochter! Nenne mich ins Künftige mit dem mir so teuren Namen Mutter, Du verdienst ihn so sehr, so ganz und gar — mein Sohn sei Dein inniggeliebter Bruder — Dein Freund, der Dich gewiß liebt und stolz auf Deine Freundschaft ist. Meine Schwiegertochter hat mir geschrieben, wie sehr Du ihr gefallen hast, und daß Du meine liebe Bettina bist, mußt Du längst überzeugt sein; auf Deine Ankunft freue ich mich gar sehr; da wollen wir dann zusammen schwatzen — denn das ist eigentlich meine Rolle, worin ich Meister bin, aber Schreiben! So tintenschen ist nicht leicht jemand; darum verzeihe, wenn ich nicht jeden Deiner mir so teuren Briefe beantworte, zumal da ich weiß, daß Nachrichten von meinem Sohn Dir das Angenehmste und Liebste sind und ich von seinem jetzigen Thun und Treiben wenig weiß, aber . . . . Da sein Lob auch aus fremdem Munde Dir teuer ist, so sende ich Dir eine Recension aus dem theologischen Journal, die Dir wohlthun und dich ergötzen wird."

(Folgt die Recension.)

„So weit ist's vor Dich — wenn Du herkommst, reden wir ein Mehreres, — etwas Besseres kann ich für diesmal nicht zukommen lassen — denn obiges ist ganz herrlich, und was ich noch darauf hervorbringen möchte — wäre Wasser unter den vortrefflichen Wein. Lebe wohl, behalte lieb

Deine
Dich herzlich liebende Mutter
Goethe."

Die Briefe an den Sohn bringen nun folgende sichere Unterlage. Zuerst erwähnt wird Bettina in dem Briefe vom 16. Mai 1807, als sie bereits in Weimar gewesen war.

„Da hat denn doch die kleine Brentano ihren Willen gehabt und Goethe gesehen — ich glaube, im gegengesetzten Fall wäre sie toll geworden — denn so was ist mir noch nicht vorgekommen — sie wollte als Knabe sich verkleiden, zu Fuß nach Weimar laufen — vorigen Winter hatte ich oft eine rechte Angst über das Mädchen — dem Himmel sei Dank, daß sie endlich auf eine musterhafte Art ihren Willen gehabt hat. Sie ist noch nicht wieder hier, ist noch, soviel ich weiß, in Cassel — sobald sie kommt, sollt Ihr alles, was sie sagt, erfahren."

Der nächste Brief enthält einen schönen Beleg des herzlichen Verhältnisses von Mutter und „Tochter" und der schwärmerischen Verehrung Bettinens für Goethe.

„Hierbei kommt ein Brieflein von der kleinen Brentano — hieraus ist zu sehen, daß sie noch in fremden Landen sich herumtreibt — auch beweisen die Ausdrücke ihres Schreibens — mehr wie ein Alphabet, wie es ihr bei Euch gefallen hat — auf ihre mündliche Relation verlangt mich erstaunlich — wenn sie nur die allerkürzeste Zeit bei Euch war, so weiß ich zuverlässig, daß kein ander Wort von ihr zu hören ist als von Goethe — alles, was er geschrieben hat, jede Zeile ist wie ein Meisterwerk — besonders Egmont — dagegen sind alle Trauerspiele, die je geschrieben worden — nichts — gar nichts — weil sie nun freilich viele Eigenheiten hat; so beurteilt man sie, wie das ganz natürlich ist, ganz falsch — sie hat hier im eigentlichen Verstand niemand wie mich — alle Tage, die an Himmel kommen, ist sie bei mir, das ist ihre beinahe einzige Freude — da muß ich ihr nun erzählen — von meinem Sohn — alsdann Märchen — da behauptete sie denn, so erzähle kein Mensch u. s. w. Auch macht sie mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke — läßt mir zum Heiligen Christ bescheren — am ersten Pfingstfest schickte sie mir mit der Post zwei Schachteln — mit zwei süperben Blumen auf Hauben, so wie ich sie trage — und eine prächtige porzellänerne-Schokoladen-Tasse weiß und gold."

Schon über die Erlaubnis, zuweilen ein Blättchen an Goethe schicken zu dürfen, ist Bettina ganz entzückt. „Antworten sollst Du nicht — das begehre sie nicht — dazu wäre sie zu gering — belästigen wolle sie Dich auch nicht — nur sehr selten — ein Mann wie Du hätte Größeres zu thun,

als an sie zu schreiben — sie wollte die Augenblicke, die der Nachwelt und der Ewigkeit gehörten, nicht an sich reißen."

Im November desselben Jahres waren Brentanos wieder in Weimar. Die Mutter hatte einen Freudentag, als sie nach der Rückkehr (Bettina war noch in Cassel) von der Herrlichkeit des Sohnes berichten — „aber nur stückweise, denn der Bettina dürfen sie nicht vorgreifen, die will mir alles selbst erzählen — Ihr, meine Lieben, könnt leicht denken, welchen Freudentag sie mir dadurch gemacht haben — und welche Freude mir durch Bettinens Erzählung bevorsteht."

Ueber einen Brief von Goethes Hand Anfang Januar 1808 „ist Bettina ganz außer sich. Sie brachte mir ihn," schreibt die Mutter, „im Triumph — auch über Herrn Riemers Verse — Weimar ist ihr Himmel — und die Engel — das ganze Haus gehört dazu — seid Ihr!!!"

Beides, die innige Verbindung Bettinens mit der Mutter und ihre schwärmerische Verehrung Goethes erkennen wir aus diesen unanfechtbaren Belegen. Ferner wissen wir durch die aufgefundene Aristeia, daß Bettinens Aufzeichnungen über die Mutter von Goethe als echte Quelle beglaubigt und benutzt worden sind; so werden wir den von ihr in dem Briefwechsel mit einem Kinde niedergelegten Zeugnissen gegenüber die Stellung einnehmen, daß wir die Briefe nicht für erfunden, sondern für überarbeitet halten. Mögen auch Zeit und Ereignisse durcheinandergeworfen, Reden oder Briefstellen verkürzt, verlängert oder phantastisch aufgeputzt sein, wie es die Dichterin im Interesse ihres Kunstwerkes für nötig hielt, der Geist des Buches ist wahr. Anders steht es mit dem Werke Bettinens, dem sie den sonderbaren Titel gab „Das Buch gehört dem König". Das Buch enthält ihre eigenen socialpolitischen Ideen, die sie einer dritten Person, ihrer lieben Frau Rat, — sie vergleicht einmal ihr Verhältnis zu ihr mit dem des Plato zu Sokrates — in den Mund legt. Nur weniges wird daher für uns verwertbar sein; im allgemeinen werden wir mit Friedrich Wilhelm dem Vierten sagen: „Wir können mit dem Buch nichts anfangen."

Es giebt wenig Bücher, die rein dichterisch gefaßt, sich „dem Briefwechsel mit einem Kinde" an die Seite stellen dürfen. Was ihm an Wirklichkeit fehlt, wird überreich ersetzt durch eine berauschende Phantasie und eine herrliche Sprache. Wahrer hätte Bettina ihr Verhältnis zu Goethe darstellen können, schöner gewiß nicht. Der Zauber einer dichterisch gesteigerten, leidenschaftlichen Liebe ruht auf dem Ganzen und läßt seinen Glanz auch auf Goethes

Mutter fallen. Die Sehnsucht nach dem Sohne hat Bettina zur Mutter getrieben.

Eine kleine liebenswürdige Bemerkung Bettinens erleichterte die nähere Bekanntschaft. „Da ich," erzählte diese, „sie einmal im Theater sah, den Arm mit Braceletten ziemlich hoch schwingen zum Applaudieren, rief ich ihr zu, daß es wohl der Mühe wert sei, solch einen Arm zu schmücken und zu zeigen. Sie nannte mich zwar einen kleinen Schnepperteſch, hatte es aber gar nicht übel genommen."

Bald vergeht kein Tag, daß Bettina nicht die Mutter sieht. Auf der „Schawell", auf der niemand andres sitzen darf, sitzt das Mädchen täglich Frau Rat zu Füßen und hört den Geschichten von Wolfgang zu. Ist es doch Frau Rat bald selbst so, als sei das kein rechter Tag, an dem sie nichts von ihm gesprochen habe. „Hätt' ich die Mutter noch," klagt Bettina in späteren Jahren, „ich würde ihren Umgang allen anderen vorziehen; . . . . mit ihr brauchte man nichts Großes zu erleben, ein Sonnenstrahl, ein Schneegestöber, der Schall eines Posthorns weckte Gefühle, Erinnerung und Gedanken." Die Briefe des Sohnes erklärte sie Bettinen: „ich kenne ja den Wolfgang", sagte sie, „das hat er mit schwebendem Herzen geschrieben, er hält dich so sicher in seinen Armen wie sein bestes Eigentum. Da streichelte mich diese Hand, die Deine Kindheit gepflegt hatte, und sie zeigte mir zuweilen noch manches aus dem ehemaligen Hausrat, wo Du dabei gewesen warst. Das waren Lieblichkeiten." Selbst in des Sohnes Poesien führte sie die junge Freundin ein.

Kein Wunder, daß unter dieser Anleitung die Verehrung des Mädchens für den Dichter zu leidenschaftlicher Liebe und Sehnsucht sich steigerte. Freilich will Frau Rat diese überschwängliche Liebe des Mädchens zügeln und dämpfen, aber in Wirklichkeit ist es doch gerade diese Seite, die sie im Umgange mit Bettina so glücklich macht: „Ich will Dir gerne schreiben, was meine arme Feder vermag, weil ich Dir Dank schuldig bin; eine Frau in meinem Alter und ein junges, feuriges Mädchen, das lieber bei mir bleibt und nach nichts anderm frägt, ja das ist dankenswert." „Daß ich Dich habe," heißt es an anderer Stelle, „das kann ich nicht läugnen, das ist meine Freud'! Andre Leut' sind mir nichts, Du bist mir alles. Seit Du Dich alle Tage bei mir einfindest, gefällt mir mein alt geblümt Tapet wieder und die Schawell grünt wieder auf. Siehst Du, das ist die Verwandtschaft zwischen Deinem Herzen und meinem. Du belebst die Abgestorbenheit des Lebens aufs neue!" Darum wußte sie auch, daß sie niemand Bessern nach

Weimar schicken konnte als Bettina. Ihren Besuch bei Goethe hat Bettina etwas phantastisch beschrieben; was beide über die Mutter gesprochen haben, ist darum nicht weniger wahr: „Wie ich bei ihm war, da war ich so dumm," schreibt Bettina der Mutter, „und fragte, ob er Sie lieb habe, da nahm er mich in seinen Arm und drückte mich ans Herz und sagte, berühre eine Saite und sie klingt, und wenn sie auch in langer Zeit keinen Ton gegeben hätte."

Das freundschaftliche Verhältnis, das sich nun zwischen Goethe und Bettinen bildete, hatte seine Hauptstütze in der Ueberzeugung Goethes, in dem liebenden Mädchen die beste Pflegerin der Mutter, die beste Vertreterin seiner selbst gefunden zu haben. Daher auch schriftlich die sich wiederholenden Bitten: „Halte meine Mutter warm und liebe mich . . . . ., der Mutter schreibe und lasse Dir von ihr schreiben; liebet Euch untereinander, man gewinnt gar viel, wenn man sich durch Liebe eines anderen bemächtigt." Nach ihrem Tode schreibt Goethe Bettinen:

„Damals schickte ich ein Blättchen an Dich meiner Mutter . . . . Diese Gute ist nun von uns gegangen, und ich begreife wohl, wie Frankfurt Dir dadurch verödet ist. — Alles, was Du mitteilen willst über Herz und Sinn der Mutter und über die Liebe, mit der Du es aufzunehmen verstehst, ist mir erfreulich."

Eine unbedachte Aeußerung Bettinens gegen Goethes Frau, die diese beleidigen mußte, hatte den Bruch der Freundschaft Goethes und Bettinens zufolge. Trotz aller Versuche, sich ihm wieder zu nahen, blieb er unerbittlich. Erst nach Christianens Tod wagte Bettina sich wieder an Goethe zu wenden. Es ist bezeichnend, daß sie an die längst verstorbene Mutter, die ja auch früher der Mittelpunkt des Verkehrs gewesen war, wieder anknüpfte. „Heute hatte ich", vom 1. August 1817 ist der Brief datiert, „die Haare in den Händen, die Deine Mutter sich abschnitt, um sie mir als Zeichen ihrer Liebe nach ihrem Tode reichen zu lassen, und da faßte ich ein Herz, einmal will ich Dich noch rufen, was kann mir widerfahren, wenn Du nicht hörst?"

Von den größeren und kleineren Ereignissen im Leben der Frau Rat in ihren letzten Jahren hat Bettina wiederholt ausführliche Nachricht gegeben, so von dem Besuch der Frau von Staël, des Erbprinzen von Mecklenburg und des Enkels oder von dem Feste beim Fürsten Primas. So wollen wir denn auch der von ihr erzählten, ergötzlichen Scene gedenken, die sie auf einem Extrablatt im Juni 1807 berichtet:

„Ich sollte ihr den Gall bringen und führte ihr unter seinem Namen den Tieck zu; sie warf gleich ihre Kopfbedeckung ab, setzte sich und verlangte, Gall solle ihren Schädel untersuchen, ob die großen Eigenschaften ihres Sohnes nicht durch sie auf ihn übergegangen sein möchten; Tieck war in großer Verlegenheit, denn ich ließ ihm keinen Moment, um der Mutter den Irrtum zu benehmen; sie war gleich im heftigen Streit mit mir und verlangte, ich solle ganz still schweigen und dem Gall nicht auf die Sprünge helfen; da kam Gall selbst und nannte sich; die Mutter wußte nicht, zu welchem sie sich bekehren solle, besonders da ich stark gegen den rechten protestierte, jedoch hatte er endlich den Sieg davongetragen, indem er ihr eine sehr schöne Abhandlung über die Eigenschaften ihres Kopfes hielt; und ich hab Verzeihung erhalten und mußte versprechen, sie nicht wieder zu betrügen."

Vielleicht gehörten Gall und Tieck zu den schon oben erwähnten Professoren, deren Besuch aus demselben Jahr Frau Rat so bescheiden und doch auch stolz, vor allem aber wie immer höchst humorvoll dem Sohne meldete.

Auch aus ihrem vielfachen Verkehr bei den Brentanos wird uns manch hübscher Zug mitgeteilt, so von ihrer Anwesenheit bei der Geburtstagsfeier des berühmten Rechtsgelehrten Savigny, des Schwagers Bettinens, am 21. Februar 1808, eine ergötzliche Scene, die uns zugleich zeigt, daß Frau Rat bis zu ihrem Tode die ganze Kraft ihres Geistes und Gefühls besessen hat.

„Nach Tisch" — so heißt es hier unter anderm — „erzählte sie der Gesellschaft ein Märchen, alles hielt sich in traulicher Stille um sie versammelt . . . . Man hat einstimmig beschlossen, es soll nie ein Familienfest gegeben werden ohne die Mutter, so sehr hat man ihren guten Einfluß empfunden, ich habe mich gewundert, wie schnell sie die Herzen gewinnen kann, bloß weil sie mit Kraft genießt und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt."

Es ist ihr das erspart geblieben, was sie mit tiefstem Mitleid und Entsetzen an ihrem Gatten erlebt hatte, ein allmählicher Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte. Gerade in die letzten Lebensjahre fällt ja der Verkehr, der Bettinens Glück ausmachte, und unter den Briefen gehören die vom Jahre 1807 zu den prächtigsten. Nur wenn die Sechsundsiebzigjährige abends ganz allein war, da stellte sich eine Ermattung und Abspannung der geistigen Kräfte ein, was man in der Familie mit den Worten: „Die Groß=

mutter dämmert" bezeichnete. Sie weiß sich auch hierüber humoristisch hinwegzuhelfen.

„Hier schneit's wie in Lappland, meinetwegen mag es schneien oder hageln, ich habe zwei warme Stübchen und ist mir ganz behaglich — bei so stürmischen Wetter bleibe ich zu Haus, wer mich sehen und hören will, muß mir eine Kutsche schicken — und so ganz allein abends zu Hause ist mir eine große Glückseligkeit. Frau Aja! Frau Aja! Wenn du einmal in Zug kommst, sei's Schwatzen oder Schreiben; so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? das Gleichnis ist so übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf, wenn im Haus entweder Fasttag oder Armut ist — sondern wenn was am Spieß steckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genossen werden soll. — Ich glaube also, ich lasse ihn noch laufen, bis ich Euch von meiner Abendglückseligkeit einen kleinen Begriff gemacht habe."

Darauf erzählt sie die Legende vom heiligen Johannes, welcher große Mann zur Erholung von seinen Studien mit einem Rebhuhn gespielt und tausend Spaß getrieben habe: und folgert hieraus die Berechtigung für ihr „Rebhuhn".

„Davon ist die Rede nicht, wenn ich unter guten Freunden bin, da lache ich die jüngsten aus — auch ist nicht die Rede vom Schauspiel, da vielleicht keine sechs sind, die das lebendige Gefühl vor das Schöne haben wie ich und die sich so köstlich amüsieren. Die Rede ist, wenn ich ganz allein zu Haus bin, und jetzt schon um ein halb fünf Uhr ein Licht habe — da wird das Rebhuhn geholt — da bin ich aber auch so erpicht drauf, daß keine Seele mehr zu mir darf. Geheimnis ist die Sache nicht, denn alle meine Freunde kennen das, was ich Rebhuhn nenne."

Man scheint sie deswegen geneckt zu haben, denn es ist sonst gar nicht ihre Art, so ärgerlich zu sprechen, wie in folgenden Worten: „aber das würden sie nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre einsamen Stunden damit hinbringen könnte — ihre Seelen, die den ganzen Tag abgespannt sind, das man sehr an ihrer Unterhaltung merkt — haben demnach von Abspannen keinen Begriff."

In eben diesem Jahre stellten sich auch körperliche Leiden und Beschwerden ein. „Da war ich an Leib und Seele sehr kontrakt und gähnte die Leute an im Takt — die Großmutter ist auch diesen Winter ganz Allegro — sie steckt aber auch wegen ihrem Todfeind, dem Nordost, wie in einer baumwollenen Schachtel — ist denn ganzen Winter nicht ins Komödienspiel ge-

gangen — bei gute Freunde desto mehr — aber in Pelz gehüllt von oben an bis unten aus — und wenn es so fortgeht, so trifffst Du mich gesünder an, als deine liebe Mutter mich vorm Jahre gesehen hat", lesen wir in einen Briefe an August vom März 1808 und im nächsten Winter wiederholte sich der Zustand.

Aus dem innigen Dank, den später Goethe der Familie Stock aussprach „für die liebevolle Vorsorge und Vertretung", ersehen wir, daß gerade diese ihr so liebe Familie sich in dieser Zeit ihrer annahm. Diese Ueberzeugung war es auch, die Goethe und Christiane bei jenem Bericht beruhigten.

Ueber die Beschwerden des Alters half sie sich mit ihrem Humor hinweg. „Ei, schäme dich, alte Rätin!" so soll sie sich selbst zugerufen haben. „Hast gute Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, über siebzig Jahre hinaus!"

Die letzten Briefe an den Sohn (vom Juli 1808) enthalten durchaus keine Klage über ihren Gesundheitszustand. Am ersten Juli hat sie zuletzt an den Sohn und die Tochter Christiane geschrieben. Der Brief an den Sohn, der damals in Karlsbad war, erzählt von der äußeren Veränderung des alten Frankfurt unter der neuen Herrschaft ohne wehmütige Gefühle, vielmehr in Freude über die neuerstandenen Anlagen, „um die ganze Stadt ist ein Park, man glaubt, es sei Feerei — unsere alten Perücken hätten so was bis an den jüngsten Tag nicht zuwege gebracht", und auch darüber, daß Christen und Juden „pele mele alles durcheinander dort spazieren gehen, es ist der rührendste Anblick". Es ist ein hübscher Zufall, daß das letzte Wort an den Sohn ihr Steckenpferd, das Theater, und ihren Lieblingsschauspieler betrifft.

Am Schluß des an demselben Tag geschriebenen Briefes an die liebe Tochter entschuldigt sie die Kürze mit der starken Hitze. „Gescheites kann ich vor heute nichts zusammenbringen — darum verzeihen Sie die Kürze — ein andermal mehr von Ihrer treuen Mutter Goethe."

Gegen Ende August zeigten sich Schwächezustände, die die Familie Schlosser das Aergste befürchten ließen.

Aber Goethe davon zu benachrichtigen, hinderte das ausdrückliche Verbot der Mutter — Bettina war, wie so häufig, im Rheingau. Ihr Bericht an den Sohn über die letzten Tage der Mutter lautete:

„Im September wurde mir ins Rheingau geschrieben, die Mutter sei nicht wohl; ich beeilte meine Rückkehr, mein erster Gang war zu ihr, der Arzt war gerade bei ihr, sie sah sehr ernst aus; als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lese, welche Vorbedeutung mag das haben, ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt; du wirst aber sehen, es wird nichts helfen mit diesen kaiserlichen Spezialien von Lorbeer, Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein. Sie sagte mir Lebewohl und sie wolle mir sagen lassen, wenn ich wiederkommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen, sie lag zu Bett, sie sagte: Heute liege ich wieder zu Bett wie damals, als ich kaum sechzehn Jahre alt war, an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, sie drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten, denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht ....

Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde. Die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für Dich. Die Leute sagen, Du wendest Dich von dem Traurigen, was nicht mehr abzuwenden ist, gerne ab, wende Dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade in dem letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Ruhig und groß", konnte Joh. Friedr. Heinr. Schlosser an den Enkel August schreiben, „wie ihr Leben, war ihr sanfter, schmerzloser Tod, und ihre Besonnenheit verließ sie auch nicht in den letzten Augenblicken ihres Lebens." An dem Tage vor ihrem Tode ließ sie den Hausarzt, ihren auch uns schon bekannten Neffen Dr. Georg Melber, holen und fragte ihn, wie lange sie noch zu leben habe. Da er ausweichend antwortete, soll sie ärgerlich gerufen haben: „Mach er mir nichts vor, Vetter, ich weiß, daß es aus mit mir ist. Sag er's rund heraus, wie lange hab ich noch zu leben?" Gefaßten Muts nahm sie seine Entgegnung, daß sie etwa bis zum andern Mittag noch leben würde, entgegen und bat ihn nur, sie nicht mehr zu verlassen. Von der Ruhe, mit dem sie dem Tode entgegensah und alles vor-

bereitete, haben wir eine Reihe zum Teil ergötzlicher Berichte. Goethe erzählte in späteren Jahren seinem Freunde Zelter, daß die Mutter ihren Tod selbst angekündigt und ihr Leichenbegängnis so pünktlich angeordnet hätte, daß sogar die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war. Jakobi fügt noch hinzu, daß sie sogar den Mägden geboten habe, nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zu nehmen, denn das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können und darüber würde sie sich noch im Grabe ärgern. Derselbe erzählt, daß sie gerade an dem verhängnisvollen Tage von einer Familie, die ihr Unwohlsein für unbedenklich gehalten habe, zu einer Gesellschaft geladen worden sei und auf die Einladung geantwortet habe: sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben. Auch soll sie kurz vor ihrem Tode einem Tischler, der sich zur Anfertigung des Sarges empfehlen wollte, ruhig gesagt haben, es thue ihr leid, daß er zu spät komme, da sie bereits alles angeordnet habe; doch ließ sie ihm eine Entschädigung reichen. Der Tod erfolgte am 13. September 1808 um die Mittagszeit. Der Bericht darüber von Fritz Schlosser an Goethe von demselben Tage lautet: „Gestern befiel sie eine neue Schwäche, und ihre Krankheit nahm plötzlich eine so rasche Wendung, daß man seit gestern auf ihren Tod mit höchster Wahrscheinlichkeit rechnen mußte. Heute um die Mittagszeit erfolgte dieser, sanft und dem Anscheine nach schmerzlos. Ihre Besonnenheit und der feste, ruhige Mut, den wir in ihrem Leben bewunderten, verließ sie auch vor und bei ihrem Tode nicht. Nur in den letzten Augenblicken ihres Lebens waren keine sichtbaren Aeußerungen des Bewußtseins mehr zu erblicken. — Das ausdrückliche Verlangen der uns allen so teuren Verstorbenen macht es mir zwiefach zur Pflicht, Ihnen von dem Tode derselben sogleich Nachricht zu geben."

Die Enkelin Henriette berichtet ihrer Freundin im Oktober: „Großmama litt nicht in dem Grade, wie ihre Krankheit sonst leiden macht, und starb schneller, als der gewöhnliche Gang ihrer Krankheit zuläßt. Ihr Tod war sehr kräftig und schön, wie ich es mir dachte."

Auch an August, der damals in Heidelberg studierte, hatte sie kurz vor ihrem Tode gedacht mit herzlicher Liebe und dem Wunsche, daß nicht seine plötzliche Ankunft zum Besuche bei ihr den Verlust zwiefach schmerzlich machen möge. „Ihre", so schreibt derselbe Schlosser an August, „noch vor wenigen Stunden geäußerte Bitte heißt mich Sie sogleich nach ihrem eben erfolgten Tode mit herzlicher Rührung begrüßen."

Am 17. September erst traf die Nachricht in Weimar ein, gerade als Goethe aus Karlsbad heimkehrte. Alles war festlich geschmückt, das Haus mit Kränzen und Guirlanden umhangen. „Nach Tisch mußte es ihm gesagt werden; er war ganz hin", schreibt der Augenzeuge Vulpius an August. Es ist bei Goethes Gewohnheit ein Zeichen des tiefen Schmerzes, daß er den Tod der Mutter im Tagebuch nicht erwähnt. In diesem Charakterzug berühren sich Mutter und Sohn, wie in so vielen andern, auf das Innigste. Wie Frau Rat alles Betrübende und Traurige, ja sogar auch das Verdrießliche und Unangenehme sich fern hielt und darin Schonung von ihrer Umgebung verlangte, so durfte man zum Sohne vom Tode geliebter Personen nicht sprechen und sogar bei seiner Krankheit seines leidenden Zustandes nicht gedenken. Erst am 21. September berührt er den großen Verlust in einem Briefe an Silvie von Ziegesar: „Als mich, liebste Silvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale wegrief, ahnte ich nicht, was mir bevorstehe. Der Tod meiner teuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt." Einige Tage später schrieb er an Louise Nicolovius, die Tochter Corneliens: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen; doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgehalten hat. Ich danke Ihnen und Ihrem lieben Gatten, da Sie durch Ihr Schreiben ein neues Band anknüpfen wollen, indem sich das alte auflöst."

Wie Bettinen war auch ihm Frankfurt verödet. Jahrelang hat er es gemieden, ja gefürchtet, weil er die Mutter daselbst vermissen würde, ohne die er die Stadt sich niemals gedacht hatte.

Am 15. September wurde, was sterblich an Goethes Mutter war, der Erde übergeben. Sie ruht neben dem Gatten in der Textorschen Gruft auf dem Friedhofe der Peterskirche. Da dieser später in eine öffentliche Anlage verwandelt wurde, mußte erst durch eingehende Nachforschungen die Begräbnisstätte festgestellt werden.

Am 25. Mai 1883, dem hundertjährigen Todestage des Vaters, wurde das von der Stadt Frankfurt Goethes Eltern auf ihrer Grabstätte errichtete Denkmal eingeweiht.

Unseres großen Dichters Lebensbeschreibung entbehrt eines einheitlichen, in sich abgeschlossenen Bildes seiner Mutter, auch die Aristeia enthält ja nur Berichte Bettinens. Daß hierfür Lieblosigkeit und Geringschätzung ihres



Grabstätte von Goethes Eltern.

Einflusses der Grund war, wird wohl niemand mehr, der die schöne Einleitung zur Aristeia gelesen hat, behaupten.

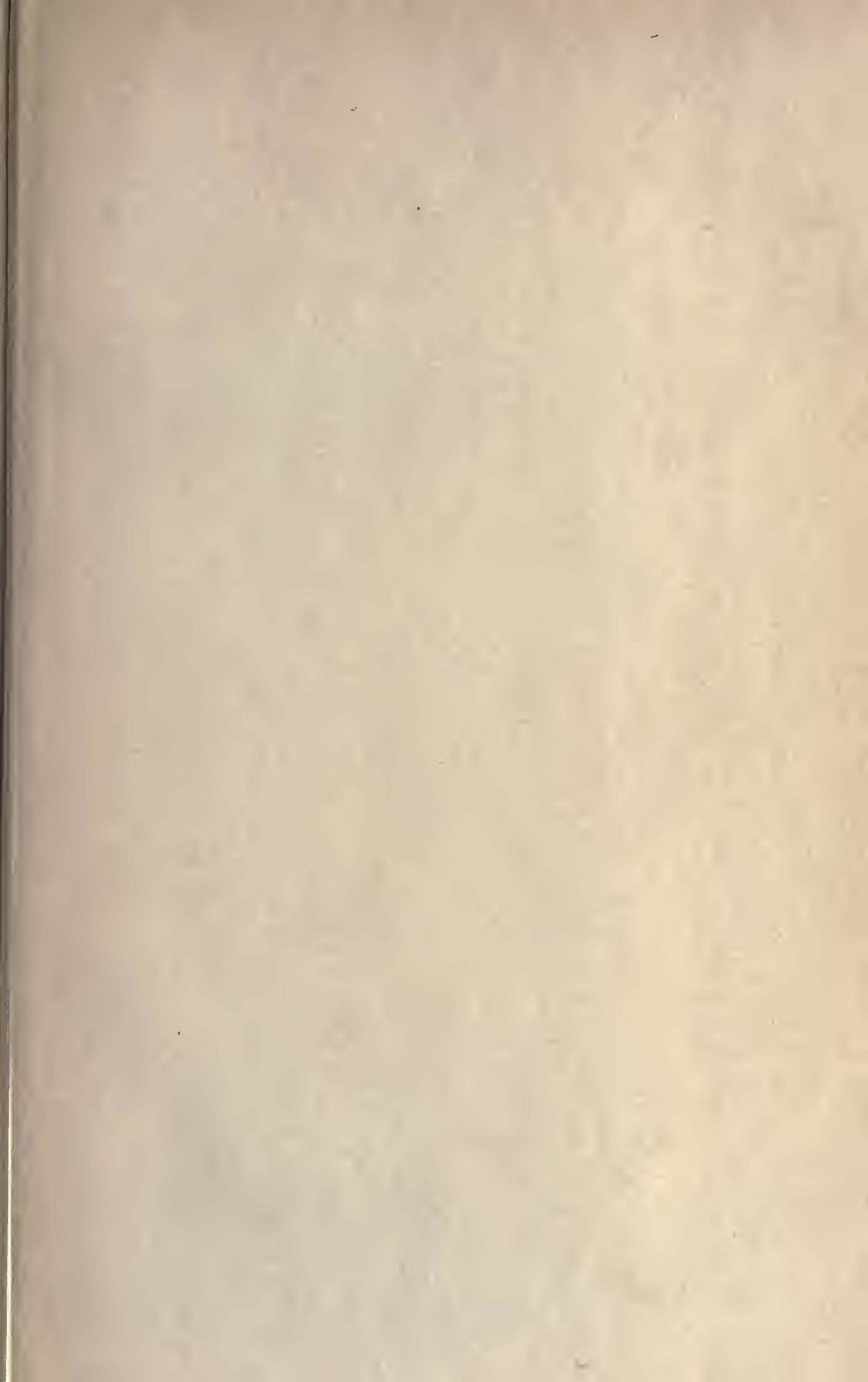
Nein, wenn der Einfluß der Mutter auf das Kind auch nicht minder wichtig, ja vielmehr größer und bedeutender erscheint als der des Vaters, so ist er doch nicht greifbar und darum nicht darstellbar. Es sind überaus zarte, oft kaum erkennbare, aber darum nicht weniger feste Fäden, die sich leise und unmerklich um das Herz der Mutter und des Kindes spinnen. Ehe die Erziehung anfängt, ehe der Verstand zu reifen beginnt, ergießt sich von hier schon ein ununterbrochener Strom von unsichtbaren Einflüssen, deren Wirkungen als angeboren, nicht anerzogen erscheinen. So ist jener vielen auffallend erscheinende Mangel ein schönes Zeichen der Weisheit des Biographen und Dichters und zugleich auch ein Zeichen der Tiefe und Zartheit seiner Empfindung.

Denn wie der Mensch in tiefstem Leid und in höchster Freude verstummt, so giebt es noch andere heilige Gefühle, die man scheu auch vor freundlicher Berührung hütet und in der innersten Brust treu als eigensten herrlichen Besitz bewahrt, so das heiligste aller Gefühle, die Liebe zur Mutter.

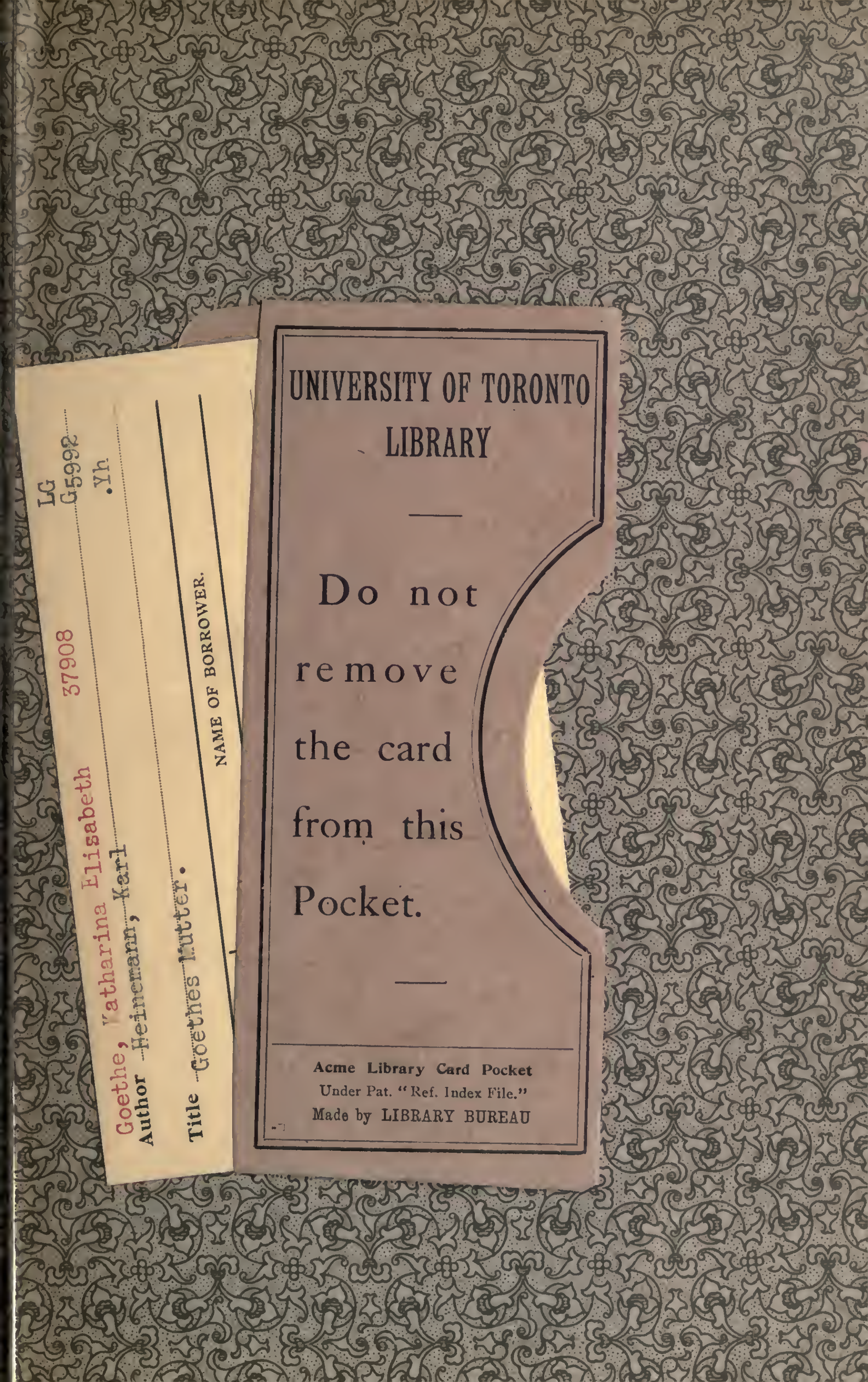
Register.



Druck von August Pries in Leipzig.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
LG
G5992
.Yh
37908
Goethe, Katharina Elisabeth
Author Heinemann, Karl
Title Goethes Mutter.
NAME OF BORROWER.

